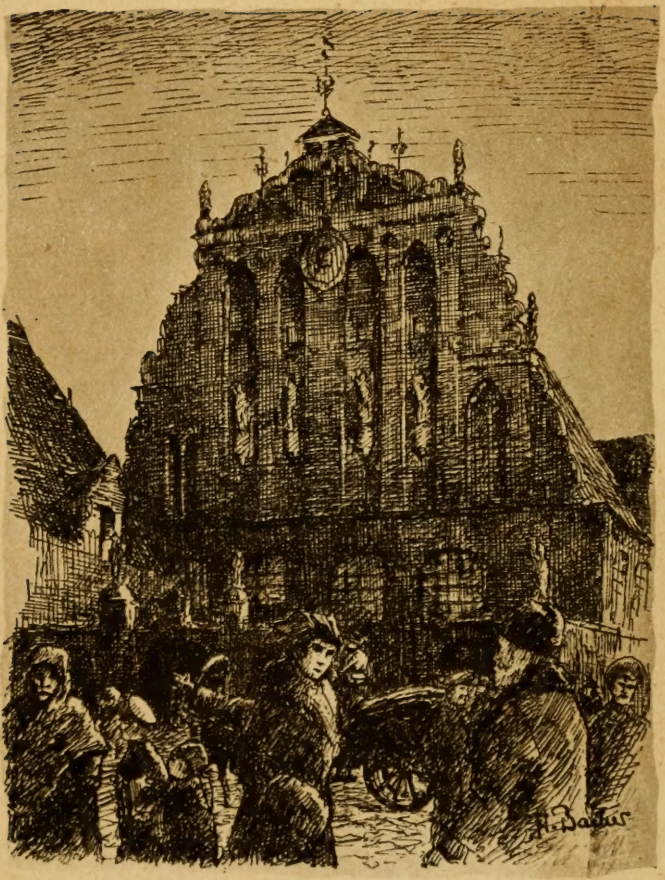
3 1761 07483259 3



Das Schwarzhäupterhaus in Riga

Hans Parlow

Die Schwarzhäupter von Riga

1 9 2 2

Hanseatische Verlagsanstalt / Hamburg

B

LIBRARY FEB 5 1934 UNIVERSITY OF TORONTO

Gedruckt in der
Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft
Hamburg 36.

PT
2631
B5753

g 1263/42

I.

Obgleich die Franzosen bei Ausbruch des Krieges von 1870 über eine starke Seemacht verfügten und Deutschland über eine sehr schwache, störten sie die Bewegungsfreiheit der deutschen Handelsmarine anfangs doch nicht in dem Maße, in welchem sie es gekonnt hätten. Bis zu einem gewissen Grade waren sie den feindlichen Kauffahrteischiffen gegenüber nobel gewesen. Sie versahen diejenigen deutschen Schiffe, die bei Ausbruch der Feindseligkeiten in französischen Häfen lagen, mit Geleitbriefen, welche bis zu dem künftigen Bestimmungshafen oder bis zu einem beliebigen neutralen Hafen Gültigkeit hatten. Auch durften solche deutsche Schiffe, die von dem Kriege nichts wußten und von französischen Kriegsschiffen auf hoher See angetroffen wurden, die Reise ungestört fortsetzen. Von diesen beiden Ausnahmen abgesehen, kaperten die Franzosen alles, was da kreucht und fleucht. Wenn es ging, brachten sie das gekaperte Schiff in ihre eigenen Häfen hinein; wenn es nicht ging, versenkten sie dasselbe oder steckten es in Brand.

Derjenige von den neutralen europäischen Häfen, in dem sich ein deutscher Mastenwald angesammelt hatte, der dichter war, wie anderswo, war Gibraltar.

Eigentlich war es nicht der Hafen selber, denn in den geht nicht viel hinein. Sie lagen sämtlich in der kleinen ruhigen Bucht von Algesiras, die, an drei Seiten durch hohe Berge geschützt, sich zwischen der spanischen Stadt gleichen Namens und dem gegenüberliegenden Gibraltarfelsen ausdehnt.

Es waren Schiffe, die, aus dem Mittelmeer kommend, in den Atlantik hinauswollten, oder umgekehrt. Sie waren mit der Absicht hier zu Anker gegangen, bis zum Friedensschluß liegen zu bleiben. Diese Flotte war zahlreich und umfaßte über hundert Fahrzeuge verschiedener Größe; sämtlich Segelschiffe. Wer aber etwas von der Sache verstand, sah auf den ersten Blick, daß mit Ausnahme eines einzigen Hamburger und Bremer nicht darunter waren.

Denn die Hamburger und Bremer sind großartige Menschen. Für sie ist das Mittelmeer zu klein und jämmerlich; es ist für Küstenfahrt da, aber nicht für lange Fahrt. Wenigstens war das damals der Standpunkt der Hanseaten. Deshalb kamen ihre Schiffe nicht in das Mittelmeer hinein und natürlich auch nicht heraus. Ihre Domäne war Ostindien und die Westküste von Südamerika. In jenen abgelegenen Gegenden war ihnen der Krieg in die Quere gekommen und dort waren sie liegen geblieben.

Weil es in diesem deutschen Gelegenheitsmastenwald bei Gibraltar keine Hamburger und Bremer gab, gab es in ihm auch keine hohen Masten und unter den Masten Schiffe, die für Schönheiten gelten konnten.

Es war derselbe Wald und dasselbe Bild, das bei Helsingör entsteht, wenn der Wind acht oder vierzehn Tage aus dem Kattegat geweht hat und sich südlich von Helsingör einige hundert Schiffe angesammelt haben und auf guten Wind warten. Diese hier bei Gibraltar waren beinahe ausnahmslos in deutschen Ostseehäfen heimatsgehörig. Man sah es ihnen an, daß die dortigen Werften keine hübschen Schiffe bauen konnten, weil sie nicht wollten, und nicht wollten, weil sie nicht konnten. Schlanke, gutsegelnde Schiffe zu bauen, die auch was laden können, ist ein Rätsel, das an der deutschen Ostseeküste niemals gelöst worden ist.

Daß man dort weder konnte noch wollte, dafür lieferten den Beweis die Stettiner und Ziegenorter, die, oben grün und unten schwarz angestrichen, in vielen Exemplaren hier vorhanden waren. Noch augenscheinlicher war der Beweis, den die Schiffe der Danziger Reederei von Georg Link lieferten, die sich ebenfalls durch mehrere Exemplare vertreten ließ. Diese Stettiner und Danziger waren Fahrzeuge, die von den Seeleuten, von den einheimischen wie von den fremden, mit den Ausdrücken Schuten, Seelenverkäufer, Paudeln und Boxen genannt zu werden pflegen. Die Linkschen waren vierkantig, schwarz angestrichen und führten auf dem Schwarz einen weißen Streifen, auf dem schwarze Stückpforten aufgemalt waren. Das Abzeichen aber, durch das sie sich mehr wie durch alles andere als Danziger und Linksche kennzeichneten, war ein zweiter aufgemalter Streifen, der ebenfalls um

das Ganze herumführte. Dieser zweite war ebenso breit wie der andere; er befand sich aber in der Wasserlinie und war nicht weiß, sondern hellbraun.

Den Ursprung und die Bedeutung dieses hellbraunen Schmucks haben die Seeleute sich niemals erklären können. Denn ein Schmuck als solcher konnte es nicht sein, weil es das Gegenteil von hübsch war. Sollte es ein Reedereiabzeichen sein? Oder wollte Georg Link und seine Kapitäne dem seefahrenden Publikum einbilden, daß das Braungelbe der Kupferbeschlag sei, den in Wirklichkeit seine Schiffe niemals besaßen? Unter so vielen Meinungen kam es zu keiner Entscheidung. Weil man aber wußte, daß es auf den Linkschen in der Woche siebenmal Erbsen zu essen gab, und Janmaten sich stets zu helfen wissen, hatten sie zwischen den Erbsen und dem braungelben Wassergang einen Zusammenhang gefunden, der die gewünschte Aufklärung enthielt. Sie hatten nämlich dem Streifen an der Wasserlinie den malerischen Namen „Arftengang“ gegeben.

Jetzt war es Februar.

Gestern war die Nachricht nach Gibraltar gekommen, daß zwischen Deutschland und Frankreich Waffenstillstand abgeschlossen war. Die deutschen Kapitäne waren keine Staatsmänner oder Politiker. Sie wußten nicht, wie sie sich zu diesem sogenannten Waffenstillstand stellen sollten. War es sicher, daß jetzt auch Frieden geschlossen werden würde, so daß sie absolut ohne Gefahr Anker aufgehen und nach ihrem Bestimmungs-

hafen absegeln konnten? Oder war die Sicherheit nur relativ, das heißt in dem Sinne, daß ihre Schiffe während des Waffenstillstandes nicht gekapert werden durften? Und wenn der Waffenstillstand nur wenige Tage dauerte und nachher der Krieg wieder anfing und sie mit ihren Schiffen unterwegs waren? Wie würden die französischen Kriegsschiffe sich dazu verhalten? Solche Kriegsschiffe, die noch gar nicht über den Abschluß des Waffenstillstandes unterrichtet waren, würden diese die Aussagen der deutschen Schiffe, denen sie unterwegs begegneten, ohne weiteres für glaubwürdig halten und dieselben auf deren ehrliches Gesicht hin passieren lassen? Würde sich im besten Falle aus diesen Mißverständnissen nicht mehr oder weniger Zeitverlust und Scherereі ergeben?

Das waren die Fragen, die seit gestern sowohl in den Kajüten wie vor dem Mast unaufhörlich und von allen Standpunkten erörtert und beleuchtet wurden, aber bis heute vormittag keinen Schritt weiter gekommen waren oder gar ein positives Ergebnis gehabt hätten, aus dem ein Entschluß entstanden wäre. Das „Dafür“ und „Dawider“ war bei jedem Schiff an Bord geblieben.

2.

Steuermann Schmock an Bord der Bark „Hulda Link“ hatte eben durch das Doppelglas nach der Gibraltarseite gesehen.

„Ob er das nicht schon wieder ist?“

„Zeigen Sie her,“ sagte Kapitän Beilke.

Er nahm mit dem Glas einen der Zwischenräume in Augenschein, die sich an jener Seite zwischen den in Gruppen liegenden Schiffen öffneten. Jenseits der Schiffe war, bald klar und deutlich, bald unbestimmt durchschimmernd, die Stadt Gibraltar sichtbar.

„Etwas mehr nach rechts hin,“ fügte der Steuermann hinzu.

„Ja, da kommt er. Das hat weniger Zeit gedauert, als wir annahmen.“

„Und Sie glauben — ?“

„Bis jetzt gar nichts. Mag sein, daß er so rasch expediert ist, weil er französisch kann. Zum Frühstück aber haben sie ihn nicht dabehalten.“

Schmock lachte. „Sie glauben, daß Kapitän Duß darauf gerechnet hat?“

„Warum nicht? Ein feiner Mann, wie der, der fertig französisch parliert und bei sich an Bord mit den Matrosen hochdeutsch spricht, kann verlangen, daß er eingeladen wird!“

Schmock grieflachte. „Ob der französische Konsul in Gibraltar weiß, daß an Bord vom „Rigel“ hochdeutsch gesprochen wird?“

„Er mag ja wohl davon gehört haben.“

Die Aufmerksamkeit Beider galt einer von vier Seeleuten geruderten weißen Gig, die sich einige Minuten später anschickte, vor dem Bug der „Hulda

Link“ und in gewisser Entfernung von ihr in die offene Bai zu gehen.

„Was ist das?“ fragte der Steuermann verwundert.

„Sie wollen sagen, daß es so aussieht, als wenn er noch gar nicht daran denkt, bei sich an Bord zu gehen. Ja, jetzt ist er an seinem Schiffe schon vorbei.“

„Als Kapitän Duß an Land fuhr, glaubten Sie, daß Sie ihn ansprechen können würden, wenn er nachher retour und hier vorbeikommt. Sie sagten, Sie wollten wissen, was er für einen Bescheid bekommen hat. Mit der Richtung, die er seinem Boot gibt, kann aber nichts daraus werden. Wo will er hin?“

„Das sehen Sie nicht? Er hält auf das französische Kanonenboot zu.“

„Was will er dort?“

„An Bord gehen.“ Der Danziger blies sich auf. „Und jetzt werd' ich Ihnen sagen, was er an Land für einen Bescheid gekriegt hat. Wahrscheinlich gar keinen. Oder einen, mit dem er nichts anfangen kann. Er läßt nach dem „Man of War“ rudern, um sich bei dem zu erkundigen, wie er sich verhalten soll, wenn er mit seinem Schiff in See geht!“

„Kann sich Kapitän Duß die Antwort nicht denken?“

„Sie meinen, der wird ihm natürlich sagen, gehen Sie ruhig wieder in See, ich tu' Ihnen nichts, aber nachher, wenn Sie draußen sind —“

Schmock grieflachte wieder. „Jawohl, nachher!“

„Lachen Sie nicht zu früh. Sie setzen voraus, daß der Franzos eine Stunde später gleichfalls Anker auf

geht und ihm draußen ein Bein stellt? Wenn Sie sich dabei nur nicht irren! Vielleicht haben sie auch auf dem „Man of War“ schon davon gehört, daß auf dem „Rigel“ hochdeutsch gesprochen wird, und werden denken, ein Gentleman tut dem anderen Gentleman nichts, gehen Sie soviel Anker auf, wie Sie wollen und glückliche Reise. Gewiß und ganz sicher weiß er, daß bei Duß an Bord hochdeutsch gesprochen wird. Der Franzos und Duß sein „Rigel“ liegen ja bloß zwei Schiffslängen voneinander ab und die Franzosen haben feine Ohren. Das beständige Längsseitliegen mag bei dem Lübecker den Glauben erweckt haben, daß er unter allen Umständen sicher ist, wenn er ausgeht. Solche Lübecker kommen auf Gedanken, auf die wir aus Danzig niemals kommen. Und wenn jetzt auch noch herauskommt, daß er französisch kann, wird der Franzos noch weniger dagegen einzuwenden haben. Sehen Sie? Hab' ich nicht Recht gehabt? Er geht bei dem Franzosen an Bord.“

Der „Rigel“ war eine schwarz angestrichene, schlanke Bark, die von allen Schiffen am weitesten draußen in der Bai lag. Sie unterschied sich auch durch die Stellung und Höhe der Masten, wie überhaupt durch die ganze Takelage von den übrigen. Es war die einzige Ausnahme unter den Ostseeschiffen, die hier zu Anker lagen. Sie war in Hamburg gebaut, obgleich heute nicht mehr dort heimatsgehörig.

Noch weiter draußen lag das französische als Dreimastschoner getakelte Kanonenboot „Hirondelle“.

Das Kriegsschiff und die deutsche Bark waren insofern Nachbarn, als zwischen beiden kein anderes Schiff lag und sie freie Aussicht aufeinander hatten.

„Jetzt ist er an Bord," sagte Schmock.

„Wundern Sie sich nicht darüber, daß der Franzos nicht über die Toppen flaggt und Salut schießt, als Duß bei ihm vorbeikam?"

Der Steuermann lachte wieder.

„Sie brauchen nicht über jeden Dreck zu lachen! Ich für mein Part hab' so was für ganz selbstverständlich gehalten. Bei dem Lübecker ist vieles zusammenzurechnen. Gleich wie der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, so ist es ganz klar, daß der Kapitän, der zu einem Schiff gehört, das einen Schnitt hat wie „Rigel", gleichfalls einen aparten Schnitt haben muß. Einer von ganz anderem Schlage, wie unsereiner. So was riechen die Franzosen."

„Mir fällt noch was ein, Kapitän Beilke. Weil der Franzose seit vorgestern stillgelegen hat und auch die beiden anderen heut morgen zurückgekommen sind, läßt sich daraus nicht schließen, daß sie Ordre haben, hier zu bleiben und keine Schiffe mehr aufzubringen?"

„Was den Schweinehund von dem Kanonenboot hier anbetrifft, so soll er an Land erzählt haben, daß er ganze neunzehn in Grund geschossen oder in Brand gesteckt hat. Sie sagen, daß er Ordre bekommen haben mag? Möglich, daß Sie Recht haben. Schaden also kann es nicht, wenn ich später doch noch einmal bei Duß an Bord gehe, um mich bei ihm zu erkundigen,

was er an Land für Antwort bekommen hat und was er von dem Franzosen gewollt hat. Bis es aber so weit ist, müssen Sie mir Stunden über Hochdeutsch geben."

3.

Der Kommandant der „Hirondelle", den der Danziger eben mit dem Titel „Schweinehund" dekoriert hatte, war ein behäbiger, älterer Linienschiffsleutnant mit rundem, gerötetem Gesicht und schwarzem Backenbart.

Er war an Deck und ging achtern auf und ab, als die Gig an Backbord des Kanonenbootes anlegte. Gleich darauf wurde ihm gemeldet, daß der Kapitän der deutschen Bark, die dwars von der „Hirondelle" nach Gibraltar zu läge, ihn zu sprechen wünsche. Nachdem er hatte sagen lassen, daß er außer über französisch nur über englisch verfüge und Duß zurücksagen ließ, daß er französisch spräche, wurde der Deutsche nach hinten geführt.

Der Franzose hatte während seiner Promenade die Hände in die Hosentaschen gesteckt. Das war eine Gewohnheit, ebenso wie das peinliche Vermeiden des Schnurrbartes, das damals noch zu den Seemannsregeln gehörte, in deren strenger Beobachtung sich sämtliche Kriegs- und Handelsmariner begegneten.

Als Duß herankam, blieb der Franzose etwas breitbeinig stehen und zog die Hände aus den Taschen.

Duß grüßte. Der andere entsprach in derselben zivilen Weise durch Lüften der Marinemütze.

„Monsieur le Commandant?“ fragte der Deutsche.

„Zur Verfügung von Monsieur.“ Der Franzose hatte eine helle Tenorstimme.

Duß stellte sich vor. „Ich setze voraus, daß Monsieur le Commandant benachrichtigt ist, daß zwischen Frankreich und Deutschland Waffenstillstand geschlossen ist?“

„Und Monsieur kommen an Bord, um mir dazu zu gratulieren?“ Seine Stimme wurde höher. „Uns, den Franzosen? Nach dem Malheur, das la France gehabt hat?“

„Ich komme, um mir den Rat von Monsieur darüber zu erbitten, ob ich mit meinem Schiff in See gehen kann?“

„Ohne eine Begegnung mit mir befürchten zu müssen? Ich möchte gern Monsieur begegnen. Obgleich zu meinem Bedauern. Aber helas — es geht nicht. Es fehlt mir noch ein deutsches Schiff, um mit denen, denen ich begegnen mußte, — zu meinem Bedauern natürlich, zu meinem lebhaften Bedauern, die Zahl voll zu machen! Nur eines! Aber es geht nicht. Monsieur sind der Kapitän der deutschen Bark an Backbord!“

„Derselbe.“

„Monsieur werden es nicht als Geringschätzung auslegen, wenn ich wünsche, daß es diese Bark wäre, mit der ich die Zahl voll machen möchte. Wenn ich

nicht irre, ist es dasselbe Schiff, das ungesehen an der „Hirondelle“ vorbeigegangen ist, als ich draußen auf deutsche Schiffe wartete. Monsieur werden verstehen, daß ich diesem Schiff den Vorzug geben möchte. Und Monsieur setzen voraus, daß es für mich ginge, wenn Monsieur in See gehen?“

„Darüber möchte ich etwas von Monsieur le Commandant erfahren.“

Der Franzose zog die Schultern hoch. „Wir hätten Monsieur gern gehabt. Viel lieber wie einen anderen. Aber, mon Dieu, wie soll es gehen, nachdem wir erfahren haben, daß Monsieur nach Cette bestimmt ist und eine Ladung im Raum hat, die französisches Eigentum und schon bezahlt ist? Wie soll es möglich sein, daß wir uns selber schädigen?“

„Sehr wohl. Daß die Ladung sicher ist, davon bin auch ich überzeugt. Ich möchte mich aber auch davon überzeugen, ob auch mein Schiff sicher ist!“

„Ob ich Anker auf gehen werde? Mon Dieu, wie kann ich Monsieurs wegen Anker auf gehen, da Monsieur dorthin segeln, wo Monsieur mit offenen Armen empfangen werden? Welchen Zweck hätten meine Arme, die von hinten kommen? Keinen — helas — absolut keinen!“

Er streckte die Arme nach beiden Seiten und hob die Schultern noch höher.

„Keinen, keinen! Also —?“ Er machte ein Gesicht, als wenn er verzweifeln wollte.

„Darf ich wissen, wie ich in Cette empfangen werde?“

„Wie Monsieur empfangen wird? In Cette führen alle Straßen nach Süden auf die See, erhalten den Mistral, Cette ist zugig, man muß eine gute Körperkonstitution haben!“

„Die habe ich. Ich bitte um die Meinung von Monsieur darüber, ob die Sicherheit meines Schiffes nicht nur während der Reise, sondern auch nach der Ankunft in Cette gewährleistet ist?“

Der Franzose wollte noch mehr verzweifeln. „Und warum sollte sie nicht gewährleistet sein?“

„Wird der Waffenstillstand endgültig sein oder nur kurze Zeit dauern und der Krieg später wieder anfangen?“

Der Offizier, der die Schultern eben gesenkt hatte, hob sie wieder so hoch, daß sie ihm über die Ohren reichten.

„Monsieur, wir haben Malheur gehabt. Viel Malheur. Unendlich viel Malheur. Aber la France ist nicht besiegt!“

„Durchaus nicht. Eben deshalb bitte ich um die Meinung von Monsieur, ob ich in See gehen kann und mein Schiff in Cette sicher ist!“

„Cette ist ein Weinhafen! Der Wein ist gut! Der Wein ist billig! Monsieur werden vom Vin de Frontignan gehört haben. Von dem Vermouth. Ich bin aus Marseille. Ich beneide Monsieur darum, daß Monsieur nach Cette kommen!“

„Und ich beglückwünsche mich dazu. Aber wird mir nichts passieren? Weder unterwegs, noch in Cette?“

„Wenn alles gut geht, können Monsieur auf eine Weinfracht ab Cette rechnen. Nach Buenos Aires! Nach Valparaiso! Der Vin de Frontignan ist beliebt. Wird gern getrunken. Hat einen universellen Ruf!“

„Und wenn nicht alles gut geht?“

Die Stimme des Franzosen übersprang eine ganze Oktave.

„Wie wollen Monsieur empfangen werden nach dem Malheur, das la France gehabt hat? Monsieur sind eben in Gibraltar gewesen. Wir sahen das Boot von Monsieur. Es fuhr ab und kam zurück. Monsieur haben sich erkundigt?“

„Jawohl.“

„Bei den Behörden?“

„Jawohl.“

„Bei den französischen?“

„Jawohl.“

„Eh bien — und?“

„Wollen Monsieur le Commandant mir Ihren Rat nicht unabhängig von dem Rat des Monsieur le Consul geben?“

„Kann ich das? Darf ich das? Aber wollen Monsieur mir andeuten, was Monsieur le Consul erklärt hat? Vielleicht kann ich durch eigene Kombination etwas hinzufügen. Weniges! Bescheidenes! Unmaßgebliches! Es versuchen. Um Monsieur gefällig zu sein. N'est ce pas?“

„Ich habe Monsieur le Consul dasselbe vorgetragen, wie Monsieur le Commandant. Auf meine Frage, ob mein Schiff unterwegs sicher wäre, bekam ich die Antwort „partez“. Auf die zweite Frage, ob mein Schiff in Cette sicher sein würde, zum zweiten Mal „partez“.

Der Franzose zog diesmal nicht nur die Schultern hoch, sondern auch die Augenbrauen, spreizte wieder die Arme, brachte die Handflächen nach außen und den Oberkörper nach vorn.

„Und warum reisen Monsieur denn nicht?“

„Monsieur le Commandant raten mir also —?“

„Da ich infolge der Umstände mit dem Schiff von Monsieur die Zahl, helas — leider nicht vollmachen kann —“

„Ich darf also —?“

„Weil ich, helas — hier liegen bleiben muß!“

„Monsieur geben mir also den Rat, Anker auf zu gehen?“

„Wie soll eine Begegnung zwischen Monsieur und mir auf See möglich sein, da ich von hier direkt nach Toulon ins Dock gehe?“

„Und die anderen beiden französischen Kriegsschiffe, die hier liegen?“

„Kann eine Begegnung zwischen denen und Monsieur nicht noch unwahrscheinlicher sein, da beide in gleicher Absicht nach Brest gehen?“

4.

Duß wurde am Fallreep seines Schiffes von seinem Steuermann empfangen.

„Pohlmann, lassen Sie alles seeklar machen. Wir gehen morgen bei Tagesanbruch in See."

„Demnach ist alles in Ordnung? Als ich sah, daß Kapitän Duß noch bei dem Franzosen an Bord gingen, glaubte ich, daß die an Land Schwierigkeiten gemacht hätten!"

„Das gerade nicht. Sie sagten schließlich alle dasselbe. Weder ja noch nein."

Er erzählte.

Der deutsche Konsul hatte auf die Frage, ob „Rigel" nach seinem Bestimmungshafen absegeln könnte, die Achseln gezuckt und anfangs gar nichts gesagt. — Kann ich in See gehen? — Die Ladung ist französisches Eigentum und natürlich nicht gefährdet. — Mein Schiff nicht auch? — Daß Sie dort nicht besonders liebenswürdig aufgenommen werden, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. — Daß ich mein Schiff verliere, ist nicht zu befürchten? — Dazu wird es ja nicht kommen. — Wenn es aber dazu käme? — Ist nicht anzunehmen. — Herr Konsul, wenn Sie an meiner Stelle wären, was würden Sie tun? — Der Herr zuckte wieder die Achseln. Um mich in Sie hineinzuversetzen, müßte ich Schiffskapitän sein und mit meinem deutschen Schiff, das eine Ladung für Frankreich hat, in Gibraltar auf Frieden warten. Weil das alles bei mir nicht stimmt,

kann ich mich auch nicht in Sie hineinversetzen. — Duß sah den Mann an. Ein deutscher Konsul soll sich eigentlich in alles hineinversetzen können, das zu deutschen Interessen in Beziehung steht. — Sie können mir also keinen Rat geben, was ich zu tun habe? — Welchen Rat soll ich Ihnen geben? — Duß sah ihn wieder an. — Ob ich in See gehen soll oder nicht! — Warum sollen Sie nicht in See gehen können? — Vielleicht haben Sie Glück. — Nur „vielleicht"? — Wenn Sie es riskieren wollen, riskieren Sie es. — Das ist alles, was Sie mir zu sagen haben? — Der Herr wurde ungnädig. — Das Uebrige muß Ihnen Ihr gesunder Menschenverstand sagen.

Darauf war Duß zu dem französischen Vertreter gegangen. Der deutsche Konsul war ein Wahlkonsul, der französische ein Berufskonsul. Er hatte ein langes olivengrünes Gesicht mit dunklen, stechenden Augen und farblosen, schmalen Lippen, ohne Schnurrbart und war überhaupt glattrasiert. Auf dem Kopfe hatte er wenige Haare. Die Augenbrauen ersetzten bei ihm die Gestikulation und die Interpunktion in der Rede, da er sie beständig auf und ab zog, bald mehr, bald weniger, je nachdem das Wetter in ihm gut oder schlecht war, und als wenn er Segel setzte oder wieder festmachte, Marssegel einfach oder dicht reffte oder die Reffe wieder ausstreckte.

Für das wenige, das der Franzose ihm sagte, war es des Mienenspiels zu viel. Als Duß in das Bureau hineinkam, zog der Konsul die Brauen so weit nach

unten, als wenn ein Sturm in Aussicht stand und er sich hinter ihnen verschanzen wollte. Wahrscheinlich wollte der Deutsche in irgend einer Angelegenheit reklamieren und der Franzose war entschlossen, alles mit „nein“ zu beantworten. Nachdem aber Duß seine Sache vorgetragen, hatte jener erleichtert ein Reff ausgesteckt. — Partez. — Ist mein Schiff unterwegs sicher? — Der Franzose steckte das zweite Reff aus. — Partez. — Wird mein Schiff auch nicht zur Prise gemacht werden, wenn der Krieg fortgesetzt wird? — Der Konsul reffte wieder dicht. — In der Tat, er kann fortgesetzt werden. — Er steckte beide Reffe wieder aus. — Partez.

„Und so weiter,“ schloß Duß. „Mehr war aus dem Kerl nicht herauszubekommen.“

„Dann kann er also mit dem deutschen Konsul zusammenspannen?“

„Ja, beide waren eigentlich nur von außen verschieden.“

Nach den beiden ungenügenden Antworten, die er von den Konsuln bekommen, hatte es ihm am besten geschienen, sich nach dem Kanonenboot rudern zu lassen, das nicht weit von seinem Schiff lag.

Er und Pohlmann lachten über die bald joviale, bald theatralische Art, mit der der Marineoffizier die Angelegenheit behandelt hatte.

„Wenn Sie also alles Mitgebrachte zusammenaddieren und sich die Summe ansehen, glauben Sie,

daß wir Anker auf gehen können, ohne daß wir draußen angehalten werden?“ fragte Pohlmann.

„Ja, wir wollen gehen.“

Die Franzosen waren so zerschmettert, daß sie schwerlich noch einmal anfangen würden. Die Hunderte von deutschen Schiffen, die sie aufgebracht oder vernichtet hatten, würden sie bezahlen müssen. Sie würden nicht noch mehr bezahlen wollen, indem sie noch mehr Schiffe aufbrachten.

„Ja, wir wollen gehen,“ wiederholte Duß. „Ich werde heute nachmittag noch einmal an Land fahren, aber nicht, um noch mehr Erkundigungen einzuziehen, sondern nur, um unseren Proviant zu ergänzen. Sagen Sie also unseren Leuten, daß das Faulenzen aufgehört hat und wir morgen ausgehen.“ —

In der Mittagspause kamen drei Matrosen achteraus. Sie wollten mit dem „Alten“ sprechen.

„Was wollt ihr?“ fragte Duß.

Sie hatten gehört, daß das Schiff morgen ausgehen würde. Sie wollten Erlaubnis haben, nach Klock sechs, wenn Feierabend gemacht war, noch einen Augenblick an Land zu gehen. Sie hätten noch Kleinigkeiten zu besorgen, Seife, Tabak und so was.

„Gut, ich fahr am Abend auch noch einmal an Land. Ihr könnt mitkommen.“

„Um was zu kaufen, müssen wir 'ne Kleinigkeit Geld haben.“

Duß sah sie sich an. Sie alle sahen etwas unsicher aus.

Die Hauptsache, um die sie an Land gehen wollten, war, daß sie sich noch einmal gehörig vollsaufen wollten.

„Mitkommen könnt ihr. Geld bekommt ihr nicht. Ich werde mit euch zum Schiffshändler gehen, dort könnt ihr kaufen, was ihr braucht. Ich werde bezahlen. Und du?“

Die letzte Frage galt einem Matrosen, der Wilhelm Hechel hieß und von der Kurischen Nehrung war. Der hatte ein paar hohe Seestiefel unter dem Arm und bisher nicht gesprochen.

„Ich brauch' neue Stiefels.“

„Hast du dir nicht welche in Björneborg gekauft? Sind die nicht mehr zu brauchen?“

„Wer nicht glaubt, kann sie sich besehen. Einer hat keine Brill' nötig, um zu sehen, daß nichts mehr dran ist.“

„Duß besah und befühlte die Stiefel. Der Matrose hatte mit Messer und Marlspieker gearbeitet, um die Stiefel, die noch nicht alt waren, unbrauchbar zu machen.

„Hm, was kosten in Gibraltar ein paar neue Seestiefel?“

„In so 'nem teuren Loch, wie das hier, werden unter sechzig Shilling keine guten nicht zu kriegen sein!“

„Sechzig Shilling? Bist du verrückt geworden?“

„Wenn gute Stiefel überhaupt für so wenig zu kaufen sind,“ sagte einer von den beiden anderen etwas mutiger.

Duß sah sie sich zum zweiten Mal an.

Die Drei wollten sich den Raub teilen. Der gewitzte Hechel wollte sich allerdings Stiefel kaufen, aber für billigeres Geld, und später das, was übrig blieb, mit den beiden anderen und dem oder den Kerlen teilen, die sich in den Hafenstädten der Matrosen anzunehmen pflegen, sie in die Läden führen und im Bunde mit den Ladenbesitzern ausbeuteln.

So machen es die meisten Matrosen und mit Vorliebe dann, wenn ihr Schiff seeklar ist und der Kapitän keine Zeit oder Lust mehr hat, sich darum zu kümmern, wozu sie ihr Geld haben wollen.

„Gut, du kannst Stiefel kaufen. Aber ich werde in das Geschäft mitkommen." —

Der unternehmende Hechel hatte einen großen Aerger. Denn die Stiefel, die er nach Feierabend in Gibraltar anprobierte, sollten nur dreißig Shilling kosten. Er hatte also nicht nur ohne Not die in Finnland gekauften ruiniert, sondern auch die Spekulation verfehlt. Um sich an dem „Alten" zu rächen und dem klar zu machen, daß er Recht hätte und in einem „Loch" wie Gibraltar Stiefel mehr als dreißig Shilling kosten, zog er die Stiefel, die ihm gut paßten, wieder aus und suchte sich die weitesten aus, obgleich seine Füße für dieselben viel zu klein waren. Das tat er in der Voraussetzung, daß der „Alte" dafür mehr würde bezahlen müssen. Aber auch mit der Rache hatte er kein Glück. Die weiten Stiefel kosteten nicht mehr Geld wie die weniger weiten.

Der einzige Vorteil, den er von den neuen Stiefeln hatte und über den er sich noch heute abend im Rof belehren konnte, war, daß er sich nicht zu bücken brauchte, um sie auszuziehen, sondern sie ohne Anstrengung von den Beinen schlenkern konnte.

Andere Rofgaften waren der Meinung, daß das unter Umständen ein Nachteil sei.

5.

Albrecht Duß war alleinstehend, stammte aus Lübeck, hatte aber bis zum vorigen Jahre ein Hamburger Schiff gefahren. Dieses Schiff, die Bark „Rigel", war um jene Zeit zwölf Jahre alt geworden. Nach damaliger Hamburger Gewohnheit wollte der Reeder nichts mit den Experten zu tun haben, die auf Veranlassung der Versicherungsgesellschaften behufs Verlängerung der ersten Klasse die Schiffe untersuchen müssen. Weil „Rigel" nach zwölf Jahren die erste Klasse abgefahren hatte, verkaufte der Reeder die Bark nach Memel. Dem Kapitän stellte er ein anderes, im Neubau begriffenes Schiff in Aussicht. Duß hätte aber ein halbes Jahr außer Fahrt bleiben müssen, weil das neue Schiff erst nach diesem Zeitraum zu Wasser gebracht werden konnte. Da in Memel nur wenige stellenlose Kapitäne vorrätig waren und diese wenigen dem Memeler Reeder nicht gefielen, Duß auch von Hamburg aus gute Referenzen vorzeigen konnte, hatte der neue Reeder mit dem Hamburger Schiff auch den Lübecker Kapitän übernommen.

Duß war ein frischer, fröhlicher, blonder Mann in der Mitte der Dreißiger, der seinen Beruf liebte und in ihm tüchtig war. Im Gespräch verstand er nicht nur zu „segeln", das heißt, mit seinen Berufsgenossen über sein Fach zu reden. Er interessierte sich auch für die Dinge am Lande und konnte mit solchen Leuten reden und ihnen Auskunft geben, die nicht Seeleute waren. Er hatte auch Initiative. Weil er vieles wußte und konnte, brauchte er das, was im Zusammenhang mit seinem Schiff und der Seefahrt stand, nicht den übrigen nachzumachen, sondern stellte sich mit seinen Entschlüssen an die Spitze und gab das Beispiel.

Unmittelbar, nachdem er in den Dienst des Memelers getreten, bemerkte er vieles, das ihm an der neuen Abhängigkeit nicht gefiel. Manches, das ihm so wenig gefiel, daß er bereute, Memel mit Hamburg getauscht zu haben. Er gab seiner Reue nur deshalb keinen äußeren Ausdruck und behielt seine Gedanken für sich, weil er sich kein Armutszeugnis ausstellen und nicht für inkonsequent und leichtsinnig gehalten werden wollte.

Der Memeler ließ nämlich das Schiff sofort von Hamburg nach Newcastle versegeln und von dort mit einer Ladung Kohlen nach Memel kommen. An derartige Ladung war „Rigel" nicht gewohnt. Die Bark hatte bisher immer Stückgut in die Tropen gebracht und dort Kaffee, Zucker, Baumwolle usw. als Rückfracht nach Hamburg erhalten. Das schien jetzt aufhören zu sollen. In Memel wurde der hohe Kupferbeschlag, der bis an die Ladelinie reichte, zum Teil

abgerissen und seine Höhe auf die Ballastlinie, also neun Fuß tiefer, reduziert. Die hohe Takelage wurde vereinfacht und die Crew von achtzehn Mann auf zwölf verringert. Der neue Besitzer, dessen überseeische Beziehungen nicht weit reichten und auch nicht erweitert werden konnten oder sollten, wollte aus dem Hamburger Langfahrtschiff einen Coalier und Holzschlepper machen, wie es seine übrigen Schiffe und die Ostseeschiffe meistens überhaupt waren. Duß konnte sich mit einem Kaufmann vergleichen, der bisher in einem großen Bankgeschäft angestellt gewesen ist, jetzt aber als Ladenschwengel mit vorgebundener Schürze hinter dem Ladentisch eines Heringskrämers einzelne Heringe verkaufen soll.

Aus den oben angeführten Gründen biß Duß trotzdem in den sauren Apfel.

Anfangs Juli 1870 segelte er von Memel in Ballast nach Björneborg in Finnland, um dort Bretter nach Cette in Südfrankreich zu laden.

Er war mit dem Laden noch nicht fertig, als der Krieg mit Frankreich ausbrach und er in Björneborg liegen bleiben mußte. Duß wartete mit dem seeklaren Schiff bis Mitte Oktober. Um diese Zeit stellte sich in jenen Breiten der Frost ein. Wenn er noch länger liegen geblieben wäre, würde sein Schiff vom Eise umschlossen worden sein und wahrscheinlich erst im Mai des folgenden Jahres davon frei werden. Da es aber angesichts der großen militärischen Erfolge Deutschlands nicht unmöglich war, daß Frieden ge-

schlossen würde, bevor der Eisgang in Björneborg angefangen hatte, würde das Schiff untätig und nutzlos eine lange Zeit verlieren. Deshalb war es geraten, daß die Bark schon jetzt in See ging, bevor die Eisverhältnisse es verhinderten.

Also vorn und achtern Trosse losschmeißen und sofort in See.

Es gab aber einige Bedenken. Wenn er seine Absicht ausführte, riskierte er verschiedenes.

Die Franzosen, die mit so und so vielen Panzerfregatten, Schraubenfregatten und anderen Schiffen in der Ostsee gewesen, waren allerdings jetzt aus derselben verschwunden. Jedoch anderswo und in Gegenden, in denen sie heimischer waren, waren sie noch in der gleichen Anzahl vorhanden. Zum Beispiel in der westlichen Nordsee, im östlichen Atlantik und vor allem im englischen Kanal.

Durch den englischen Kanal war die Reise nicht unmöglich. Aber ihr guter Ausgang unwahrscheinlich.

Auf anderem Kurs war der Erfolg wahrscheinlicher.

Duß entschloß sich.

Er segelte um den hohen Norden von Schottland herum, dann ein Stück westwärts in den Atlantik hinein, ließ nachher südlich gehen und endlich östlich auf das Mittelmeer zuhalten.

Daß er nach Cette segelte, ging selbstredend nicht. Die Ladung war französisches Eigentum. Aber das Schiff nicht. Das war unter allen Umständen eine gute Prise.

Mitten auf dem Wege lag jedoch Gibraltar. Er wollte versuchen, nach Gibraltar zu kommen. Wenn ihm das gelang, war er nicht nur dem finnländischen Eise aus dem Wege gegangen, sondern hatte auch fünfsechstel der Reise hinter sich. Von Gibraltar nach Cette ist es nicht weit. Nur wenige Tage nach Friedensschluß konnte er in seinem Bestimmungshafen sein.

Es gelang.

In Gibraltar waren drei französische Kriegsschiffe stationiert, die sich gegenseitig ablösten. Eines pflegte in der Bai zu Anker zu liegen, während das zweite westlich von der Straße im Atlantik und das dritte östlich von derselben im Mittelmeer kreuzte.

„Rigel" kam mitten in der Nacht vor Gibraltar an, ohne ein französisches Schiff während der ganzen Reise gesehen zu haben.

Am folgenden Tag wurde es auf allen deutschen Schiffen lebhaft, als sie sahen, daß über Nacht eine große Bark hinzugekommen war, die an der Gaffel die deutsche Flagge und am Besanstop vier Signalflaggen geheißt hatte, die den Schiffsnamen bedeuteten. Die Lebhaftigkeit ging in Lärm und Getöse über, als einige Stunden später und aus Westen kommend, auch das französische Kanonenboot „Hirondelle" einlief, das den Törn im Atlantik gehabt hatte, und an welchem „Rigel" im „heimlichen Dämmerlicht" ungesehen vorbeigelaufen war.

„Er glaubt, ich hab' einmal Glück gehabt, vielleicht hab' ich es noch einmal," hatte Kapitän Beilke von der „Hulda Link" zu seinem Steuermann gesagt.

Das „einmal Glück" bestand darin, daß Duß mit seinem Schiff ungesehen aus der Ostsee nach Gibraltar gekommen war.

6.

Die Memeler Bark kam nach kurzer Reise glücklich auf der Reede von Cette an.

Nachdem der französische Lotse an Bord gekommen, bestimmte er sofort, daß die deutsche Flagge, die das Schiff an der Gaffel führte, an Deck geholt würde und brachte dasselbe weit nach draußen im Außenhafen zu Anker. „Rigel" mußte zwischen den Molen und an einer Stelle liegen bleiben, an der er, ohne Verbindung mit dem Lande und in weiter Entfernung von der Stadt Cette, gegen Wind und Seegang nur unvollkommen geschützt war. Da aber um diese Jahreszeit im Mittelmeer kein Sturm zu wehen pflegt, war anzunehmen, daß das Schiff nichts auszuhalten haben würde. Als Duß für seine Person an Land gegangen war, und zwar in einem französischen Boot, stellten ihm die Hafen- und Zollbehörden höflich, aber dringend vor, daß er selber sich in Geschäften dann und wann an Land begäbe, doch verhindern wolle, daß die Mannschaft des „Rigel" das gleiche tue, weil angesichts der noch andauernden starken Erregung der Bevölke-

rung die Behörden nicht unbedingt für die Sicherheit der deutschen Seeleute einstehen könnten.

Duß behielt sie also an Bord. Daß das Anlandgehen gewisse Bedenken hatte, erfuhr er an sich selber. Denn einmal traf ihn aus einem Hinterhalt zwischen Gartenmauern ein großer Stein so wuchtig vor die Brust, daß er beinahe auf den Rücken fiel.

Trotz der feindseligen Stimmung bekam er, ohne sich viel darum bemüht zu haben, für sein Schiff eine große Weinfracht nach Riga. Denn in und bei Cette lagerten gewaltige Weinmassen. Das kleine Cette importiert wenig; aber der Export ist verhältnismäßig groß. Man verfügte zurzeit über so viel Wein, daß die wenigen anwesenden Schiffe gerade genügten, um das Verlangte nach dem Rio de la Plata, dem gewohnheitsmäßigen Absatzgebiet des französischen Mittelmeerweines, zu befördern. Außerdem hatte man in diesem Jahr auch Aufträge für gewisse Ostseehäfen auszuführen.

Der Befrachter und zugleich Eigentümer der Ladung hieß wie der bekannte Großmarschall und ergebene Freund Napoleons des Ersten, nämlich Duroc. Duß hatte ihn niemals zu sehen bekommen, auch dann nicht, als er mit dem Laden schon lange angefangen hatte. Als er beinahe fertig war, ließ Monsieur Duroc ihm durch seinen Prokuristen sagen, die Geldgratifikation, die er den Kapitänen zu bewilligen pflege, könne er in diesem Jahr nicht geben; die sei in den fünf Milliarden verrechnet, welche die Franzosen an Bis-

marck zahlen müßten. Dagegen dürfe sich der Kapitän so viel Wein für eigenen Verbrauch ausbitten, wie er wolle. Auch die Mannschaft werde einen Hektoliter erhalten.

Die Bark war wieder seeklar, wollte morgen ausklarieren und übermorgen ausgehen.

Heute war es Sonntag, noch früh am Vormittag. Die Mannschaft war eben mit dem Reinschiffmachen fertig geworden.

„Rigel" hatte während seiner Hamburger Zeit und in seinen jungen Jahren auf Ostasien gefahren. In seiner Ausrüstung war die gelegentliche Begegnung mit einem malaiischen und chinesischen Seeräuber vorgesehen. Von diesem kriegerischen Inventar befanden sich heute noch zwei kleine Vorderladekanonen an Bord, die auf niedrigen, schwarz angestrichenen Räderlafetten ruhten und von denen je eine neben einer der Treppen aufgefahren war, die an Steuerbord und Backbord nach oben auf das Kajütendeck führten.

Duß stand vorn auf der Kajüte und sah zu, wie zwei Jungen die mit Messing beschlagenen Mündungsdeckel, die sie eben geputzt hatten, wieder an den Mündungen anbrachten, als ihm gesagt wurde, daß eben ein Boot längsseits gekommen sei. Wahrscheinlich hatte er selber es von hier hinten aus nicht gesehen, weil es von vorn an das Schiff herangekommen war.

Er ging an das Fallreep, um zu fragen, wer es sei und was es wolle.

An Bord kam ein korpulenter, aber trotzdem sehr flinker Monsieur mit rotem, runden Gesicht, dunklem, bereits angegrautem Haar und eben solchem Backenbart, weißem Panamastrohhut und sehr weiten Pantalons. Seinem Aeußern nach hätte er der ältere Bruder des Kommandanten der „Hirondelle“ sein können, mit welchem Duß in Gibraltar eine Unterredung gehabt hatte. Hinter diesem Monsieur kam noch ein anderer an Bord, der eine Papierrolle in der Hand hatte, aber mittschiffs blieb.

Der korpulente Monsieur stellte sich unter großem Aufwand von Worten und Bewegungen als derselbe Monsieur Duroc vor, dessen Namen Monsieur le Capitaine auf so vielen Zuschriften, Dokumenten, Weinfässern und Flaschenetiketten gelesen hatte.

Es war also der große und mächtige Mann, der den „Rigel“ befrachtet hatte und dem die Ladung gehörte.

Da Duß den Redefluß unterbrechen wollte, es aber nicht konnte, versuchte er es in anderer Weise, indem er einige Mal nach hinten deutete. Das sollte heißen, daß Monsieur in die Kajüte kommen möchte. Ohne mit dem Sprechen aufzuhören, setzte sich der Franzose nach hinten in Bewegung.

Der Kajüteneingang lag an Backbord. Duß wollte eben einen Schritt zurückbleiben, um den Gast vorangehen zu lassen, als der Monsieur plötzlich mit dem Reden aufhörte und einen Seitensprung machte, den man ihm wegen seiner Korpulenz nicht zugetraut hätte.

Zugleich machte er ein entsetztes Gesicht und zeigte nach dem Gegenstand, der sich einige Schritte von ihm befand.

„Kroupe —? Kroupe, Kroupe, Kroupe?“

Duß kam erst, nachdem er selber hingesehen und etwas nachgedacht hatte, darauf, daß „Kroupe“ Krupp heißen sollte und daß das Entsetzen von Monsieur dem kleinen schwarzen Ungetüm galt, das neben der Kajütentür stand.

Er lachte und erklärte dem Franzosen, daß die Kanone schon seit Jahren nicht mehr blitzte und donnerte.

Aber Monsieur veranschaulichte durch eine Grimasse, daß er dem Frieden nicht traute. Um unangefochten in die Kajüte zu gelangen, hielt er es für besser, eine Umgehung zu machen.

Vor dem von Bord zu Bord gehenden weißen Querschott der Kajüte befand sich das Achterluk, das mit einem hohen, ebenfalls weiß angestrichenen Kapp geschlossen war.

Um dies hohe Kapp ging Monsieur Duroc vorsichtig und auf den Fußspitzen herum, um sich der Kanone von der Seite zu nähern. Aber wieder sprang er zurück und sein Entsetzen gelangte wieder auf die Höhe.

„Kroupe —? Kroupe, Kroupe?“

Denn jetzt war er vor die Mündung der zweiten Kanone gekommen, die an jener Seite vor dem Schott stand.

Endlich hatte Duß ihn in der Kajüte und ließ ihn auf dem Sofa sitzen.

Monsieur Duroc war ein Komiker und Faxenmacher, der absichtlich übertrieb, um die Vertraulichkeit mit dem deutschen Kapitän so bald wie möglich herzustellen und ihn durch dieselbe auf das, was ihn auf dieses Schiff geführt hatte, vorzubereiten.

Bevor er auf sein Thema gekommen, mußte Duß noch einen kleinen Irrtum berichtigen, den der Franzose beging. Dieser fröhliche Sohn von Languedoc schwor nämlich darauf, daß die Stadt Riga, nach der er seinen Wein exportierte, etwa um Weihnachten 1870 von Deutschland an Rußland abgetreten sei als deutsche Gegenleistung dafür, daß Rußland während des Krieges den Deutschen nicht in den Rücken gefallen sei.

Aber wenn Riga jetzt auch russisch sei, so wohnten doch noch viele Deutsche darin und davon gedachte Monsieur Duroc zu profitieren.

„Warum sind Messieurs les Allemands stolz auf Kroupe? Warum nicht auf ihre Musik? Superbe! Sublime!"

Nach diesem Uebergang kam das Thema.

Er bat den Kapitän, durch den Steward die Rolle holen zu lassen, die sein Begleiter, der mittschiffs wartete, in der Hand gehabt hatte.

Duß rollte sie auseinander. Es waren gedruckte Noten. Ein Walzer. Der Titel hieß: Souvenir de Frontignan. Valse. Par M. Alphonse Duroc.

„Ah! Von Monsieur selber?“

Monsieur verneigte sich viele Male.

Monsieur Duroc war nicht nur Besitzer ausgedehnter Weinkulturen und Großexporteur. Er war auch Künstler. Er komponierte.

„Allons, allons,“ mahnte er.

Duß las die Noten und summte die Melodie vor sich hin. Es war eine leichte, angenehme Melodie.

Monsieur war entzückt darüber, daß das Hersummen mit der Melodie übereinstimmte und die Auffassung des Deutschen etwa wie seine eigene war. Er wiegte den Kopf nach dem Takt der Melodie.

Dann schlug er mit der einen Hand in die andere.

„Eh bien —?“ fragte er ungeduldig.

„Pardon, Monsieur. Ich habe kein Klavier an Bord und kann Ihnen den Walzer nicht vorspielen.“

„N'importe, Monsieur“, erklärte der Franzose aufgeregt. „Sind Monsieur nicht Deutscher?“

„Sind Monsieur nicht Franzose? Das eine wie das andere ist keine Neuigkeit!“

„Haben Messieurs les Allemands nicht fünf Milliarden nach Deutschland entführt? Unsere schönen Milliarden? Notre Alsace? Notre Lorraine? Sind Messieurs nicht verpflichtet, dafür etwas für die Franzosen zu tun?“

„Monsieur wollen befehlen. Meine Kräfte aber sind nur gering.“

„Oh! Die Kräfte von Monsieur sind groß. Sind zahlreich. Sie können nicht größer sein!“

Er wünschte, daß Duß den Walzer nach Riga mitnehmen und ihn dort einer Zeitung zur Besprechung übergeben sollte.

Duß versprach ihm, den Walzer einzureichen, wollte aber nicht die Bürgschaft dafür übernehmen, daß derselbe auch besprochen werden würde.

„Die Deutschen werden es tun. Sie müssen es tun. Sie können nicht anders. Sie haben die Verpflichtung. Die Musik ist ihr Metier. Also Monsieur werden ihn einreichen? Parole d'honneur."

„Parole d'honneur."

Monsieur Duroc strahlte. „Und an mich darüber schreiben? M. Alphonse Duroc, Cette, Rue de Perpignan 31? Parole?"

„Parole!"

Monsieur Duroc bedankte sich tausendmal.

Beim Hinausgehen hatte er vor den beiden „Kroupes" keine Furcht mehr. Den, der ihm zunächst stand, streichelte er, als wenn sich derselbe mittlerweile in ein Lamm verwandelt hätte.

Tags darauf, als Duß ausklarierte und auch auf dem Kontor seinen Abschiedsbesuch machte, empfing ihn Monsieur Duroc in Person und legte als nachträgliche Gratifikation 250 Francs vor ihm hin.

Duß wollte sich schon jetzt erkenntlich zeigen.

Auf dem gedruckten Walzerexemplar war kein Preis angegeben. Er fragte den Franzosen, welchen Preis dieser dafür angesetzt habe für den Fall, daß der

Walzer in Riga Anklang fände und dort verkäuflich werde.

„Keinen. L'honneur!“

Später schickte er noch zwanzig Exemplare an Bord.

Nach dem Abendbrot blätterte Duß in den Connaissementen.

„Sie sind schon in Riga gewesen?“ fragte er den Steuermann.

„Zweimal.“

„Hier steht auch ein ziemlich großer Posten Wein pour la Compagnie des Tetes Noirs in Riga. Schwarze Köpfe? Was sind das für Kerls? Ein Kosakenregiment?“

Pohlmann lachte. „Da irren Sie sich gehörig. Es sind lauter Deutsche. Der eigentliche Name ist „Schwarze Häupter“. Es ist eine Art Kaufmannsgilde. Sie sollen uralt sein und schon im Mittelalter existiert haben. Sie haben für ihre Versammlungen ein großes Haus, das ebenso alt sein soll wie die Gilde. Leute, die was davon verstehen, sagen, daß dieses Haus die größte Sehenswürdigkeit von ganz Riga ist. Sie sollen sich viel auf das Haus einbilden, überhaupt altmodische Gebräuche haben und in dem Haus manchmal Mumpiz machen. Es sind meistens junge Kerls, die zu der Gilde gehören, es machen aber auch alte Herren mit. Sie sollen viel Geld haben. Auch haben sie ein Wappenschild, wie die vom Adel. Es sind schon Bücher über sie geschrieben worden, sowohl über das Haus wie über die ganze

Gilde. Das Ganze soll wohl eine Fortsetzung der alten Hansa vorstellen, obgleich sie keine Schiffe haben. Sie saufen wie die Löcher. Daher wahrscheinlich auch der große Weinauftrag. Wenn mal eine Fürstlichkeit oder ein großer Mann in das Haus kommt, geben sie ihm aus silbernem Humpen zu saufen und ruhen nicht eher, bis er voll ist. Sie sollen überhaupt so viel Silbergeschirr haben, daß ein ganzes Regiment daraus fressen und saufen kann."

„Nehmen sie denn nur Mitglieder auf, die schwarze Haare haben, oder pinseln sie sich die Gesichter schwarz an, weil sie „Schwarze Häupter" heißen?"

„Daß sie so heißen, ist wieder aus Mumpiz. Sie sehen ebenso aus, wie Sie und ich. Den Namen führen sie nach ihrem Schutzpatron, dem heiligen Moriz. Der soll ein Neger gewesen sein, der sich für die Religion totschlagen ließ. Es sind Lutheraner; aber auf die Andenken aus der Zeit, in der noch alles katholisch war, geben sie mehr wie geborene Katholiken. Als ich das letzte Mal dort war, hatten sie die Mode eingeführt, daß jedes Mitglied einen kleinen Negerkopf aus Emaille an der Uhrkette tragen mußte. Sie saufen, wie gesagt, wie die Löcher und jeder von ihnen amüsiert sich auf gemeinschaftliche Kosten nach Kräften. Davon abgesehen, sind sie wie Freimaurer. Wenn es einem von ihnen schlecht geht, kommen die anderen und reißen ihn 'raus."

7.

Herr Hjalmar Ruſtad, Großhändler in Helſingfors, war eben von einer längeren Auslandsreiſe zurückgekommen, ſaß in ſeinem Kontor und öffnete die angeſammelten Poſtſachen. Unter dieſen befand ſich ein Brief, der eine von Damenhand geſchriebene Adreſſe und ruſſiſche Wertzeichen hatte. Da derſelbe für ſeine Tochter Ebba beſtimmt war, ſchickte er ihn ſofort nach oben in ſeine Privatwohnung.

Ebba machte den Brief auf.

„An Fräulein Ebba Ruſtad, Helſingfors.

Inſel Runö, d. 18. Mai 1871

Teuerſte und Treuſte!

Zuvörderſt willkommen in Deinem Helſingfors! Die dunkle Runödagmar entbietet der blonden Helſingforsebba ihren Gruß und Kuß, und den erſteren auch Deinem Vater. Denn da Du mir in Deinem letzten Brief aus Deutſchland, den ich richtig erhalten habe, geſchrieben haſt, daß Du mir keine weitere Adreſſe im Ausland aufgeben wollteſt, weil Ihr ohne Aufenthalt direkt nach Helſingfors zurückzureiſen beabſichtigtet und ich deshalb meinen nächſten Brief ſchon nach Finnland ſchicken möchte, tue ich wie befohlen, und richte mein Heutiges nach Helſingfors, in der Vorausſetzung, daß Ihr, wenn nicht ſchon dort, jedenfalls bald ankommen werdet. Alſo Gruß und Kuß! Aus dem Frühling auf unſerer Inſel kommend, der ſich diesmal verhältnismäßig früh eingeſtellt hat, wird

der Kuß freilich durch die Reise über See etwas an Duft verlieren und mit Salzwassergeschmack versetzt werden. Da Du aber das Pikante liebst, kannst Du Dir nichts Besseres wünschen.

Auch in Deinem letzten Brief und in Beziehung auf das Viele, das Du jetzt gesehen hast, gab es wieder Bemerkungen darüber, daß die Welt groß, aber meine Insel klein ist. Du fragst, welche Lebensaufgabe ein Mädchen auf Runö erfüllen kann, wenn es etwas gelernt hat. Ob ich eine Universität oder eine höhere Schule errichten will in der Erwartung, daß sich unsere Seehundsschläger und Strömlingsfischer in ihr immatrikulieren lassen werden. Nein! So weit geht mein Ehrgeiz nicht, den ich weder in dieser Richtung noch überhaupt habe. Runö ist schön und als Rahmen für das bescheidene Bild einer Pfarrerstochter genügt es. Außerdem ist es gar nicht so klein. Im Winter, wenn die See zufriert, reicht es an der einen Seite bis Helsingfors und an der anderen bis Riga. Alles hängt zusammen; man nimmt sich einen Schlitten und fährt, wohin man will. Und mit dem Eise und durch dasselbe kommt die Fortsetzung und der Zusammenhang mit Italien und Ostindien. Was hält uns ab, mit unserem Schlitten nach Riga zu fliegen oder zu Dir nach Finnland zu kommen? Wenn uns die Pferde nicht leid täten, hätten wir es gewiß schon getan.

Außerdem bringt der Winter noch andere Freuden, als es der Anlaß für meinen Scherz ist, daß wir durch das Eis feste Brücken mit dem Festland erhalten. Ist

das beständige Heulen des Sturmes und das Brüllen der See keine Musik? Bei Euch in Helsingfors habt Ihr beides ja auch. Aber doch nur an der einen Seite der Fenska Viken. Bei uns aber bekommen wir es den ganzen Winter über aus allen Himmelsrichtungen zu hören. Eine heroische Musik, bei deren Anhören man sich alles denken kann, nur nicht das Kleine. In dieser Hinsicht ist also das kleine Runö groß, sehr groß. Ist die Verpflichtung, die sich aus der Inspiration des Heulens und Brüllens ergibt, fortwährend an das Große zu denken, gering zu schätzen? Wenn das Eis bricht und die Schollen sich begegnen, und es donnert und kracht, ist es Schlachtenmusik. Der Dirigent ist allerdings kein geschmückter Herr mit Frack und weißer Binde, sondern er trägt hohe Stiefel und hat eine Pelzmütze auf dem Kopf. Aber er ist nach meinem Geschmack. Also laß unser Runö in Ruh'. Wenn Du erst einmal hier gewesen bist, wirst Du Deine Anzüglichkeiten wahrscheinlich berichtigen. —

Mein Vater will gegen Juli wieder auf kurze Zeit zu Tante Bergström nach Riga fahren und nimmt mich wieder mit. Daß ich also in diesem Sommer nach Helsingfors komme, wie Du voraussetzt, geht nicht. Wir werden bis zum nächsten Sommer warten müssen, bis wir uns wiedersehen. Es müßte denn sein, daß auch Dein Vater wieder in Riga zu tun hat, wie im vorigen Jahr, in welchem wir zweimal Gelegenheit zur Begegnung gehabt haben, so daß aus den Nebensachen der väterlichen Besuche und Geschäftsreisen für

die Töchter die Hauptsache des Wiedersehens entsteht. Es ging uns doch so gut, sowohl in Helsingfors wie in Riga. Jetzt seufze ich. Das hat aber nicht die Bedeutung, daß ich mich von Runö lossage oder es anderswo, besonders in Riga, für mich anderes oder mehr gäbe, wie einige interessante Gebäude und einigen Anklang an die Sprachverwirrung beim Turmbau von Babel. Russisch, Schwedisch, Deutsch, Lettisch! Fürchterlich! Hast Du Lettisch gelernt, wie Du beabsichtigtest? Außer den geborenen Letten spricht kein Mensch Lettisch, sagte ich. — Du antwortetest: eben deshalb will ich es lernen. —

Heute nur dieses Wenige. Es soll ja nur ein Willkommensgruß sein.

Mein Vater trägt mir Grüße an Dich und die Deinen auf. Außerdem noch meine eigenen Grüße an meine Ebba und die übrigen Ebbas und überhaupt an Alle, Alle."

Einen langen Kuß

von Deiner Dagmar.

P. S. Eine große Neuigkeit habe ich so sehr vergessen, daß ich sie für das P. S. lassen mußte. Da ich meine freie Zeit nicht anders verwenden konnte, habe ich den Versuch gemacht, unter dem Titel „Die vier Jahreszeiten auf Runö" das Leben auf unserer Insel zu schildern und das Ergebnis an die „Rigaische Zeitung" geschickt. Es war ein Versuch, der nicht

recht an sich glaubte. Die Redaktion aber scheint anderen Glaubens zu sein; denn sie hat die Kritzeleien zur Veröffentlichung angenommen. Was sagst Du?

D....“

8.

Vierzehn Tage später erhielt die Briefschreiberin auf Runö Antwort. Die Aufschrift war ebenfalls von Damenhand; aber die Charaktere energischer.

„An Fräulein Dagmar Malmgreen, Insel Runö.

Helsingfors, d. 2. Juni 1871

Liebste und Beste!

Deinen Brief als Antwort auf meinen letzten aus Deutschland fand ich hier vor. Er hat uns zehn Tage überholt, da wir, über Hamburg, Kopenhagen und Stockholm reisend, erst vorgestern hier angekommen sind.

Ueber den Brief an sich habe ich mich natürlich gefreut. Ueber seinen Inhalt aber denke ich skeptisch. Er war nicht sehr bedeutend. Die Ausführungen in meinem heutigen werde ich um vieles bedeutender gestalten und sie werden Dir hoffentlich mehr imponieren, wie mir die Deinigen imponiert haben.

Dagmar, Du überzeugst mich nicht. Runö mag einiges Anziehendes haben. Aber doch nicht so vieles, daß es eine Leidenschaft für sich erzeugen kann. Du, schön von außen und ebenso von innen, bist doch wohl durch Deine doppelte Schönheit noch schöner wie Deine

Insel. Jedenfalls bist Du zu gut, als daß Du Dein ganzes Leben einer solchen Scholle widmest, oder, noch besser gesagt, opferst. Ich begreife, daß man einige Tage auf Runö zubringen kann; sogar einen ganzen Sommer. Aber das ganze Jahr und nach dem einen ein zweites, und viele, sogar alle? Geht nicht. Geht auf keinen Fall. Du sagst, daß während des Winters Runö gar keine Insel ist, weil es durch das Eis Verbindungen mit der ganzen Welt erhält. Es ist für mich eine Beruhigung, daß Du nachher selber eingestehst, daß Du einen Scherz machen wolltest. Wenn Du im Ernst gesprochen hättest, würde ich darauf antworten müssen, daß es eine bekannte, also sehr vulgäre Tatsache ist, daß das Wasser eine bessere Brücke ist wie das Eis und sogar manche Sorten Landes. Ebenso, daß es grade so wäre, als wenn mein Vater im Winter ein hölzernes Traehuset im Brunnspark beziehen würde, nur, um die Aussicht auf das Eis im Fenska Viken zu genießen und während derselben Jahreszeit das übrige Helsingfors als nicht vorhanden anzusehen. Geht nicht; wir müssen uns dafür bedanken. Gott sei Dank, daß es nur ein Scherz von Dir war!

Ich leugne nicht, daß die Musik des Sturmgeheuls, Meerbrüllens und Eisbrechens Vorzüge hat. Ich erkenne auch den Ausdruck „heroisch“ an, den Du auf sie anwendest und belobe Dich dafür. Aber sie wird einseitig, wenn man sie ein halbes Jahr anhören muß. Ich ziehe die Konzerte in unserem Studentenhaus und die Gartenkonzerte bei Kapellen vor, die eben wieder

angefangen haben. Ich ziehe sie sogar unter der Bedingung vor, daß der Dirigent nicht lange Stiefel und eine Pelzmütze trägt, sondern ein „geschmückter“ Herr im Frack und weißer Krawatte ist.

Auffallend in Deinem Brief war auch die Bemerkung von der Pfarrerstochter, für deren bescheidenes Bild Runö der geeignete Rahmen ist. Was magst Du Dir dabei gedacht haben? Was werden die übrigen Pfarrerstöchter zu dieser Bemerkung sagen, die in Helsingfors und Riga und die in der ganzen Welt? Wer Dich anhört, muß glauben, daß eine Pfarrerstochter nur nach Runö hingehört, aber anderswo am unrichtigen Platz ist. Daraus folgt, daß dort eine Kolonie von Pfarrerstöchtern angelegt werden müßte. Mache den übrigen Pfarrerstöchtern diesen Vorschlag. Vielleicht nehmen sie ihn an. Nein, Dagmar. Zum dritten Male: Du überzeugst mich nicht. Dein altes, verstimmtes Klavier und die kleine Bibliothek Deines Vaters bleiben immer dieselben. Du kennst sie und hast sie schon vor Jahren gekannt. Und dabei willst Du stehen bleiben, damit haben Welt und Leben für Dich ein Ende?

Oder hast Du dort einen Freier? Dann ist alles gut, sehr gut. Dann verstehe ich, daß Runö für Dich schön, sogar *sehr* schön ist. Dann ist es *sehr* gut für heute und gut für die nächsten zehn Jahre. Später aber wird aus dem *sehr* gut und gut ziemlich gut, ziemlich, mittelmäßig usw. in abwärtsführender Skala.

Zudem ergibt sich aus meiner ersten Frage, ob Du einen Freier hast, eine zweite. Was kann von Runö Gutes kommen? Welcher Freier? Der Leuchtturmswärter? Ein Seehundsschläger? Ein Strömlingsfischer? Ich zerbreche mir den Kopf darüber. Da ich aber zu keinem Ergebnis komme, muß ich die Hypothese mit dem Freier wieder fallen lassen. Für Dich gibt es nur zwei Wege. Der eine führt nach Helsingfors, der andere nach Riga. Wähle. Und weil Du zwanzig Jahre alt bist, wähle so bald wie möglich.

Deine Grüße an „Alle, Alle" habe ich bestellt und soll sie erwidern. Adda Lindroos hat einen Universitätsprofessor geheiratet, will aber ihrer englisch—deutschen Schule weiter vorstehen, bis die Zeit kommt, in der sie den üblichen Beitrag zur Vergrößerung der Familie liefert; will es auch noch später tun, unter Abrechnung ähnlicher Pausen. Sie verdient viel Geld. Hilda Eklund zieht Zähne aus, macht ihre Sache sehr gut, ist sehr gesucht. Ebba Nyholm ist bei der Bank in Björneborg angestellt. Ebba Svendson ist Kassiererin bei Wasenius & Comp. Die dritte Ebba aus unserem Kreise, also ich, sucht noch nach einer Stellung, für die sie sich eignet. Mein Vater sagt, wir sind vermögend, er wird alt und will, daß ich im Hause bleibe. Ich will aber nicht. Um Geld mit gutem Gewissen ausgeben zu können, muß man es verdienen. — Ich gebe Dir so viel, wie Du ausgeben willst. — Vater, ich will es nicht nur ausgeben, sondern fortwerfen.

Im Anschluß an den vorigen Absatz und als Kommentar dazu, wie wir bei uns das Leben nehmen, muß ich Dir noch etwas erzählen. In Heidelberg sah ich im Schaufenster einer Buchhandlung ein Buch des Titels „Briefe aus Finnland“ von Dr. Karl Fischer. Ich ging hinein und kaufte es mir. In diesem Buche heißt es: Die Frau in Finnland ist sehr intelligent; keine ist ein Genie, aber alle gehen über das Mittelmäßige hinaus. Der Durchschnitt der Kultur ist höher, wie bei uns in Deutschland, in England oder Frankreich. Trotzdem gibt es nur wenige, die den Eindruck intellektueller Schönheit machen, denn Erziehung und Kenntnisse sind nicht genau der weiblichen Natur angepaßt und ihre Beschäftigungen innerhalb der Gesellschaft sind oft absurd. Die Art der Verwendung geht sie alle nichts an, die Hauptsache für sie besteht darin, viel Geld zu verdienen, und wenn man von einer unter ihnen sagen kann, dieses Fräulein verdient mehr, wie sie braucht, wird das für das beste Lob gehalten. Im Theater nehmen sie sich nur Parkettplätze. Andere Plätze werden für unwürdig gehalten; was sie aber alle nicht hindert, ihr Geld in einer Weise zu verdienen, durch die sie bei uns und im übrigen Europa in ihrer Würde leiden würden usw. usw.

Heidelberg ist schön. Aber die Bücher, die man dort kauft, gefallen mir weniger. Ob ich Feuilletonredakteur werde, um auf derartige Bemerkungen gebührend antworten zu können? Als ich das gelesen hatte, dachte ich, dieser weise Herr Dr. Karl Fischer ist

der gefundene Mann für meine Runödagmar. Die ist eine „intellektuelle Schönheit“. Obgleich sie viel gelernt hat, will sie ewig dasselbe bleiben, was sie ist und über ihren Titel als Pfarrerstochter von Runö nicht hinaus. — Ich schicke Dir das Buch nicht, weil ich es Dir mitbringen und noch einmal gemeinsam mit Dir lesen will, damit ich mich noch einmal darüber ärgern kann und dieses um so mehr, da Du mit dem Beifall nicht zurückhalten wirst.

Jetzt fragst Du „mitbringen“? Was hat das zu bedeuten?

Folgendes: Obgleich wir schon hier angekommen sind, gehen wir schon wieder. Deine Ahnung, daß wir uns so bald nicht wiedersehen werden, hat Dich betrogen. Denn wir gehen nach Riga. Diesmal nicht im Spätsommer, wie im vorigen Jahr, sondern im Frühsommer. Vater hat wieder in Riga zu tun. Ich für meine Person lasse mich in Runö absetzen. Ich habe nicht widerstehen können; ich will wissen, wie es auf Deiner Insel aussieht und was diese Dir so wert macht. Ich bleibe aber nur eine Woche. Denn ich habe ausgerechnet, daß das Datum meiner Weiterreise zusammenfallen kann mit Deiner und Deines Vaters Abreise nach Riga. Also freue Dich, wie ich mich freue!

Liebste und Beste, mit einem Kuß, der noch viel länger ist wie alle früheren.

Deine teuerste und treuste

Ebba.“

„P. S. Weil Du die Neuigkeit, die am Anfang Deines Briefes kommen sollte, für das P. S. gelassen hast, bin ich selber, der Reihenfolge nachgehend, ihr auch erst zuletzt begegnet und erledige sie ebenfalls in der Nachschrift. Was ich dazu sage? Sollte die Redaktion, welche diese „Kritzeleien" angenommen hat, nicht auch dasselbe tun, wenn Du in anderen „Kritzeleien" den Herrn Dr. Karl Fischer in Heidelberg gehörig zu Paaren treibst? Tue es! Die hauptsächliche Beobachtung aber, die ich an Deine Eröffnung knüpfe, ist, daß Du von Deiner „freien" Zeit sprichst. Werden durch sie nicht meine obigen Ausführungen bestätigt, daß Du Dich auf Runö unsterblich langweilst und unbewußt nach einem größeren Rahmen für Dein Bild suchst?

E..."

9.

Im Kattegatt wehte westliche Brise. Sie war aber so flau, daß die Masten der Schiffe senkrecht blieben und nicht einmal die leichten Segel vollstanden.

Etwa in der Mitte des Kattegatts und nach Süden auf den Oeresund anliegend, segelte die Bark „Rigel".

Trotzdem sie ihre sämtlichen Segel gesetzt hatte, machte sie kaum einen halben Knoten Fahrt. Weil das Wasser schmul, d. h. eben war und das Schiff keine Bugwelle vor sich her trieb, sah es aus, als wenn dasselbe überhaupt nicht vorausging oder sich bewegte.

Mit dem Seewind, der auch für Gegensegler günstig war, der Memeler Bark langsam von Süden entgegenkommend, segelte ein anderes Schiff, das dieselbe geringe Fahrt oder eine noch geringere machte wie „Rigel".

Letzterer hatte eben seine Visitenkarte abgegeben. Das heißt, er hatte an der Gaffel die schwarzweißrote Flagge hochgehen lassen zu Ehren des entgegenkommenden Schiffes und zu seinen eigenen Ehren; hauptsächlich aber aus mehr weiblicher als männlicher Neugierde, um zu erfahren, was der Gegensegler für ein Landsmann war. Denn jetzt war auch der Fremde verpflichtet, die Flagge zu zeigen.

Trotzdem das sofort geschah, wurde die Neugierde auf dem „Rigel" nicht gleich befriedigt. Denn die Flagge des Unbekannten wurde durch seine Takelage verdeckt und wehte wegen des schwachen Windes nicht aus. Und denen drüben an Bord mochte es ebenso gehen wie diesen hier auf dem „Rigel". Dort wie hier sah man, daß eine Flagge hochgegangen war, konnte aber nicht unterscheiden, was für eine es war.

Aber Seeleute, auch wenn sie nicht die Flagge sehen können, pflegen, lange bevor dieselbe geheißt wird, aus der Bauart des fremden Schiffes auf dessen Heimat zu schließen.

In diesem besonderen Fall war die Feststellung indessen mit Schwierigkeiten verbunden, weil von beiden Schiffen nur ihr Bug zu sehen war und dieser als Anhaltspunkt für das Uebrige nicht genügt.

Duß und sein Steuermann hatten die Doppelgläser vor den Augen und sahen unverwandt auf das herankommende Schiff. Sie sprachen aber nicht. Das war der Beweis, daß sie nicht wußten, in welche Nationalität sie den Fremden unterbringen sollten und durch ein übereiltes Urteil nicht ihre Autorität auf das Spiel setzen wollten.

Das Schweigen und Kopfzerbrechen hielt auch dann noch vor, als die beiden Bugs einander sehr nahe gekommen und alle Einzelheiten an Bord zu unterscheiden waren.

Jetzt kam ein Augenblick, in dem die Flagge drüben auswehte. Ein Luftzug machte sie sichtbar und sein Aufhören sie wieder unsichtbar.

Duß ließ das Glas sinken.

„Darauf wär' ich niemals gekommen! Besonders deshalb nicht, weil es ein Vollschiff ist! Haben die Russen Vollschiffe? Solange ich zur See fahre, habe ich kein russisches Vollschiff gesehen! Oder haben sie jetzt angefangen, solche zu bauen? Das kann auch nicht wahrscheinlich sein, denn der, der da kommt, ist kein neues Schiff. Aus welcher Gegend in Rußland mag er stammen?"

„Wahrscheinlich aus den Ostseeprovinzen."

„Die haben doch nur kleine Schiffe!"

„Groß scheint der vor uns ja auch nicht zu sein. Ich erinnere mich, daß Riga zwei Vollschiffe hat. Als ich dort war, lagen beide in der Düna. Ob der

vor uns eines von den beiden ist, weiß ich nicht. Glaub' es aber nicht."

„Gut, wir werden gleich sehen."

Langsam kam die Seite des fremden Schiffes zum Vorschein.

Es war ein kleines Vollschiff, schwarz angestrichen, mit gebogener Reling, und führte nur am Großmast ein Oberbramsegel.

„Jetzt ist ihm der Ostseeprovinzmann anzusehen," sagte Duß.

„Jawohl. Aber einer von den beiden Riga'schen ist es nicht."

„Wir werden gleich herausbekommen, aus welchem Hafen er stammt. Mit der flauen Brise und dem schmulen Wasser können wir dicht an ihn 'rangehen. Hast Du gehört?" rief Duß über die Schulter zurück, dem Rudermann zu. „Laß auf halbe Schiffslänge herangehen. Wenn Du die Distanz hast, bleib' ihm längsseit, solange, bis wir an ihm vorbei sind. Mach' es fein!"

„Feiner gemacht, wie wenn ich an's Rohr steh', werden Sie es niemals nicht gemacht bekommen," kam es heiser vom Steuerrade zurück.

Duß und Pohlmann sahen sich an. Sie kannten die Stimme und brauchten sich nicht umzusehen.

Duß beherrschte sich.

„Wenn er aus den Ostseeprovinzen ist, kann man wohl deutsch mit ihm sprechen," fuhr er, sich an den Steuermann wendend, ruhig fort.

„Damit tun wir ihm einen Gefallen".

„Also jetzt aufpassen!" befahl Duß, wieder über die Schulter sprechend, dem Mann am Rohr. „Laß' abfallen! Hast Du nicht gehört?"

„Weil ich Ohren hab', werd' ich wohl gehört haben. Mich braucht keiner nicht zu sagen, wie ich bei so ne Gelegenheiten zu steuern hab'!"

Duß kehrte sich auf dem Absatz um.

Am Rade stand der unternehmende Wilhelm Hechel. Also derselbe Matrose, der in Gibraltar von seinem Kapitän sechzig Shilling haben wollte, um ein Paar Stiefel zu kaufen, die nur die Hälfte kosteten und der nachher, um sich an dem Kapitän dafür zu rächen, daß derselbe sich nicht hatte von ihm prellen lassen, die weitesten ausgesucht hatte, in der Hoffnung, daß der Kapitän dafür werde mehr bezahlen müssen wie für engere.

Sein Gesicht war hochrot. Er grinste seinen Kapitän fröhlich an. Der Zustand, in dem er sich befand, stand ihm auf dem Gesicht geschrieben.

„Steuermann, übernehmen Sie das Rohr. Du, geh' nach vorn und schick' den Rudermann, der nach Dir das Törn hat. Sag' auch dem Koch, daß er das Essen pünktlich klarmachen soll!"

„Also, Sie wollen nicht, daß ich mein Törn an's Rohr zu End' abstehen soll?"

„Vorwärts, nach vorn! Steuermann, gehen Sie ans Rohr!"

Der Matrose brummte noch etwas und trollte sich. Obgleich „Rigel“ sich kaum bewegte, waren die Schritte des Matrosen unsicher.

Die Schiffe kamen sich längsseit und preiten.

Es war die „Concordia“ aus Windau, mit Holz aus Riga kommend und nach Birkenhead gehend. Duß antwortete, daß er von Cette nach Riga unterwegs sei.

„Wissen schon!“ schrie der Windauer. „Ganz Riga freut sich auf Ihren Wein!“

„Werd' ich in Riga Fracht bekommen?“

„Vielleicht Flachs. Ist viel Flachs da. Glückliche Reise!“

„Glückliche Reise!“

Der unternehmende Wilhelm kam mit dem Matrosen zurück, der das Rohr verfangen sollte.

„Vom Koch soll ich wahrschauen, daß, wo noch niemals nicht keine Unpünktlichkeit dagewesen ist, wenn zum Schaffen gegangen werden soll, so auch diesmal nichts davon zu merken sein wird.“

„Gut. Nach vorn!“

Duß und Pohlmann sahen ihm nach.

„Wo hat der sich wieder so besoffen?“ fragte Duß kurz.

„Der, der jetzt am Rohr steht, ist auch nicht nüchtern. Nach der Antwort zu urteilen, die der andere vom Koch mitbrachte, scheint es dem Koch ebenso zu gehen!“

„Wo haben die sich wieder besoffen?“

„Wo, weiß ich nicht. Womit, kann man sich denken. Der Duft, den sie mitbringen, ist vom Wein.“

„Wo haben sie den her?“

Pohlmann zuckte die Achseln. „Daß er von der Ladung ist, halte ich für unmöglich. Die Luken sind so dicht, daß sie nicht dichter sein können. Seitdem wir aus Cette herauskamen, habe ich sie alle Tage regelmäßig nachgesehen. Auch bei Nacht bin ich oft daran vorbeigegangen, wenn ich Wache hatte.“

„Ich auch. Trotzdem vergeht kein Tag, an dem die ganze Crew nicht besoffen ist. Daß es Cettewein ist, riech' ich auch. Aber wenn er nicht von der Ladung ist, wo haben sie ihn her?“

„Dichter können die Luken nicht sein,“ wiederholte der Steuermann.

„Wissen Sie, warum ich den Koch fragen ließ, ob wir heute pünktlich zu essen bekommen werden? Weil der Kerl auch schon heut' morgen früh funkelnde Augen hatte!“

„Bemerkte ich auch schon. Aber wenn wir die vorn noch einmal fragen, woher sie den Wein haben, werden sie wahrscheinlich wieder antworten, daß sich noch ein paar Flaschen in einem Winkel im Rof vorgefunden haben.“

„Diesmal in einem anderen Winkel. Das werden sie. Man macht sich ja lächerlich!“

„Kapitän Duß, wir sind ja bald in Riga. Wenn wir sie von dort nach Memel expedieren, hört der Aerger auf.“

„Gott sei Dank. Das nimmt aber nichts davon fort, daß wir noch Tage lang mit ihnen zu tun haben werden.

Und zum Unglück in einem Fahrwasser, in dem die Augen aufgemacht werden müssen. Je länger die Reise dauert, desto größer scheint der Vorrat zu sein, über den sie verfügen. Aber daß einer von ihnen auch bei seinem Törn am Rohr nicht steif stehen konnte, ist heute zum ersten Mal vorgekommen. Mittags werde ich sie achteraus kommen lassen und ihnen wieder mal die Bestimmung vorlesen, wonach der Mann am Rohr, wenn er das Rad aus der Hand läßt oder am Rohr betrunken ist, zehn Taler Strafe zahlen muß."

„Glauben Sie, daß das helfen wird?"

Duß lachte. „Garnichts. Es wird schwerlich einen Matrosen geben, der zwischen zehn Taler Strafe und der Gelegenheit, sich vollzusaufen, nicht die Gelegenheit dazu vorzieht. Aber vorgelesen muß es werden!"

10.

Gespräche, wie das heutige, waren seit dem Auslaufen des „Rigel" aus Cette zwischen Duß und seinem Steuermann öfter geführt worden.

An dem Abend des Tages, an welchem Duß dem Monsieur Duroc das Parole d'Honneur gegeben, sich für die Vorbereitung des Souvenirwalzers in Riga zu interessieren, hatte der Monsieur zu der Hektoliterpipe für die Mannschaft, die bereits an Bord war, noch eine zweite Pipe desselben Inhalts gefügt.

Beide Fässer wurden an die Seiten des Vorluks gelascht und darüber ein altes Segel gezogen, damit

der Wein kühl bleiben sollte. Also alles fertig zum Gebrauch.

„Trinkt nicht alles auf einmal aus," mahnte Duß. „In beiden Pipen zusammen sind über zweihundert Flaschen Wein drin und ihr seid nur zehn Mann stark. Wenn ihr solide lebt und jeder von euch täglich eine Flasche trinkt, könnt ihr zwanzig Tage damit auskommen. Wenn jeder täglich nur eine halbe trinkt, kommt ihr vielleicht bis Riga aus."

Aber Wein ist kein Matrosengetränk. Wein ist viel zu schwach, als daß er bei ihnen beliebt werden könnte. Der Matrose schätzt ein Getränk nach der sofortigen Wirkung desselben. In seiner Einbildung ist Wein, solange er ihn nicht kennt oder ihn nicht getrunken hat, nicht nur das Getränk, das am besten schmeckt, sondern auch am schnellsten wirkt. Man muß sein enttäuschtes Gesicht gesehen haben, wenn er zum ersten Mal in seinem Leben Wein trinkt. Die Enttäuschung gilt sowohl dem Geschmack wie der Wirkung. „Das ist etwas für Fräuleins, das ist Limonade."

Was die Cettelimonade anbetrifft, die der Cettekaufmann an Bord geschickt hatte, so warteten die Rigelmänner mit Rücksicht auf die Ermahnungen des Alten noch zwei oder drei Tage. Nachher räumten sie in großen Zügen damit auf.

Das Gefäß, aus dem der Matrose sich nährt und erquickt, ißt und trinkt, frisches Fleisch wie Pökelfleisch, weiße Erbsen wie graue, Kaffee wie Tee, ist die so-

genannte Kumm aus Steingut; ein Gefäß, das ebenso, wie es allen möglichen Zwecken entspricht, auch alle möglichen Namen führen könnte, wie Teller, Topf, Napf oder Tasse.

Weil der Wein ein Getränk für feine Leute ist, glaubten sie, daß sie beim Trinken einen größeren Genuß haben würden, wenn sie ihn gentlemanlike aus solchen Gefäßen tränken, von denen sie wußten, daß der Wein, wenn auch nicht immer aus ihnen getrunken, so doch in sie verzapft wird. Diese Gefäße heißen Flaschen.

Sie kamen also durch den Koch bei den Achtergasten darum ein, daß ihnen aus der Kajüte ein paar leere Flaschen verabfolgt würden.

Das geschah. Jetzt machten sie es wie „Gentlemänner". Sie ließen, wenn sie im Rof zu Mittag schafften, die drei vollen Flaschen im Kreise herumgehen und jeder nahm einen gehörigen Schluck, bis die ausgetrunkene Quantität den zehn Flaschen entsprach, die ihnen täglich zustand.

Es klappte aber nicht; denn es ging zu langsam. Wenn zehn Insassen zehn Flaschen trinken wollen, muß, weil nur drei leere Flaschen zur Verfügung, einer von ihnen dann und wann aufstehen, nach vorn gehen und die Flaschen wieder füllen.

Dieses störende Aufstehen konnte vereinfacht oder vermieden werden dadurch, daß sie die „Limonade" so rasch wie möglich expedierten, also so viel an einem Tage tranken, wie sie früher an zweien oder dreien

getrunken hatten. Vielleicht wurde dadurch auch erreicht, daß die Wirkung größer wurde.

„Ja, ich sehe, daß sie fortwährend voll sind," sagte Duß zu seinem Steuermann, als der ihn zum ersten Mal auf die gute Laune derer vor dem Mast aufmerksam machte. „Aber lassen Sie sie saufen. Je früher sie die beiden Pipen ausgesoffen haben, desto früher ist Ruhe an Bord."

Es war das warme Frühlingswetter des Mittelmeeres. Die vor dem Mast tranken kein Wasser mehr, wohl aber tranken sie den Wein wie Wasser; wie eine Sorte Wasser, die sich von anderem Wasser nur durch Farbe und Geschmack unterschied.

„Ich glaubte und hoffte, daß sie schon bei Gibraltar mit dem Wein zu Ende sein würden," bemerkte Pohlmann einige Wochen später. Aber jetzt sind wir bald im englischen Kanal und sie sind noch immer besoffen. Ein Beweis, daß noch Wein da ist."

„Von dem Wein in den beiden Pipen kann nichts mehr da sein," sagte Duß entschieden. „Entweder haben sie sich auf eigene Rechnung aus Cette Wein mitgenommen oder sie haben ihn sich später besorgt."

„Woher? Von der Ladung? Die Luken sind dicht. An die hat keiner Hand angelegt."

„Woher sie den Wein haben, weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich, daß schon kein Tropfen in den beiden Pipen gewesen sein kann, als wir Gibraltar passierten, und so viel sehe ich, daß sie trotzdem noch immer saufen."

„Neulich fing ich mit ihnen davon an. Ich sagte, daß ihr noch immer Wein vorrätig habt, kann ein Kind merken. Da ihr aber unterwegs immerfort gesoffen habt, wie könnt ihr mit zwei Faß bis in den Atlantik reichen und auch jetzt noch immer saufen? — Die Antwort hieß: wer hat immer gesoffen? Wir haben so wenig gesoffen, daß immer noch etwas da ist und da sein wird, wenn wir in Riga ankommen. — Zeigt es mir. — Sie gingen mit mir an die Pipe an Steuerbord vorm Vorluk. Ich ließ mir ein Glas von achtern bringen und es aus dem Faß neben dem Vorluk vollaufen. Was herauslief, war allerdings rot; es war aber gleich zu sehen, daß es kein echter Wein war. Ich schmeckte auch; es war mehr Wasser wie Wein. Ich habe nichts weiter gesagt. Aber das ist klar, daß sie im Rof nicht das gefärbte Wasser aus dem Faß trinken, sondern guten, echten Wein."

„Auch später haben Sie nicht mehr mit ihnen davon gesprochen?"

„Gestern. Ich sagte von dem Wein, der noch in den Pipen war und von dem ihr mir zu schmecken gegeben habt, kann nichts mehr übrig sein. Das ist bei dem Durst, den ihr habt, unmöglich. Trotzdem saust ihr auch heute noch ebenso, wie ihr gesoffen, als wir aus Cette herauskamen. Wo kommt der Wein her? — Es haben sich noch nachträglich im Rof ein paar Flaschen gefunden. — Wenn sich wieder ein paar „vorfinden", zeigt sie mir doch, daß ich auch einen Schluck mittrinken kann. — Steuermann, Sie können in der Kajüt' so viel

trinken, wie Sie wollen, Sie werden einem armen Matrosen nicht sein bißchen wegnehmen wollen. — Das will ich nicht. Aber wenn ihr Flaschen im Rof habt, wär' es doch nicht nötig gewesen, daß ihr euch Flaschen aus der Kajüte holen ließt, um aus ihnen zu trinken. — Die können Sie zurückbekommen. Wenn wir gewußt hätten, daß Flaschen im Rof sind, hätten wir dem Koch nicht gesagt, er soll Flaschen von achtern besorgen."

Auch damals hatte Duß gelacht.

„Es fallen mir die „Schwarzen Häupter" in Riga ein, von denen Sie mir erzählt haben, daß sie „saufen wie die Löcher". Da unsere Kerls auch wie die „Löcher" saufen, können sie sich dort nach Ankunft als ordentliche Mitglieder aufnehmen lassen. Oder als Ehrenmitglieder!"

11.

In dem kleinen Restaurant „Bürgergardenkeller" in Riga saßen zwei ältere Herren beim Bier.

Der eine Herr war Franz Seeboom, Reeder und Chef einer großen Getreidefirma. Der andere war zehn Jahre älter. Er hatte ein rotes Gesicht und trug eine goldene Brille. Dieses Gesicht war so bärtig, daß es durch den weißen Vollbart, Backenbart und Schnurrbart, die überall ineinander übergingen, nicht nur von Weiß umgeben, sondern auch zum Teil unter Weiß begraben war. Dieser zweite Herr hieß Dr. Gottlieb

Kiekbusch und war der Direktor sämtlicher Rigaer Museen und Bibliotheken.

Beide unterhielten sich über den wirklichen und zweifelhaften Wert des russischen Staatsrattitels, mit dessen Verleihung der alte Kiekbusch vor einigen Tagen ausgezeichnet worden war und zu dem ihm Seeboom eben gratuliert hatte. Kiekbusch hatte den Glückwunsch in hitziger Weise abgelehnt; aus allgemeinen wie aus besonderen Gründen. Die besonderen Gründe, die er für sich behielt, die aber in Riga stadtbekannt waren, bestanden in der Tatsache, daß er diesen Titel erst jetzt erhalten hatte, obwohl er schon siebenzig Jahre alt war; daß es also für russische Verhältnisse dafür ziemlich spät war. Die Erklärung für diese Verspätung lag in seinen politischen Ansichten, besonders in seiner Deutschrichtung, die als unliebsam auffallend in Petersburg bemerkt worden war. Er hatte den Titel nicht abgelehnt, weil er nicht konnte und nicht durfte. Offiziell hatte er seinen untertänigsten Dank für die Auszeichnung ausgesprochen. Aber im Kreise seiner alten Bekannten, zu denen auch Seeboom gehörte, nahm er kein Blatt vor den Mund.

Ueber die allgemeinen Gründe ließ er sich jetzt eben aus. Und zwar lebhafter und weniger vorsichtig, wie er es vielleicht an anderer Stelle getan hätte.

Für eine Reise ins Ausland, wo die Leute nicht wüßten, wie wenig an dem russischen Staatstitel dran sei, sei derselbe zu brauchen. Wie gut würde man nicht in den Hotels behandelt, wenn man sich als

russischer Staatsrat präsentierte. Wie höflich die Eisenbahnschaffner einem nicht das Coupee aufmachten und dafür sorgten, daß man während der Reise im Coupee alleinbliebe. Daß sie dafür gar nicht mal Trinkgeld nehmen wollten. Die dort scheinen alle der Meinung zu sein, daß ein russischer Staatsrat Busenfreund des Petersburger Zaren sein müsse. In Rußland selber aber wüßte man, was die Glocke geschlagen hätte. Als Zwanzigjähriger bäte man sich diesen Titel aus und wäre stolz darauf. Als Siebenzigjähriger aber würde man dadurch blamiert. Und auch als Zwanzigjähriger müßte man nicht stolz darauf sein und sich ebenfalls für blamiert halten, jetzt, nachdem auch der Navigationslehrer in Libau den Staatsratstitel erhalten und der hiesige Generalgouverneur den Klavierlehrer seiner Tochter zum russischen Staatsrat gemacht hätte.

„Sie bestehen also darauf, daß wir Sie nicht mit „Herr Staatsrat" anreden sollen?"

„Von darauf bestehen ist nicht die Rede. Tut, was ihr wollt. Das aber sag' ich Ihnen zum hundertsten Mal: Wenn wir zu Deutschland gehörten, würden solche Auswüchse weniger zahlreich werden. Jeder hier würde mehr am rechten Platz stehen. Allmählich würde es wenigstens dazu kommen. Nicht unbedingt. Deutschland ist kein Himmelreich. Aber wenigstens relativ!"

„Für Sie! Aber Sie vergessen die übrigen. Was soll aus der Kaufmannschaft werden, wenn wir das

große Hinterland verlieren? Königsberg frißt schon heute einen großen Teil von Rußland auf. Wenigstens der dritte Teil des Getreideexports geht über Königsberg. Wenn wir den Anschluß an Rußland verlieren, behält Königsberg das Ganze. Auf dem Beischlagstein am Schwarzhaupthaus steht: Das Bier folgt dem Zapfen!"

„Unsinn. Damit es dazu kommt, ist zu viel Bier da. Rußland ist zu groß, Königsberg zu klein. Für so viel Bier werden zwei Zapfen gebraucht!"

„Außerdem die Grenzscherereien, die wir in solchem Fall mit Rußland haben werden!"

„Wo sollen die herkommen? Doch nicht mehr oder andere, die an der ostpreußischen Grenze schon jetzt da sind. Wozu sind Handelsverträge gut? Wenn sie nicht da sind, werden sie gemacht. Das war also wieder Unsinn. Nehmen Sie mir nicht übel, Seeboom. Aber was Ihnen und den übrigen Kerlen hauptsächlich im Kopf liegt, ist, daß ihr später keine lukrativen Durchsteckereien mit den russischen Beamten machen könnt. Ihr wißt, daß die deutschen Beamten euch gehörig auf die Finger sehen werden."

Seeboom machte eine Handbewegung. Sie sollte bedeuten, daß der Kaufmann zum Geldverdienen da ist und daß er, wenn er nur das halbe Geld verdient von dem, was er verdienen könnte, auch zur Hälfte seinen Beruf verfehlt hat.

„Glauben macht selig. Von dem allen abgesehen bin ich davon überzeugt, daß wir alle hier, die wir

deutsch sprechen und Deutsche sind und Deutsche bleiben wollen, das nicht bleiben werden, wenn wir zu Deutschland gehören. Sie werden sehen, einige Jahre später sind wir aus Opposition zu Russen geworden."

„Des Mammons wegen? Nette Sorte!"

Seeboom sagte nichts, wiederholte aber die Handbewegung von vorhin.

„Dreht es sich denn einzig um das Getreidegeschäft? Ihr habt doch den Flachs. Könnt Ihr mit dem nicht reich werden?"

„Das Flachsgeschäft liegt in wenigen Händen. Und auch die werden es nicht lange behalten."

„Wer will es ihnen fortnehmen?"

„Es sich selber. Es geht ein. Da es mit den Segelschiffen fortwährend abwärts geht und kein Tauwerk und kein Segeltuch mehr gebraucht wird, wird auch kein Flachs mehr gebraucht. Heute noch nicht. In diesem Jahr ist das Flachsgeschäft sogar ausgezeichnet. Aber es wird bald anders werden. Die politischen Verhältnisse also, unter denen wir zurzeit leben, sind allen anderen vorzuziehen."

Kiekbusch wollte etwas Heftiges erwidern.

Er kam nicht dazu, weil eben ein noch junger Herr eintrat, grüßte und sich an denselben Tisch setzte. Er bestellte Bier und stürzte es hinunter, bevor er noch gesprochen hatte.

„So erhitzt, Herr Nebendal?" fragte Seeboom.

Herr Friedrich Nebendal war vereidigter Schiffsmakler und Befrachter. Außerdem ordentliches Mitglied der Kompagnie der Schwarzen Häupter.

Er erzählte, daß er sich eben erst hätte ärgern müssen. Er für seine Person hätte das Ende der Sitzung gar nicht abgewartet und sei fortgelaufen. Es hätte sich um den Ball gehandelt, den die Kaufmannschaft auch in diesem Sommer wieder geben wollte. Das Schwarzhaupthaus verfüge doch über geeignete Räumlichkeiten. Jedenfalls seien sie geeigneter wie die in den beiden Gildenlokalen. Die beiden Gilden wollten aber, daß diesmal bei einer von ihnen getanzt würde. Sie schienen sich einzubilden, daß sie sich etwas vergäben und sich den Schwarzhäuptern unterordneten, wenn sie sich für das Schwarzhaupthaus entschieden.

„Sie zerreißen sich noch den Pelz. Die Sitzung dauert noch fort. Ich wollte das nicht länger mit anhören und riß aus!“

„Ihr könnt keine vier Wochen vorübergehen lassen, ohne euch zu amüsieren,“ brummte Kiekbusch.

„Herr Direktor! Der Ball im vorigen Sommer hat den Damen gefallen. Die haben den Gedanken gehabt. Sie sagen, jetzt ist die Zeit um, jetzt kommt wieder der Ball an die Reihe!“

„Braucht ihr alles zu tun, was die Weiber wollen?“

„Man muß doch galant sein!“

„Weil von Damen die Rede ist: wißt ihr, daß die Runörose wieder nach Riga kommt?“ fragte See-

boom „Also richtet euch ein, daß ihr mit dem Ball nicht zu früh oder zu spät kommt!“

„Wann kommt sie?“ fragte Nebendal mit Interesse.

„Wann, weiß ich nicht. Daß sie kommt, weiß ich durch meine Frau. Die Bergeströms haben ihr gesagt, daß sie ihre Nichte wieder erwarten.“

„Und wie lange sie bleibt, wissen Sie auch nicht?“

„Auch nicht.“

„Donnerwetter! Dann ist ein Ball gar nicht genug! Dann darf nicht nur im Schwarzhaupthaus getanzt werden. Dann müssen die Große und die Kleine Gilde sich jede mit einem besonderen Ball loslassen!“

„Müßten es,“ bestätigte Seeboom.

„Was ist die „Runörose“ im Zivilverhältnis?“ fragte Kiekbusch.

„Sie kennen sie doch auch,“ antwortete Seeboom lebhaft. „Haben Sie schon vergessen, als wir im vorigen Sommer aus Bolderaa zurückkamen? Sie stand auf dem Dampfboot neben uns. Sie und noch eine. Sie fragten, wer ist das? Ich sagte, die Pfarrerstochter aus Runö. Die Blonde neben ihr ist aus Helsingfors. Sie gravitiert eigentlich nach Helsingfors, weil sie dort mit der Blondine zusammen erzogen ist. In diesem Sommer ist sie nach Riga gekommen. Auch diesmal scheint sie wieder in dieser Himmelsrichtung zu gravitieren. Sie konnten sich gar nicht von ihr losreißen und wollten ihre Bekanntschaft machen. Ich

dachte damals, nehmt euch in acht vor unserm verehrten Kiekbusch!"

„Reden Sie kein Blech!"

„Den Namen „Runöröse" hat sie hier in Riga bekommen," erklärte Nebendal.

„Sie kommt wieder her? Aber dann haben Sie ganz recht, Nebendal! Dann muß nicht nur ein Ball gegeben werden, sondern alle Tage einer. Ja, ich weiß, wie sie aussieht. Ich hab' sie nachher noch einige Male hier auf der Straße gesehen und blieb jedesmal stehen, um ihr nachzusehen. Hab' leider verbummelt, ihre Bekanntschaft zu machen!"

Der Exporteur lachte. Hab' ich nicht gesagt, daß man sich vor Ihnen in acht nehmen soll?"

„Daß ich doch noch immer nicht dazu gekommen bin, mir Runö anzusehen!"

„Brauchen Herr Direktor ja gar nicht," sagte Nebendal. „Wenn sie jetzt nach Riga kommt, steht der Bekanntschaft mit ihr nichts mehr im Wege."

„Dies ist schon gemacht. Obgleich nicht persönlich," bemerkte Seeboom. „Wissen Sie, Herr Direktor, daß sie Ihr Feind ist?"

„Jetzt schon?" lachte der Makler.

„Wer hat mich verleumdet?"

„Auch das wissen wir durch Bergeströms. Als sie in den Museen so viele Gemälde aus der Ritterzeit und von schwedischen, polnischen und russischen Potentaten und Staatsmännern sah, soll sie gesagt haben, das sieht aus wie die bunte Kuh. Als Dr.

Bergström darauf sagte, wenn es nach unserem Direktor ginge, müßten auch noch deutsche Kaiser hinzukommen, soll sie gesagt haben, dann wird die Kuh so bunt, daß sie auf die Weltausstellung gehört."

„Sie kann also auch reden?" fragte Kiekbusch.

„Und wie!" sagte Nebendal.

„Schadet nichts. Von einer solchen Rose würde ich mir jeden Duft gefallen lassen!"

Es kam noch einer hinzu, Herr Martin Moje, ebenfalls Makler.

„Wissen die Herren schon, daß wieder ein Schröderſches Schiff verloren gegangen ist?"

„Weiß schon," sagte Seeboom.

Nebendal wußte nichts. „Welches?"

„Die „Mitau", mit Viehsalz von Torrevieja nach Riga. Sprang in der Nordsee leck und sank. Kapitän und Mannschaft gerettet."

„Wieder aus der Aussicht nichts geworden, ein Schiff herzubekommen, das was wegschleppt," sagte Nebendal. „Wir wissen gar nicht, wie wir das Geschäft liquidieren sollen, das allein nach Nordamerika ausgeführt werden muß. Flachs ist da. Aber der Hafen ist leer."

Kiekbusch gähnte.

„Kann mir denken, daß Ihr graue Haare bekommt," pflichtete Seeboom bei. „Als ich heute vormittag über die Brücke ging, sah ich die Masse Flachskähne. Die ganze Düna ist voll. Warum habt Ihr soviel kommen lassen?"

„Wer konnte wissen, daß diesmal so wenige Schiffe im Hafen sein würden?“ fragte Nebendal.

„Das wird Liegegelder kosten,“ stöhnte Moje.

Kiekbusch gähnte noch einmal und stand auf.

„Sie wollen schon gehen, Herr Direktor?“ fragte Nebendal.

„Muß. Wenn ihr von euren Siebensachen anfangt, hört ihr gar nicht mehr auf!“

Auch Seeboom stand auf. „Nehmen Sie mich mit!“

„Trinken Sie ein Glas mit,“ lud Moje ein.

„Hat er schon,“ antwortete Kiekbusch für Seeboom. „Für zwei seid ihr uns zu jung!“

Sie gingen.

Die beiden Makler sahen ihnen nach.

„Kann doch nicht immer von seinem Gelehrtenkram die Rede sein,“ sagte Moje. Ja, wo wir Schiffe herbekommen werden, weiß ich nicht. Daß die „Mitau“ gesunken ist, ist wieder ein Strich durch die Rechnung. Die sollte Flachs bekommen. Ich glaub', andere Schiffe sind nicht zu erwarten. Oder erst im Herbst. Dann sollen einige mit Petroleum kommen.“

„Irren sich! Wird gleich einer kommen, der was wegschleppt,“ ließ sich jemand vernehmen, der noch in der Tür des kleinen Lokales stand und die letzten Worte gehört hatte.

Dieser Dritte war Herr Ulrich Tiemer, Makler, wie die anderen beiden.

„Wer ist der, der kommt?“ fragte Moje.

Tiemer setzte sich. „Memeler Bark „Rigel“. An mein Kontor. Ist größer wie die „Mitau“, die gesunken ist. Haben heute aus Helsingör Nachricht bekommen, daß „Rigel“ schon durch den Sund ist. Also schon in der Ostsee.“

„Na. Also ein kleiner Ersatz,“ sagte Nebendal.

„Wenn Sie wüßten, was das Schiff binnen hat, würden Sie nicht „klein“ sagen!“

„Na, was hat es, erkundigte sich Moje.

„Wein. Kommt von Cette.“

Moje zuckte die Achseln. „Ist doch nicht für uns. Geht doch alles nach Petersburg und Moskau. Wo wird mehr gesoffen, in Moskau oder Petersburg?“

„In beiden gleich,“ sagte Nebendal. Diesmal aber bleibt was in Riga. Dann ist es wahrscheinlich das Schiff, das auch für uns was mitbringt? Ich glaube, es wurde eine Partie Frontignan und Wermuth bestellt.“

„Wollt' ich eben sagen,“ bestätigte Tiemer. „Für das Schwarzhaupthaus sind fünfzig Hektoliter an Bord. Der Vorstand hat sich schon verschiedene Male bei mir erkundigt, ob von dem Schiff nichts zu hören ist.“

Sie tranken ihr Bier.

„Eine Hoffnung weniger,“ sagte Moje nach einer Pause.

„Welche?“ fragte Nebendal.

„Hören Sie nicht, daß der Memeler an Tiemer sein Kontor adressiert ist?“

„Richtig. Dann werden Sie ihm wohl auch eine Flachsfracht besorgen, Tiemer?“

Tiemer trank mit Behagen seine Blume an. „Haben Sie etwas dagegen?“

12.

Der alte Kiekbusch und Seeboom waren auf dem Rathausplatz stehen geblieben. Oder vielmehr Kiekbusch; der andere machte ihm das Stehenbleiben nach.

Ihnen gegenüber und vom Mond beleuchtet, ragte nur die Hälfte eines senkrechten, hohen Ovales, die Front des Hauses der Schwarzen Häupter nach oben. Neben demselben, die linke Schulter etwas vor jenes schiebend, bildete die dreieckige holländische Front des Schwabeschen Hauses das Pendant. Beide flankierend und enge Straßen zwischen sich und den beiden Monumentalbauten vorbeilassend, standen alte Giebelhäuser mit hohen, spitzen Dächern, die das Ganze einheitlich machten.

„Ja,“ sagte Seeboom, „die von der Großen Gilde müßten es einsehen. Was Räumlichkeiten betrifft, die sich für einen Ball eignen, haben die Schwarzen recht. Dort drin hat ganz Riga Platz!“

„Daran denk' ich jetzt nicht,“ brummte Kiekbusch. „Jetzt denk' ich an was anderes. Ich denk', daß dort oben noch was fehlt!“

Seeboom sah nach der Stelle oben am Schwarzhaupthaus, nach welcher der alte Kiekbusch sah.

Das war der obere Teil der vier hohen gotischen Blenden an der Front, die zwischen den beiden weniger hohen Blenden parallel nach oben schießen und zwei Drittel der Höhe des ganzen Gebäudes einnahmen.

Nachdem Seeboom nach oben gesehen, sah er nach dem, der neben ihm stand.

„Versteht sich von selbst, daß dort noch was fehlt," fuhr Kiekbusch, hitzig werdend, fort.

„Was fehlt noch?"

„Unten ist durch die allegorischen Figuren genügend gesorgt. Aber oben sehen die vier Dinger aus, wie Rahmen ohne Bilder!"

„Was fehlt noch, Herr Direktor?"

„Wissen Sie, ich werd' es doch noch erreichen, daß wir dort oben die Wappen der drei Hansestädte anbringen. Und unser eigenes. Lübeck, Hamburg und Bremen. Alles in Farben. Rot und weiß. Auf dem grauen Hintergrund würde es aussehen wie Wetterleuchten. Wie eine Erinnerung, die heißt, das seid ihr gewesen, das sollt ihr wieder werden. Seien Sie ganz still! Was Sie denken, weiß ich. Und wie Sie jetzt aussehen, erst recht!"

Seeboom lachte. „Kann ich dafür, daß ich weiß, worauf Sie wieder reiten?"

„Hören Sie. Ich hab' mir mal Frankfurt am Main angesehen. Wenn die dort auf ihren Römer stolz sind, weiß ich nicht, warum wir in Riga nicht noch stolzer sein sollen auf das Haus hier! Im Römer wurden die Kaiser gewählt. Aber in dem Haus da

saß der ganze deutsche Geist auf dem Thron, durch Erbrecht, ohne gewählt werden zu brauchen!"

„Demnach werden Sie bald wieder mit einem Vortrag in die Wochen kommen? Und was Sie eben gesagt haben, soll das Thema sein? Wo wird er steigen, im Schwarzhaupthaus oder in einer von den Gilden?"

„Reißen Sie keine Witze! Hier, wo wir stehen, pfleg' ich beim Vorbeigehen jedesmal stehen zu bleiben, immer, bei Tag und Nacht. Hier fühl' ich mich in Riga am meisten zuhause. Sie schielen nach dem Rathaus? Gefällt Ihnen das Rathaus besser? Gut, wenn dort nicht die Bibliothek wär', könnt' es mir gestohlen werden und wenn dort mal Feuer entsteht, und es von mir abhinge, würd' ich sagen, laßt brennen!"

„Na ja."

„Na ja?" Das kam sehr reserviert heraus!"

„Alte Zeiten sind heut' nicht mehr zu brauchen."

„Soweit die alten Zeiten schlecht sind, nicht. Aber wenn etwas, wie das Haus, das Sie hier sehen, sagt, das seid ihr gewesen, wenn ihr euch zusammennehmt, könnt ihr es zum zweiten Male werden, dann sind sie zu gebrauchen! Ihr seid nicht zu gebrauchen! Jetzt lachte er wieder!"

„Herr Direktor, erlauben Sie. Wenn Sie mit Ihrer Begeisterung zu denen gehen, die es am meisten angeht —"

„Wer sind die, die es am meisten angeht?"

„Die Deutschen in Deutschland. Darf ich mir ein freies Wort erlauben? Wenn Sie mit Ihrer Hansa-

begeisterung nach Deutschland gehen, werden Sie dort wahrscheinlich noch ganz andere Gesichter machen als ich. Sie wissen, daß ich im Frühjahr eine Geschäftstour über die deutschen Nordsee- und Ostseehäfen machte".

„Na?"

„Sind Sie in Hamburg gewesen? Oder in Bremen?"

„Nein. — Na?"

„Wer in Hamburg und Bremen spricht heute noch von der alten Hansa? Hier in Riga wird mehr davon gesprochen wie dort!"

„Weil die dort heut' noch Hanseaten sind," fiel Kiekbusch hitzig ein. „Sie sind etwas modifiziert nach modernen Standpunkten. Aber sie sind es! Deshalb halten sie es nicht der Mühe wert, darüber zu sprechen!"

Seeboom sah nicht überzeugt aus. „In Lübeck sprachen sie allerdings noch davon —"

„Wenn sie nicht davon sprechen würden, würden sie gar nichts haben, überhaupt nichts, radikal nichts, so wenig, wie sie heute zu bedeuten haben," fiel Kiekbusch noch hitziger ein. „Was würden die sein oder haben, wenn sie sich nicht auf die alte Zeit beriefen, in der sie Alles waren?"

„In Stettin, Danzig und Königsberg schließlich ist das Wort „Hansa" allerdings bekannt, aber sie denken sich nichts dabei, weil sie gar nichts von ihr

wissen. Ich hab' nicht einen gefunden, mit dem man ein Gespräch darüber führen kann."

„Wer hat Schuld? Doch nur die deutsche Regierung!"

Seeboom lachte wieder. „Hat die auch einmal Schuld? Ich dachte, daß, wenn eine Regierung Schuld hat, es die in Petersburg sein muß!"

„In diesem einen Fall ist es die deutsche! Da bläuen sie den Kindern bis zur Erschlaffung die Römerzüge der Kaiser ein und die langweiligen Investiturstreitereien zwischen Kaiser und Papst, aber über das, was deutsch war in jener Zeit, also die Hansa, verlieren sie kein Wort. Von all' den prachtvollen Kriegen der Hansa mit Dänemark und Schweden, und daß sie die Norweger beinahe zu Leibeigenen machte, wissen sie nicht die Bohne!"

„Also —?"

„Was also?"

„Weil wir hier in Riga mehr an die alte Hansa denken, wie die in Deutschland, und auch so manches tun und Sie in diesem Augenblick sogar daran denken, dort oben die Wappenschilder der Hanseaten anzubringen —"

„Warum sollte ich nicht daran denken?"

„Weil wir unter der Petersburger Regierung das alles nicht nur denken dürfen, sondern auch tun können, daraus geht doch hervor, daß wir mit der Petersburger Regierung in diesem Sinn viel zufriedener

sein können, wie die in Deutschland mit der ihren. Herr Direktor, in Ihrem ganz besonderen Sinn!"

„Bilden Sie sich ein, daß Sie mich geschlagen haben? In meinem Sinn ist für mich was ganz anderes! Wenn ich darüber rede und dort oben Wappenschilder anbringen will, dann ist das nicht bloß Reden und Tun in dem Sinn, den Sie sich dabei denken, oder in dem es sich die Petersburger Regierung denkt. Für mich ist es nur Mittel zum Zweck. Ihr sollt das nicht als Dekorationen ansehen, sondern sie sollen euch, wie gesagt, aufrütteln und an den alten Hanseatengeist erinnern. Ihr sollt euch wieder das Herrschen angewöhnen, wenigstens über die Ostsee!"

„Geht das, wenn wir nicht zu Rußland gehörten und nicht das russische Hinterland hätten? Wenn wir das nicht hätten und zu Deutschland gehörten, würden wir in zehn oder zwanzig Jahren noch weniger sein wie heute Lübeck. Wir wären ein Dorf, könnten einpacken und auswandern. Als Dekorationen und als harmlose Erinnerungen können Sie die Schilder anbringen. Wer aber vorbeikommt, nach oben sieht und sich was dabei denken will, kann nur das eine denken, Riga muß russisch bleiben, alles übrige ist Anachronismus. Alte Dekorationen, gut. Meinetwegen auch alter Geist. Aber neue Standpunkte."

„Ihr habt keine Ideale?"

„Was nennen Sie Ideale?"

Kiekbusch sah ihn mit einem Blick an, der beinahe wild war. „Daß es dem Kaufmann nicht darauf an-

kommt, wo und wie er sein Geld verdient, wissen wir. Das ist sein Beruf. Er ist zum Geldverdienen da."

„Bedeutet Hanseatengeist etwas anderes? Waren die nicht auch Kaufleute? Wollten die nicht auch Geld verdienen?"

„Auch. Sie verdienten sogar mehr wie ihr. Aber Richtung und Zweck waren ganz anders wie bei euch. Viel großartiger. Ihr Beruf war das Ideal innerhalb ihrer Beanlagung. Sie verdienten Geld, um Geld zu verdienen, aber nicht, um es zu verprassen. Sie lebten wie die Mönche."

„Sind also Schafsköpfe gewesen. Und das nennen Sie großartig?"

„Ich würde Ihnen gratulieren, wenn Sie einen „Schafskopf" hätten wie die! Nach den Hanseaten kamen die Holländer. Die machten es ebenso. Sie verdienten Millionen. Wenn sie sich aber mal einen guten Tag machen wollten, lagen sie im Chausseegraben und lebten von Schwarzbrot und Kugelkäse."

„Auch Schafsköpfe. Wenn man auch den Holländern mildernde —"

„Ihr dagegen, was tut ihr? Ihr verdient euer Geld nicht, um eurem Beruf obzuliegen, sondern um das Geld zu versaufen und zu verfressen!"

„Ich wollte sagen, die Holländer sind nicht weniger Schafsköpfe gewesen wie die Hanseaten, wenn man den Holländern nicht mildernde Umstände zugestehen könnte —"

„Worin sollen die bestehen? Daß sie zu Brot und Käse ein ganz kleines Schnapsglas von Genever tranken?“

„Nein, daß sie aber für eine Tulpenzwiebel manchmal zehntausend Gulden wegschmissen! Wenn die Holländer so viel Geld für eine Blumenzwiebel ausgeben konnten, können wir uns aus Frankreich auch ein Weinschiff kommen lassen.“

„In einer Blume liegt Idealismus!“

„Ist der Wein keine Blume?“

13.

Spreche ich auch ein „barbarisches“ Schwedisch?“

„Noch nicht. Du kannst dich heute noch nicht von dem Schwedisch deiner Kinderzeit losreißen. In dir ist Helsingfors noch nicht untergegangen. Mit den Jahren wird es aber wohl anders werden. Dann wird es mit dir wahrscheinlich wie bei den übrigen hier auf Runö werden. Wenn sie sprechen, muß ich mich zusammennehmen, um sie zu verstehen. Wie sie aussprechen, daraus kann man darauf schließen, wie sie leben. Wie viele Male soll ich es sagen? Wie kann man hier leben.“

„Daß wir nicht früher sterben wie andere, ist ein Zeichen, daß wir ebenso leben wie ihr!“

„So? Auch die Lappen in unserem Norden leben ebenso lange. Aber wie! Ich habe es dir geschrieben und jetzt sage ich es mündlich. Im Sommer kann man es hier aushalten. Aber im Winter? Daß es im

Winter hier „heroische“ Musik gibt, geht aus dem Rundblick hervor. Aber weil es zu viel von diesem Genre gibt, genügt sie nicht. Wenigstens mir nicht. Auch das habe ich geschrieben. Jetzt sei aufrichtig. Genügt sie dir?“

„Wir lesen viel. Ich bin nicht nur auf Vaters Bücher angewiesen. Wir bekommen viel aus Riga geschickt.“

„Wenn auch! Also an das Heiraten denkst du nicht? Auch darin sei aufrichtig, Dagmar!“

„Mein Gott! Wenn einer kommt und alles stimmt, bin ich da!“

„Wird und kann hier einer kommen, bei dem alles stimmt? Hier auf Runö?“

Die dunkle Runödagmar sah über die weite See, die von der Stelle, an der sie mit der blonden Helsingfors-Ebba stand, nach allen Himmelsrichtungen hin sichtbar war.

Sie seufzte.

Ebba sah sie an und neigte den Kopf. „Hm.“

Dagmar rührte sich. „Was willst du? Hier bin ich geboren. Du nicht. Das mußt du bei deinem Widerspruch erwägen. Tacitus sagt, daß man die Liebe der Germanen für ihr rauhes Land nur deshalb begreifen kann, weil es ihr Vaterland ist!“

„Tacitus hat keine Rheinreise gemacht,“ gab Ebba ebenso lebhaft zurück. Sie wiegte wieder den Kopf. „Daß du auf Tacitus kommst, daraus kann man wieder sehen, wie es hier im Winter zugeht. Was ihr lest.

Wir in Helsingfors lesen auch. Aber Tacitus?“ Sie lachte.

„Warum den nicht?“

„Wer ans Heiraten denkt, liest etwas anderes!“

„Ich bin nicht du. Wer weniger daran denkt, erregt dein Bedauern?“

„Du bist nicht ich? Obgleich du geseufzt hast, als ich das Heiratsthema anbrach?“

„Nicht ganz so wie du! Du sagst, wenn Tacitus eine Rheinreise gemacht hätte, würde er nicht geschrieben haben, daß die Erklärung dafür, daß die Germanen ihre Germania liebten, nur darin bestand, daß es ihr Vaterland ist. Obgleich du diese Bemerkung gemacht hast, bist du ebenso oberflächlich wie Tacitus. Sieh dich noch einmal um. Aber nicht so flüchtig wie das erste Mal. Gibt es hier wirklich nichts, das man nicht auch aus anderen Gründen lieben könnte als nur aus dem, weil man hier geboren ist?“

Die beiden Mädchen standen nebeneinander auf der Galerie eines Leuchtturmes, die unter der Lampenkuppel im Kreise um denselben herumführte.

Der Leuchtturm krönte die höchste Steigung einer Düne, die als Welle an dieser Stelle stehen geblieben war. Die Landschaft im Westen war flach und hellgrün. Die Vierecke der Aecker und Wiesen waren scharf und deutlich zu unterscheiden. Hier und dort ragten Baumgruppen über das Ganze empor, die wie Punkte und Kommata in der Landschaft aussahen; an ihnen hörte

man für einige Sekunden mit dem Betrachten auf und fing jenseits derselben wieder damit an. In der Ferne, aber so deutlich, daß der Blick mit einem Sprung, der kein Riesensprung zu sein brauchte, alle Einzelheiten des Strands und seiner Umgebungen erreichen konnte, wogte die See.

Nach Osten hin war der Boden durchbrochen. Tannen und Fichten in so dichten Scharen, daß sie Gehölz und manchmal sogar Wald genannt werden konnten, klimmten und stiegen an ungleich hohen Hügeln, die wie Sturzseen in der Ostsee aussahen, hinauf und hinab.

Der Himmel war zu zwei Dritteln weiß bewölkt, mit einem Drittel blau. Die Luft war wenig bewegt. Von dem Junisonnenschein ging keine Drangsalhitze aus. Die beiden Mädchen hatten die Sonnenschirme geschlossen.

Der alte Kiekbusch in Riga hatte gesagt, daß er beinahe gerührt gewesen, als Dagmar Malmgreen und Ebba Rustad nebeneinander, Arm in Arm und ganz Auge und Hingebung, von dem Dünadampfboot nach Riga gesehen hatten, das lang und breit vor ihnen lag. Wie damals auf dem Dampfboot in der Mitte der Düna, standen sie jetzt auf der Galerie des Leuchtturms von Runö wie Mittelpunkte zweier konzentrischer Kreise: des kleineren der Insel und des größeren von Rigas Bucht.

Dagmar hatte zuerst dann und wann den Schirm gehoben und mit ihm hier und dort hin gedeutet,

ohne ein Wort zu sagen, als wenn die Stellen, auf die sie deutete, beredt genug waren, für sich selber zu sprechen. Jetzt hatte sie damit aufgehört. Sie sah nach der See.

„Wie hoch ist das hier?“ fragte Ebba.

Dagmar hatte während der letzten Minute nach einer gewissen Stelle am Horizont gesehen. „Wie hoch das hier ist?“ fragte sie erstaunt zurück. „Ich denke im Ganzen über 250 Fuß. Die Düne allein soll gegen 90 Fuß hoch sein.“

„Nun ja,“ gab Ebba zu. „Im Sommer ist es hier erträglich.“

„Schrieb ich dir nicht, daß Runö im Winter keine Insel ist, weil das Eis nach allen Seiten Brücken baut?“

„Aber du konntest mich nicht überzeugen!“

„Manchmal ist es auch im Sommer keine Insel. Bei klarem Wetter soll dort nach links ganz Kurland zu sehen sein. Und nach rechts hin sogar die Sankt Petrikirche in Riga.“

„Hast du sie mit deinen Augen gesehen?“

„Dazu sind meine Augen nicht scharf genug.“

„Dann tröste dich nicht mit Hörensagen!“

Dagmar sah wieder nach der gewissen Stelle am Horizont.

„Früher wurde auch bei uns um einen gesegneten Strand gebetet,“ begann sie nach einer Pause. „Schade, daß das aufgehört hat. Vielleicht würde auch für mich etwas an den Strand getrieben sein!“

„Was kann hier an den Strand treiben? Ein Faß Petroleum oder eine Kiste Südfrüchte?“

Dagmar antwortete nicht. Die Helsingforserin drehte rasch den Kopf nach ihr.

„Was du eben gesagt hast, erhält seine eigentliche Bedeutung dadurch, daß du jetzt schweigst! Weißt du, daß du dich fortwährend Lügen strafst? Was willst du, daß hier für dich an den Strand treiben soll?“

„Ich strafe mich Lügen?“

„Fortwährend!“

„Gut. Ob das dort noch immer dasselbe Schiff ist, das wir schon gestern sahen?“

„Die Bark? Wahrscheinlich ist es dasselbe. Sie will wahrscheinlich nach Riga; weil Gegenwind ist, muß sie kreuzen.“

„Wird richtig sein. Gestern abend kam sie aus Sicht. Weil sie kreuzt, ist sie wieder näher gekommen. Ebba, es tut mir aber leid, daß es dir bei uns nicht gefällt!“

„Bedingungsweise gefällt es mir ja!“ Daß es ihr nur bedingungsweise hier gefiel, ging daraus hervor, daß sie jetzt die Uhr zog. „Hat dein Vater nicht gewünscht, daß wir pünktlich zum Essen kommen sollten?“

„Vorwärts!“

Ebba öffnete die Tür, die von der Galerie in den Leuchtapparat hineinführte, begab sich an die Treppe und ging einige Stufen hinunter. Da sie hörte, daß

Dagmar trotz des „vorwärts“ ihr nicht folgte, blieb sie stehen und kehrte sich um.

Dagmar stand noch draußen auf der Galerie und sah ins Weite.

„Willst du hier bleiben, Fräulein?“

Dagmar seufzte. Endlich entschloß sie sich, der Freundin zu folgen. —

Unten in der Wohnung des Leuchtturmwärters gaben sie den langen Seemannskieker ab, dessen sie sich auf der Galerie bedient hatten.

„Es ist gut, daß Sie am Vormittag gekommen sind,“ sagte der Mann. „Wer weiß, ob das Wetter am Nachmittag noch gut ist.“

„Kommt Regen oder Sturm?“ fragte Ebba.

Der Wärter zuckte die Achseln. „Das Quecksilber geht herunter. Es wird etwas geben. Vielleicht in der Nacht, vielleicht schon früher.“

„Dann können wir also morgen nicht baden?“

„Fräulein Rustad bleibt nur einige Tage hier und will sie benutzen, um fleißig zu baden,“ erklärte Dagmar. „Wird es so stark kommen, daß eventuell nichts daraus werden kann?“

„Fräulein Malmgreen, ob stark oder schwach, Sie wissen, daß ein Sturm im Sommer hier nicht lange dauert. Die Küsten sind überall nahe. Wenn sich der Sturm legt, legt sich gleichzeitig der Seegang. Falls Sie morgen nicht baden können, baden Sie übermorgen.“

„Svenson, haben Sie das Schiff gesehen, das nach Riga will? Ich glaube, es ist die Bark, die schon gestern zu sehen war," bemerkte Dagmar zögernd.

„Nach Riga mag sie wollen. Das Wetter will etwas anderes. Jetzt treibt sie in Windstille."

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte Ebba.

Svenson hob wieder die Schultern. „Wir wissen nicht, was kommt und aus welcher Himmelsrichtung. Wenn der Sturm, der kommt, ablandig ist, kann sie liegen bleiben, wo sie liegt. Wenn er auflandig ist, wär' ihr zu wünschen, daß sie weiter draußen liegt."

„Dieses ist eine Bucht, ringsum liegen Küsten und alle sind in der Nähe. Ist also „auflandig" und „ablandig" nicht schließlich dasselbe?" fragte Ebba. „Wenn sie nicht im Norden auf den Strand treibt, treibt sie auf den im Süden oder im Osten, oder sie macht uns auf Runö einen Besuch. Wer bei Riga stranden will, hat die Auswahl!"

„Mit „auflandig" meint Svenson Nordwestwind und Richtung auf Riga," sagte Dagmar. „Mit „ablandig" Südostwind und mit „draußen" die offene Ostsee in Nordwest!"

„Ja, nach Nordwest kann keiner auf Grund kommen," bestätigte der Wärter.

„Einverstanden," sagte Ebba ungeduldig. Aber ob einverstanden oder nicht einverstanden, ist in diesem Fall gleichgültig. Auch wenn wir wüßten, von welcher Seite er kommen wird und wenn sie es auch auf der Bark wüßten, das ändert nichts. Da es wind-

still ist, muß sie liegen bleiben, wo sie liegt. Alles übrige sind fromme Wünsche!"

„Fräulein Rustad hat Recht. Auch wenn die Bark einen Lotsen an Bord hätte, wäre es ebenso, als wenn sie keinen hätte."

„Das einzige, das wir tun können, ist, zu wünschen, daß, wenn etwas kommen will, es aus Südost kommt!" dekretierte Ebba.

„Oder gar nichts," flüsterte Dagmar.

„Gar nichts ist zu wenig. Zum Baden braucht man Wellenschlag!"

„Ob viel oder gar nichts," schloß der Wärter. „Ob auflandig oder ablandig, ob bei Sturm oder in Windstille, wie es die ist, in der die Bark treibt; dort, wo sie jetzt liegt, haben wir schon oft Schiffe liegen sehen, die nach Riga wollten und alle sind in den Hafen gekommen."

„Alle nicht," murmelte Dagmar.

14.

Es war gegen zehn Uhr nachts.

Daß Sturm wehte, war im Kof des „Rigel" ebenso sehr zu sehen wie zu hören, und zwar aus dem Verhalten der Gegenstände, die zu dem Inventar des Matrosenlogis gehörten und alle Bewegungen des Schiffes mitmachten. Möbel gab es hier nicht. Die Seekisten der Matrosen, die ihnen als Sofas und Sitze dienen, waren an beiden Seiten in der Längsrichtung an die Decksplanken angezurrt. Auch

der zwischen den beiden Reihen angebrachte Tisch war niet- und nagelfest. Aber da hingen neben der Tür, die nach achtern hinausging, eine Anzahl Marlspieker und in einer Koje, die nicht bewohnt wurde, der sogenannten Rummelkoje, trieben sich große hölzerne Klopfhammer und zusammengerolltes Tauwerk herum. Auch hatte jeder Matrose an dem Schott neben seiner Koje seine langen Stiefel und Oelzeug hängen. Das alles schlengerte oder rabastelte hin und her. Die Segeltuchgardinen vor den Kojen wehten bald gegen das Schott, bald weit von demselben ab.

Die sechs Mann von der Steuerbordwache sollten um diese Stunde nicht nur im Rof, sondern auch zu Koje sein. Im Rof waren auch einige, aber nicht zu Koje. Daß der Sturm hier ebenso sehr zu sehen wie zu hören war, ließ sich dadurch erklären, daß im Rof gegen Seemannsbrauch noch Licht brannte, durch das die Bewegungen der Marlspieker, Stiefel, des Oelzeugs und der Segeltuchgardinen beleuchtet wurden.

Es war natürlich kein Kronleuchter. An der Innenseite der beiden Stützen, zwischen denen der Tisch angebracht war, hing eine kleine Oellampe, die, wie alles übrige im Rof, schlengerte oder stampfte. Primitiver konnte sie nicht sein. Aus einem zylinderförmigen Behälter von Blech kam eine blecherne Röhre heraus, an deren Ende ein dicker Docht steckte. Das an und für sich geringe Licht, das die kleine Flamme verbreitete, wurde durch das Blaken noch mehr benachteiligt.

Von den Sechsen, die zur Wache gehörten, befanden sich nur vier in dem Rof und von diesen saß nur einer in seiner Koje, die eine Oberkoje war. Das hatte er erreicht, indem er die hintere Seite des Körpers so krumm wie möglich gemacht und das Krumme in die niedrige Koje hineingeschoben hatte. Die Beine, die noch in Stiefeln und Hosen steckten, hingen aus der Koje nach unten, ohne den Boden zu erreichen.

Die übrigen räkelten sich auf ihren Kisten.

Alle rauchten. Sie pafften so stark, daß man wegen des Tabakqualms nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Jeder Rof, auch der für seemännische Verhältnisse bequemste, ist ein kleiner, enger Raum, der außer der Tür keine Ventilation hat. Wenn die Tür geschlossen ist und im Rof geraucht wird, dann hört für jeden anderen Menschen die Gemütlichkeit auf. Nur für die Raucher nicht. Daß hier drinnen alles schlengert, rabastelt und es vor Tabakqualm und Oeldunst nicht auszuhalten ist, macht auf Matrosen keinen Eindruck.

Wie in jedem Freundeskreise, gibt es auch an Bord jedes Schiffes immer einen, der die Versammlung leitet und von dem die anderen sich leiten lassen; einer, der erzählt und dem sie zuhören; einen, der „Bescheid“ weiß. Also einen geborenen Präsidenten.

Der Präsident an Bord des „Rigel“ war der unternehmende Wilhelm Hechel von der Kurischen Nehrung.

Hechel war derselbe, der jetzt in der Oberkoje saß und die Beine mit den langen Stiefeln herunterhängen ließ.

„Von Riga nach Memel will ich, um wieder ein paar Tage zuhaus zu sein. Der Alte wird mir wohl zureden, daß ich hier an Bord bleiben soll. Ich bleib' aber nicht. Ich will wieder mal bei 'nem andern fahren. Schiff und Alter hier an Bord sind wie überall. Auch die Schafferasche hier an Bord ist wie anderswo. Also besser ist es hier an Bord nicht. Das wird ihm gesagt, wenn er mir mit Zureden kommt. Worüber ich aberst erzählen werd', wenn ich später bei 'nem andern fahr', ist über das Aparte, was es bei diesem hier an Bord gegeben hat. Habt ihr rechnen gelernt? Dann hört zu. Als wir vorigen Sommer nach Björneborg kamen, mußten wir drei Monate liegen bleiben. Dann kamen die sechs Wochen rund um den Nord von Schottland nach Gibraltar. In Gibraltar lagen wir auch drei Monate. Nachher waren wir die paar Tag' unterwegs nach dem franz'schen Loch. In dem franz'schen Loch lagen wir wieder drei Monate. Jetzt sind wir siebenunddreißig Tage in See. Viel mehr Tage werden es auch nicht werden, weil wir morgen oder übermorgen in Riga sind. Gehört? Neun Monate binnen Lands und bloß drei auf See! Das ist das Aparte. So was ist mich noch nicht vorgekommen. Das wird erzählt, wenn ich bei 'nem andern fahr'!“

„Apart ja," brummte einer. „Aber noch ganz anders apart hätt' es sein können, wenn der Alte mit dem Geldgeben nicht so gnietsch gewesen wär' oder uns in dem franz'schen Loch hätt' an Land gehen lassen!"

„Für Gibraltar kann das Geldgeben stimmen. Da hätt' er nicht gnietsch zu sein brauchen. Aber auf das franz'sche Loch stimmt es nicht. Was hätt'st du mit dem Geld gemacht, wenn er dir Geld gegeben hätt' und du damit an Land gegangen wärst? Für das Geld hätt'st du dir besoffen. Hast du es nicht an Bord besser gehabt, weil du dir an Bord so oft hast besaufen können, wie du willst, ohne daß es dir einen Sixpensch gekostet hat?"

„Das kann stimmen."

„Siehst du? Also ist von dem Alten ganz vernünftig gewesen, daß er kein Geld geben wollt' und sagt', bleibt an Bord."

Der Koch, der ebenfalls zur Kapitänswache gehörte, gähnte und sah nach der Roftür.

„Wo mag der Zimmermann bleiben?"

„Nach dem wollt' ich auch eben fragen," sagte der Vierte.

„Vielleicht ist ihm wieder gepassiert, was ihm schon einmal gepassiert ist. Kann sein, daß er sein Maul heut' wieder für 'ne Buddel hält und es wieder unter den Krahn am Weinfaß gehalten hat, so daß wir ihm nachher wieder finden, wie damals, wo er im

Kabelgatt lag und so besoffen war, daß er sich nicht rühren konnt'!"

Wilhelm qualmte. „Gesoffen an dem Krahn wird er wieder haben. Diesmal aber nicht so viel, daß er sich nicht rühren kann. Das Einfüllen in die Buddeln wird heut' nicht so glatt gehen, weil das Schiff stampft. Damit wird er zu tun haben und deshalb bekommen wir ihm noch nicht zu sehen. Wenn der Zimmermann sich zu besaufen vorgenommen hat und sich nicht rühren kann, wär' auch schon der Jung' gekommen und hätt' gewahrschaut".

„Und wenn der Jung' sich auch so besoffen hat, daß er sich nicht rühren kann?"

„Dann kriegt er mit dem End'. Wir wollen noch warten. Wenn nach fünf Minuten keiner nicht hier ist, kann einer von uns rausgehen und sehen, woran es liegt. Das ist das andere Aparte hier an Bord, was ich erzählen werd', wenn ich nach Memel komm'! Ich werd' euch sagen, so was ist euch noch nicht vorgekommen, so lang' ihr fahrt, daß ihr 'n Schiff gehabt habt, das 'nen Weinkeller an Bord hat, aus dem jeder an Bord sich so oft besaufen kann, wie er Lust hat!"

„Wenn ihr 'n bißchen mehr anstellig gewesen wärt," begann der Koch wieder, „dann würdet ihr den Alten dazu gebracht haben, daß er euch in Cette 'n paar Franken zu 'nem paar Pfund Zucker und Kaneel und Zitronen gegeben hätt'. Mit dem Zucker und Sonstiges hätt' ich euch dann und wann 'n Glas Glüh-

wein zurecht gemacht. Das ist das Feinste, was es gibt. Ihr hätt't leben können, wie Gentlemänner."

Noch bevor die fünf Minuten vorüber waren, wurde draußen vorsichtig an die Roftür gekratzt.

Der Koch bog sich rasch nach vorn und blies die Lampe aus.

Neben der Oberkoje des unternehmenden Wilhelm ließ sich ein Geräusch vernehmen, als wenn etwas Schweres auf die Kisten oder auf die Decksplanken gefallen war.

Herein kamen der Schiffszimmermann und ein Junge, jeder mit einem halben Dutzend Flaschen. Der Junge trug außerdem eine Wasserpütze, die bis an den Rand mit dunklem Rotwein gefüllt war.

Nachdem sie die Tür geschlossen hatten, machten sie wieder Licht.

Wilhelm saß jetzt nicht mehr in seiner Koje.

Als an der Roftür gekratzt wurde, war das allerdings das Signal, das zwischen dem Zimmermann und denen, die im Rof warteten, vereinbart worden war. Es konnte ja aber auch einer von den Kajütengasten sein, der von diesem Signal Kenntnis erhalten hatte und gekommen war, um sich darüber zu unterrichten, was es im Rof gäbe.

Wilhelm war also aus der Koje gesprungen, um das Licht auszulöschen, wobei ihm jedoch der Koch zuvor kam. Das Geräusch hatte seinen Ursprung von einem der schweren Wasserstiefel, der, als Wilhelm

sich aufrichtete, ihm vorangegangen und auf die Planken gefallen war.

Der Zimmermann sah sehr rot und erhitzt aus, hustete und prustete, als wenn er außer Atem war, warf einen Faßkrahn auf den Tisch, den er selber gezimmert hatte, und sich selber auf eine Kiste.

„Jetzt sauft! Draußen weht es eine Kleinigkeit stärker. Der Alte scheint an Deck gekommen zu sein."

„Gut, laß wehen," sagte Wilhelm gleichmütig.

„Denen von der anderen Wach' hab' ich gewahrschaut, daß ich sechs Flaschen für ihnen vollgefüllt hab', damit ich heut' nicht noch einmal in's Kabelgatt zu gehen brauch'!"

„Wir waren eben dabei, dir zu holen. Der Koch sagt', was mag das mit dem Zimmermann zu bedeuten haben, weil er uns so lang' warten läßt? Der scheint vergessen zu haben, daß hier im Rof solch 'ne sind, die Durst haben!"

Der Zimmermann prustete wieder. „Sauft, dann habt ihr keinen mehr!"

Wilhelm reichte ihm die volle Pütze. „Wo 'n Zimmermann an Bord ist, da hat er beim Saufen Vorhand. Nimm und stärke dir."

Aber der Zimmermann wollte nicht. „Als ich ins Kabelgatt war, fiel mich ein, warum soll ich später saufen, wo ich es jetzt schon kann? Das Gift zuerst in die Flasch laufen lassen und von dort ins Maul, ist Arbeit. Solang was von Durst bei mich

zu spüren war, soff ich vom Faß. Jetzt laßt mir in Ruh'!"

Er fiel hinten über gegen das Schott und ließ nichts mehr von sich hören.

Sie fingen an zu trinken, und zwar auf Matrosenart. Jeder Schluck bedeutete eine halbe Flasche.

„Wilhelm hat wieder kein' Stiefelknecht nötig gehabt, um von seinem steuerbordschen Stiefel freizukommen," höhnte der Koch. „Das wußt' ich nicht, daß Gibraltarstiefel so gemacht sind, daß der eine am Fuß hängen bleibt und der andere von selber geht. Das ist das dritte Aparte, das du erzählen kannst, wenn wir wieder in Memel sind!"

„Das vierte Aparte ist, daß du jetzt wieder anfängst, wovon du schon hundertmal angefangen hast. Sauf' lieber. Und wenn du durchaus davon anfangen mußt, dann hättest du sagen sollen, daß manchmal nicht bloß der eine geht, sondern alle beide. Heute hat es sich so gepaßt, daß bloß der steuerbordsche gegangen ist. Jetzt laß' mich in Frieden diesen kleinen Schlaftrunk trinken."

Sie tranken eine Viertelstunde lang in großen Zügen den „kleinen Schlaftrunk".

„Es scheint zu stimmen, daß es draußen mehr weht," fing er an. „Das Schiff holt mehr über wie früher."

„Deshalb mag auch der Alte an Deck gekommen sein," fügte ein anderer hinzu.

Es vergingen noch einige Minuten.

Dann hörten sie, daß vom Kajütendeck etwas in die Kuhl geschrieen wurde.

Gleich darauf polterte es vor dem Rof.

Die Tür wurde aufgerissen. Es wurde in ihr einer in Oelrock und Südwester sichtbar.

„Rise, rise, rise ho! About ship ho! Gehört?“

Nachdem er diese Worte teils gesungen, teils gebrüllt hatte, schmetterte er die Tür wieder in das Schloß.

Wilhelm rüttelte den Zimmermann.

„Erhebe dir! Bist du so voll, daß du nichts gehört hast? Sie wollen mit dem Schiff drehen! Wo ist mein Stiefel?“

15.

Rigel lag unter Fock-, Ober- und Untermarssegeln dicht beim Winde. Die Brise, die schon vorher stark gewesen, war allerdings während der letzten halben Stunde noch stärker geworden. Das aber war nicht der Grund, aus dem Pohlmann seinen Kapitän an Deck gerufen hatte. Die Ursache bestand vielmehr darin, daß vor dem Bug der Bark wieder das Runöfeuer in Sicht gekommen war. Infolgedessen hatte Duß eben den Befehl gegeben, mit dem Schiff zu wenden und wieder auf die livländische Küste zu halten. Deshalb hatte der Steuermann die andere Hälfte der Mannschaft aufpurren lassen.

„Hätt' nie geglaubt, daß bei Südostwind in der Bucht von Riga so viel See stehen kann,“ sagte Duß.

„Da der Wind zunehmend ist, wird auch der Seegang noch zunehmen. Haben Sie bemerkt, daß der Wind Neigung hat, nach Osten herumzuholen?“

„Schon gesehen. Wir hätten das Schiff schon früher über den anderen Bug legen sollen. Wenn er östlich wird, können wir vielleicht mit ihm nach Riga kommen. Wo bleiben die aus dem Rof? Ob sie nicht gehört haben, daß gepurrt ist?“

„Jawohl, es dauert etwas lange. Gehört müssen sie haben. Ich weiß nicht, ob Kapitän Duß gesehen haben, daß im Rof schon Licht war, als beim Purren die Roftür aufgemacht wurde?“

„Oder noch Licht. Im Rof scheint es wieder was zu geben. Fiel mir schon auf, daß die Roftür geschlossen war, als ich an Deck kam. Welche Crew macht im warmen Sommer die Tür zu? Sie hatten zugemacht, damit wir nicht sehen sollten, daß noch Licht im Rof war. „Wahrscheinlich saufen sie wieder.“

„Wahrscheinlich. Kapitän Duß, ich habe noch immer nicht herausbekommen können, woher sie sich verproviantieren.“

„Ist doch klar. Aus der Ladung!“

„Meine Meinung. Aber wo zapfen sie die Ladung an?“

Eben kam die Steuerbordwache aus dem Rof.

Matrosen, die mitten in der Nacht außer der Reihe im Schlaf gestört werden, sind wie andere Menschen, denen das Gleiche passiert. Sie sind bei schlechter Laune und mögen nicht den Mund aufmachen.

Bei diesen war heute das Gegenteil zu bemerken. Sie waren gesprächig und kreuzfidel.

„Hören Sie?“ fragte Duß.

„Jawohl, sie sind wieder besoffen.“

„Sind alle an Deck? Dann vorwärts. Wir wollen herumhalsen“.

Das Schiff wurde über den anderen Bug gelegt.

Das Leuchtfeuer von Runö, das eben noch vor dem Bug sichtbar gewesen, lag jetzt achteraus.

„Stimmt, es brist stark,“ sagte Duß. „Wahrscheinlich kommt noch mehr. Da beide Wachen an Deck sind, wollen wir die beiden Obermarssegel und die Fock festmachen.“

„Wie Sie wünschen.“

Pohlmann gab die entsprechenden Befehle.

Zuerst wurden die Segel am Fockmast festgemacht. Ob und wieviel Radau während des Festmachens von den Jannaten gemacht wurde, war bis zum Besanmast, neben welchem Duß stand, nicht zu hören. Mehr merkte er davon, als sie jetzt auch das Großobermarssegel festmachten. Die Rah war nach unten geführt; aber das Segel stand mit weiter Bucht voll Wind, schlug auf und ab und bot den Fäusten nur mit Schwierigkeit einen Haltfest. Möglich, daß das der Grund war, aus dem sie auf der Rah so fluchten und schimpften.

„Wer mag sich dort so ärgern?“ fragte Duß.

„Hat wohl keinen besonderen Grund. Wird wohl nur die Besoffenheit sein!“

„Na, in Riga werde ich euch los," tröstete sich Duß.

Pohlmann wollte antworten, tat es aber nicht, sondern drehte den Kopf rasch nach der Stelle neben ihm auf dem Deck.

Die Bark stampfte in dem hohen Seegang nicht nur, sie rollte auch. Manchmal holte sie so sehr über, daß die Rahnocken in Luv senkrecht über der Reling in Lee zu stehen kamen.

Als Pohlmann antworten wollte, legte sie sich eben wieder auf die Seite. In dem Augenblick, in dem sie am schiefsten lag, ließ sich dicht neben dem Steuermann etwas hören, das wie ein Schlag auf die Decksplanken klang. Das hatte ihn veranlaßt, den Kopf zu drehen.

Es war zu sehen, daß der Schlag von einem Gegenstand ausgegangen war, der von der Luvnock der Obermarsrah heruntergefallen war. Aber obgleich dieser Gegenstand jetzt neben ihnen auf den Planken lag, kamen Duß und Pohlmann doch nicht dazu, sich jetzt schon um ihn zu kümmern.

Denn unmittelbar nach dem Schlag auf das Holz und beinahe mit ihm zusammenfallend, kam ein zweiter Schlag. Dieser war weniger zu hören wie der erste, war aber so wuchtig, daß dort, wo er getroffen hatte, alles bebte.

Das Kajütendeck war nach außen hin von einem weißangestrichenen Geländer umgeben, das von Eisen war und auf eisernen Stützen ruhte. Der zweite Schlag hatte dieses Geländer getroffen, und war in der Gegend vor dem Besanmast. Es schien auch diesmal

etwas von der Rah heruntergekommen zu sein. Was es gewesen, war nicht festzustellen. Denn gleich nachdem es auf das Eisen gefallen war, ging es über Bord.

Oben auf der Rah war es still geworden.

Jetzt fing der Lärm wieder an. Sie schienen alle durcheinander zu schreien.

Endlich ließ sich eine heisere Stimme hören, die zu verstehen war, weil der, dem sie gehörte, sich nach hinten drehte, als er seine Nachricht nach hinten schrie.

„An Deck ahoi — Wilhelm eben von baben fallen!"

„Das kommt von der Besoffenheit," murmelte Pohlmann und sprang an das Geländer in Lee.

„Ruder hart in Luv!" schrie Duß dem Rudermann zu.

Das Rohr wurde aufgeholt.

Das Schiff, das überhaupt wenig vorausging, ging so dicht an den Wind, daß die Vorwärtsbewegung gänzlich aufhörte.

Nachdem Duß den Befehl gegeben, war er an das Geländer in Luv gesprungen.

Außenbords von dem Geländer waren an beiden Seiten Lifebojen angebracht. Also jene mit Kork gefüllten und mit Segeltuch bezogenen Ringe, die, weißangestrichen und mit dem Namen des Schiffes und des Heimatshafens, eben so sehr zum Schmuck des Schiffes da sind wie dazu, dem Mann zu helfen, der über Bord gegangen ist.

Seeleute führen stets Taschenmesser bei sich.

Sie schnitten die Bändsel durch, mit denen die

Bojen an dem Geländer festgemacht waren und warfen die Ringe in Lee neben dem Schiff in das Wasser.

Die beiden weißen Bojen hoben sich scharf und klar von dem schwarzen Hintergrunde ab. Es war aber nicht zu bemerken, daß an oder neben ihnen sich etwas regte. Nach einer Minute entfernten sie sich von dem Schiff, trieben immer weiter nach Lee und verschwanden endlich in der Finsternis.

Die Janmaten kamen nacheinander herunter und erzählten.

Wilhelm hatte sich auf der Rah ein bißchen mit Koch und Zimmermann gehabt. Es war zwischen ihnen schon losgegangen, als sie noch bei dem Vormarssegel waren. Der Koch und der Zimmermann waren gnietsch gewesen, weil es ihnen nicht gepaßt hatte, um diese Zeit aus dem Rof zu müssen. Als sie auf der Rah waren, hatten sie geschimpft. Worauf Wilhelm gesagt hätte, wem es nicht paßt, nach oben zu gehen, kann unten bleiben. Wir brauchen kein Zimmermann und kein Koch nicht, um das Segel festzukriegen. Weil Wilhelm so viel mit das Schimpfen zu tun gehabt hätt', hätt' er sich mit das übrige nicht genug in Acht genommen. Deshalb kam es, daß er mit seinem einen Fuß von dem Pferd runtergeglitscht war, an demselben Fuß war der Stiefel losgeworden, um den Stiefel nicht zu verlieren, hätt' Wilhelm mit der Hand nach unten gefaßt, dann wär' auch die Hand losgeworden, mit der er sich an der Rah festhielt und dann wär' er hinten über gefallen, ohne daß ihm einer beispringen

konnt'. Weil das Schiff grad' nach Lee übergeholt hätt', wär' er quer über das ganze Schiff von Luv nach Lee gefallen. Ob an Deck oder über Bord, hätten sie von oben nicht sehen können.

„Der Stiefel kam an Deck, dort liegt er," sagte Pohlmann. Es war der Gegenstand, der zuerst das Deck getroffen und den sie erst jetzt feststellen konnten.

„Ja, der Stiefel ist da, der Mann selber ging über Bord," bestätigte Duß.

„Wilhelm ist ein fixer Schwimmer," sagte einer. „Der ist imstand, sich bis morgen über Wasser zu halten."

„Wenn wir mit dem Schiff hier liegen bleiben, können wir ihn vielleicht noch zu sehen bekommen." pflichtete ein zweiter bei.

Duß ging an das Geländer in Lee. „Kommt Alle her. Er fiel von Luv nach Lee?"

„Die Nock in Luv war seine Nock. Es stand ihm zu, beim Stegbolzen zu sein."

„Und als er losließ, ist er hintenüber gefallen?"

„Das war zu sehen."

„Gut. Seht euch mal das hier an."

Sie sahen es sich an.

Das Eisen des Geländers war beinahe zwei Finger dick. An dieser Stelle aber war es nicht wagerecht wie früher, sondern im stumpfen Winkel tief nach unten gebogen.

Einige wiegten die Köpfe, ohne etwas zu sagen.

„Mit dem Gewicht, was er mitbracht', mag er das Eisen zu Schanden gebogen haben," gab einer zu.

„Weil er rückwärts fiel, wird er sich das Kreuz gebrochen haben," sagte Pohlmann.

„Das wird er sich gebrochen haben," gab der Matrose wieder zu.

„Wer sich das Kreuz bricht, dem hilft kein Schwimmen nicht," sagte ein anderer.

„Der war tot, bevor er noch ins Wasser fiel," bemerkte Pohlmann. „Toter wie der kann keiner sein."

„Daß er noch lebt, glaub' ich auch nicht," stimmte Duß bei. „Trotzdem wollen wir bis Tagwerden hier liegen bleiben. Was sich tun läßt, muß getan werden!"

„Schade," sagte Pohlmann, nachdem die Leute nach vorn gegangen waren.

„Natürlich. Der arme Kerl kann einem leid tun."

„Ich sagte schade in dem Sinn, daß wir dadurch Zeit verlieren, daß wir hier liegen bleiben müssen. Ich sah eben nach dem Kompaß. Der Wind ist Ost gegangen."

Duß sah ebenfalls nach dem Kompaß.

„Stimmt, Ost."

„Wir könnten also jetzt gut auf Riga anliegen."

„Wenn auch nicht gut, jedenfalls würden wir mit diesem Winde hinkommen. Gesetzt natürlich, daß er nicht wieder zurückschralt."

„Da er Neigung dazu hat, kann er nicht auch in entgegengesetzter Richtung schralen und nördlich werden?"

„Das wollen wir hoffen. Das Unangenehme ist, daß wir so dicht neben dem Runöeiland liegen bleiben müssen. Hab' ich bis vor acht Tagen gar nicht gewußt, daß mitten in der Rigabucht ein Eiland liegt."

„Sie sind nicht der einzige, der sich darüber ärgert. Ueber Runö ärgert sich, wer nach Riga hinein will, und wer aus Riga heraus will, ärgert sich auch!"

„Also noch einmal, hoffentlich kommt der Wind morgen nördlich, damit wir diese unangenehme Nachbarschaft so bald wie möglich außer Sicht haben."

16.

Die Badeanstalt für Frauen auf Runö lag an der Ostseite der Insel. Sie war klein und auf anspruchslose Badegäste berechnet. Ein halbes Dutzend niedrige Badezellen bildeten an der Stelle, an welcher der Seesand aufhörte, also hundert Schritte vom Strande entfernt, eine Reihe. Das ebenso unscheinbare Holzhäuschen der Pächterin des Etablissements stand in derselben Reihe und war nur durch wenige Schritte von den übrigen getrennt.

Gegenüber führte ein starkes Tau in die See hinein, das an drei in gleichen Abständen voneinander eingerammten Pfählen festgemacht war. An diesem Tau konnten sich die Badenden bei Wellenschlag festhalten.

Dagmar und Ebba hatten während des Auskleidens die Türen ihrer Zellen nur halb geschlossen, um die Unterhaltung fortsetzen zu können.

„Beißen sie nicht?“ fragte Ebba.

„Womit sollen sie beißen? Sie haben keine Zähne.“

„Also die beiden langen Dinger rechts und links am Mund sind keine Zähne?“

„Die gebrauchen sie nur, um sich einzuhaken und zum Selbsttransport. Für mich ist es etwas Neues, daß du sagst, daß sich in Helsingfors nur wenige sehen lassen.“

„Die Gegend mag ihnen nicht einsam genug sein. Wenige, verglichen damit, daß im vorigen Jahr hier so viele gefangen wurden!“

„Ueber tausend. Da in Riga zwölf oder vierzehn Rubel für jedes Fell bezahlt werden, kannst du dir denken, was dieser Nebenverdienst für Runö ausmacht. Vierzehntausend Rubel sind ein Kapital!“

„Dann wundert es mich, daß hier noch keine Gesellschaft gegründet ist, um den Seehundsfang im großen zu betreiben, oder daß sie es denen in Runö überlassen und nicht zu diesem Zweck aus Riga kommen.“

Dagmar seufzte. „Gefallen dir die Massenmorde? Mir hat es immer leid getan, wenn ich ansehen mußte, daß einer getötet wurde. Zweimal bin ich dabei gewesen. Später, wenn man mich rief, dankte ich.“

„Geschäft ist Geschäft!“

„Schäm' dich. Am Lande sind sie ganz zahm. Wenn sie gehen könnten, könnte man mit ihnen spazieren gehen. Wenn sie im Wasser sind und man pfeift, kommen sie näher, wie Landhunde. Durch das Pfeifen werden sie oft angeführt.“

„Am Lande zahm sind sie doch nur wie ungefähr ein Schiff, das aufgeschleppt ist und sich nicht rühren kann!“

„Du müßtest den Blick aus den treuherzigen, braunen Augen sehen, mit dem sie den ansehen, von dem sie getötet werden. Hast du einmal ein Reh sterben sehen? Was das Reh am Lande ist, ist der Seehund auf der See!“

„Gut. Treuherzig und gutmütig. Das ist dein Geschmack. Geh' mit ihm spazieren. Und da sich auf Runö keine andere Aussicht für dich bietet, liegt nichts Unwahrscheinliches in der Annahme, daß du dich mit einem von ihnen verheiratest. Frau Seehund!“

Das Ende eines zusammengelegten, langen Handtuches wurde um den Türpfosten in die Zelle der Helsingforserin hineingeschlagen, mit der Absicht, sie zu treffen. Es traf aber nicht.

Gleich darauf kamen beide aus den Buden heraus.

Sie trugen weite Baderöcke aus weißem Flanell, die bis unter die Knie reichten. Auf dem Kopf, um die Haare trocken zu erhalten, hatten sie runde Mützen aus gelbem Wachstaffet, die durch rote Bänder um die Schläfen zusammengehalten wurden.

Wie schon vorgestern abend, so hatte es die ganze folgende Nacht und gestern den ganzen Tag über bald aus Osten, bald aus Ostnordosten geweht. Auch heute kam der fortwährend umspringende Wind noch aus beiden Richtungen, war aber nicht mehr stark. Auch

der Wellenschlag war noch vorhanden, ohne gefährlich zu sein.

Nachdem beide Mädchen an der Spülung angekommen waren und sich die Füße naßgemacht hatten, hob Ebba sich auf den Fußspitzen.

„Ob das einer ist? Ja, es ist einer."

„Was für einer?"

„Ein „Reh" von der See."

Dagmar hob ebenfalls die Ferse und sah nach derselben Richtung wie Ebba.

„Siehst du?" fragte diese lebhaft. „Bald kommt es nach oben, bald taucht es unter!"

Der Gegenstand, um den es sich handelte, schwamm noch weit außerhalb des dritten Pfahls, wurde aber mit jeder neuen Grundsee näher an das Land getragen.

Ebba fing an zu pfeifen. Dagmar versuchte es ebenfalls. Aber bei beiden gelang es nur unvollkommen. Erstens, weil sie garnicht pfeifen konnten; zweitens, weil sie vor Kälte mit den Zähnen klapperten.

Das Sprechen ging besser. „Er hört nicht," sagte Ebba. „Wie machen wir ihm begreiflich, daß hier am Strande ein Fräulein steht, das sich mit ihm verheiraten will?"

„Ein Seehund scheint es gar nicht zu sein," erklärte Dagmar. „Die sind oben dunkelgraubraun und unten grau. Das dort ist weiß."

„Vielleicht ist es ein Seehündchen. Ein Kleines. Hast du jemals ein Seehündchen gesehen?"

Weil Dagmar ein solches nie gesehen hatte, wurde sie wieder unsicher.

Aber die Lösung des Rätsels war leicht. Sie brauchten ja nur in das Wasser zu gehen, um sich den geheimnisvollen Gegenstand aus der Nähe anzusehen.

Das taten sie denn auch.

Und zwar taten sie es, wie junge Mädchen es tun, die sich aus dem allgemeinen Vergnügen noch Nebenvergnügen machen wollen. Sie faßten sich beim Hineinspringen bei den Händen, als wenn es mit vereinten Kräften besser gehen würde oder damit keine von ihnen behaupten könnte, sie sei weniger tapfer wie die andere. Als sie auf Knietiefe angekommen waren, schaufelten sie mit beiden Händen Wasser und bewarfen sich gegenseitig damit, als wenn sie voraussetzten, daß die eine sich vor dem Naßwerden mehr fürchtete wie die andere.

Es war einer der Ostseejulitage, an denen es unter Wasser wärmer ist, wie über demselben.

Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß, obgleich das Wasser kalt ist, die Luft darüber noch kälter sein kann, tauchten sie bis an den Hals unter und kauerten sich auf dem Boden nieder. Obgleich sie dabei außergewöhnliche Willenskraft entwickelten, konnten sie nicht verhindern, daß sie infolge des Eindrucks, den das Wasser auf sie machte, unartikulierte Laute und kleine Schreie von sich gaben.

Nach einer Minute hatten sie sich daran gewöhnt. Sie konnten es aushalten. Aber das genügte nicht. Damit es genügte, legten sie sich auf den Rücken und schlugen mit Händen und Füßen, so daß es von weitem aussah, als wenn an dieser Stelle zwei Wale spritzten oder sich zwei Springbrunnen aus dem Schoß des Meeres erhoben.

Nachdem sie sich „aufgewärmt" hatten, widmeten sie sich wieder dem Seehündchen. Sie reckten sich so weit aus dem Wasser, wie sie glaubten, daß es nötig sei, damit sie nicht frören.

Das Weiße befand sich in unmittelbarer Nähe von dem dritten Pfahl.

Ebba sagte, es sei etwas Langes.

Dagmar sagte, es sei etwas Rundes.

„Eine Planke!"

„Ein Stück Kimm von einem Boot!"

„Vorwärts!" kommandierte Ebba.

Die Wellen mit der Hand abwehrend oder mit abgewandtem Gesicht empfangend, halb kletternd, halb schwimmend, enterten sie an dem Tau entlang in die See hinaus.

Das Rätsel wurde von beiden zu gleicher Zeit und so gründlich gelöst, daß keine ein Wort darüber verlor.

Der treibende Gegenstand war ein großer Ring, anscheinend mit weißangestrichenem Segeltuch bezogen. Auf dem Weiß waren schwarze Buchstaben zu unterscheiden.

Es schien also eine Rettungsboje zu sein.

Wenn eine Welle kam und die Boje an einem Rande gehoben wurde, konnten sie die Buchstaben ohne Schwierigkeit lesen.

Ebba und Dagmar taten, was Mädchen, die beim Baden eine Rettungsboje finden, zu tun pflegen.

Die Erstere wollte sich aus eigener Anschauung überzeugen, wie man sich durch eine Boje rettet. Sie stützte sich mit beiden Händen auf den Ring und schwang sich nach oben, um sich hinaufzusetzen. Weil sie aber mit beiden Händen dieselbe Stelle am Rande faßte, kippte das ganze Fuhrwerk um, so daß der gegenüberliegende Teil des Rings mit Ebbas Gesicht in Berührung kam.

Sie rieb sich die Nase mit dem nackten Arm. „Und das soll einem das Leben retten?“

Dagmar hob den Ring an einer Seite aus dem Wasser und steckte den Oberkörper von unten hinein, breitete oberhalb des Rings die Arme aus und versuchte, mit seiner Hilfe zu schwimmen, hörte aber bald damit auf.

„Du hast recht. Die „Rettung“ ist sehr bedingt. Ich würde es keine Viertelstunde darin aushalten!“

Nachdem sie sich darüber vergewissert hatten, daß das Vergnügen mit einer Rettungsboje geringer war wie ohne dieselbe, transportierten sie sie an den Strand und blieben noch zehn Minuten im Wasser. —

Als sie sich wieder angekleidet hatten, aus der relativen Behaglichkeit eine absolute geworden und mit

der letzteren auch die Fähigkeit zu Betrachtungen und Kommentaren zurückgekehrt war, gingen sie in Begleitung der Pächterin zu der Boje zurück.

Ebba schleppte sie noch mehr auf das Land.

„Rigel — Memel," las die Pächterin.

Dagmar und Ebba lasen und sprachen deutsch.

„Das Wort heißt nicht „Rigel", sondern „Riegel," sagte Ebba. „Die Deutschen können nicht einmal orthographisch schreiben. Jetzt fällt mir wieder jener Herr Dr. Karl Fischer und seine „Briefe aus Finnland" ein, die ich mir in Heidelberg kaufte. Die Deutschen wollen über uns zu Gericht sitzen und verstehen nicht einmal ihre eigene Sprache zu schreiben! Wer außerdem benennt ein Schiff nach einem Türriegel? Denn von einem Schiff wird der Ring doch wohl stammen!"

„Fräulein Rustad, kann es nicht auch ein Familienname sein, der anders geschrieben wird, wie der „Riegel" an einer Tür?" fragte die Pächterin.

Die Entscheidung kam von Dagmar, die nicht nur den Tacitus gelesen hatte. Sie sagte, daß mit dem Wort „Rigel" hier vielleicht der Fixstern im Sternbild des Orion gemeint sein konnte.

„Ob die Boje vielleicht zu dem großen Schiff gehört hat, das vorgestern zu sehen war und immer wiederkam?" fragte die Pächterin.

„War es eine Bark?" fragte Dagmar zurück.

„Ja, eine Bark."

„Wahrscheinlich ist es dieselbe, die wir vorgestern sahen, als wir auf dem Leuchtturm waren. Damals war es windstill."

„Gegen Abend kam der Sturm. Am nächsten Morgen war nichts mehr von dem Schiff zu sehen."

Dagmar sah nach der Boje. „Arme Menschen!"

„Wir wollen nicht das schlimmste voraussetzen, Fräulein Malmgreen. Die Boje kann auch von einem anderen Schiff sein. Sie mag schon lange im Wasser treiben."

„So sieht sie leider nicht aus."

„Wir wollen das beste hoffen," sagte Ebba. „Aus Memel?"

„Aus Mämel," verbesserte Dagmar.

Ebba lachte. „Wird es an Ort und Stelle so ausgesprochen?"

„Bei der Reederei von Schröder in Riga sind Kapitäne angestellt, die aus Memel sind und es so aussprechen. Als ich es zum ersten Male hörte, fiel es mir auf. Als ich fragte, antwortete man, ja, so sprechen sie es dort aus!"

„Wird in Mämel geheiratet?"

„Warum soll in Memel nicht geheiratet werden?"

„Weil dem Heiraten das Küssen vorangeht und man beim Küssen den Mund spitzt!"

„Warum sollen sie in Memel nicht den Mund spitzen können?"

„Weil, wenn sie Mämel sagen, anzunehmen ist, daß bei ihnen der Mund von einem Ohr zum anderen reicht!“

Dagmar lachte. „Gut, wenn wir nach Memel kommen, wollen wir nach ihrem Mund sehen. Oder, da es auch zahlreiche Exemplare in Riga gibt, nach einigen Tagen in Riga.“

„Reist Fräulein Malmgreen nach Riga?“ erkundigte sich die Pächterin.

„Ja. Ja, sie sagen Mämel. Ebba, vielleicht aber fällt es uns nur deshalb auf, weil wir im Schwedischen so viel den Mund spitzen. Wir brauchen nur nach dem Wasser zu sehen. Östersjön, Ostsee. In einem zweisilbigen Wort spitzen wir zweimal den Mund. Zwei Küsse auf das Wasser, obgleich es salzig ist. Was sind Eier ohne Salz!“

„Eine interessante Beobachtung. Dann verstehe ich aber nicht deine Vorliebe für die Seehunde.“

„Was hat das eine mit dem anderen zu tun? Mir gefallen sie ihrer treuherzigen Augen wegen und weil sie so zutraulich sind!“

„Können sie aber auch den Mund spitzen?“

17.

Für den Wunsch der beiden Mädchen, dem Vater Dagmars die Neuigkeit von der Bescherung mitzuteilen, die bei der Badeanstalt am Strande lag, war die Zeit, die er heute auf sich warten ließ, zu lang. Denn auch Pfarrer Malmgreen ging jeden Vor-

mittag um diese Zeit unten am Strande spazieren. Heute blieb er länger aus, wie bei ihm üblich war.

Als er endlich sichtbar wurde, ging er nicht sogleich in das Pfarrhaus. Er kam diesmal auch nicht allein, sondern in Begleitung einer ganzen Schar, die aus den Honoratioren der kleinen Insel und aus Fischern und Seehundsschlägern bestand.

„Das hat etwas zu bedeuten," sagte Ebba.

„Kommt mir auch so vor!"

Die draußen hatten ernste Gesichter. Unweit des Pfarrhauses waren sie stehen geblieben, hörten nicht auf, sich zu besprechen und taten wichtig.

Dagmar und Ebba gingen wieder hinaus und erregten mit Erfolg die Aufmerksamkeit des Pfarrers.

Dieser, ein alter Herr mit langem, weißen Haar, rief ihnen zu, daß sie näher kommen könnten, und weihte sie in die Angelegenheit ein.

Am Strande hatten einige, die schon vor ihm dort angekommen waren, eine Rettungsboje gefunden, die an jener Stelle angespült war. Sie war weiß und der schwarze Namen auf ihr hieß „Rigel — Memel". Nicht weit davon hatte auch ein Mensch im Wasser getrieben, der bald an das Land geschoben, bald von der See in das Wasser zurückgezogen wurde. Als er wieder einmal näher gekommen, war ein Fischer hineingesprungen und hatte ihn herausgeholt.

Es war ein Ertrunkener und schien ein Seemann zu sein. Er trug noch den Oelrock und der eine Fuß steckte noch in dem langen Stiefel. Wahrscheinlich war

während des Sturmes von vorgestern nacht nicht weit von hier ein Schiff untergegangen, das „Rigel“ hieß und aus Memel war und zu dessen Besatzung der Ertrunkene gehört hatte.

Sie hatten ihn untersucht, um vielleicht etwas an dem Körper zu finden, aus dem sich ergeben könnte, daß sie mit der Vermutung, daß der Ertrunkene zu der Lifebojve und beides zu einem Memeler Schiff „Rigel“ in Beziehung stände, recht hätten.

Sie hatten auch etwas gefunden.

Denn auf der inneren Seite des rechten Unterarms des Ertrunkenen war infolge einer Seemannssitte, die damals noch allgemein und international war, in Blau und Rosa ein unklarer Anker tätowiert gewesen und darunter, ebenfalls tätowiert, aber nur in Blau, die deutschen Worte „Wilhelm Hechel — Bark Rigel — Memel“.

Sie wußten also, wer der Ertrunkene war.

Einerseits war dadurch eine Verlegenheit beseitigt worden, andererseits war dadurch eine neue entstanden. Diese neue Verlegenheit war die Ursache zu den Amtsmienen gewesen, die sie mitgebracht hatten, wie dafür, daß sie das, was sie schon mehrere Male gesagt hatten, jetzt noch einmal sagten.

Wenn sie nämlich an dem Ertrunkenen nicht den Namen des Schiffes und seinen eigenen Namen gefunden hätten, würden sie ihn sofort haben beerdigen können. Jetzt aber hatten sie die Verpflichtung, sich bei denen, die in dieser Angelegenheit mitzuraten hatten,

also bei den Hafenbehörden und dem deutschen Konsul in Riga, zu erkundigen, ob die nicht etwas anderes bestimmten.

Als der Pfarrer zu Ende erzählt, gaben die beiden Mädchen lebhaft und sich oft in das Wort fallend, auch ihr Abenteuer preis.

„Noch eine Boje?“ fragte der Pfarrer.

„Ebenfalls mit Schwarz auf Weiß. Mit demselben Namen. Wie es scheint, eine Schwesterboje!“ sagte Dagmar.

„Rigel—Memel“! Wir hätten sie mitgebracht, aber sie war uns zu schwer!“ bestätigte Ebba.

„Wenn ein Schiff zwei Bojen an Bord führt, kann es nicht klein gewesen sein,“ sagte ein Fischer.

„Eine Bark ist ja auch nicht klein, Helmersen,“ bemerkte der Pfarrer. „Und daß es eine Bark war, ist aus der Inschrift auf dem Arm festgestellt.“

„Herr Pfarrer, kann es nicht die Bark gewesen sein, die vorgestern in Sicht war?“ fragte Ebba.

„Auch darin stimmen wir überein, daß es die gewesen sein wird, obgleich wir es nicht mit der gleichen Sicherheit beschwören können wie den Zusammenhang zwischen dem ertrunkenen Mann und den beiden Bojen.“

„Es kann ebenso gut die Bark wie ein anderes Schiff gewesen sein,“ brummte ein anderer Fischer.

„Armes Schiff! Wo und wie mag es verunglückt sein?“ fragte Dagmar.

Pfarrer Malmgreen zuckte die Achseln und blieb die Antwort schuldig.

„Bei uns auf Runö kann es nicht auf Grund gekommen sein," sagte der Fischer, der schon vorhin gesprochen hatte. „Wir würden es sofort erfahren haben. Gegenüber in Livland kann es auch nicht auf Grund gekommen sein. Mit ablandigem Wind kann in Livland keiner auf Grund kommen. Zwischen Livland und Runö muß es aber untergegangen sein, weil der Mann und die beiden Bojen an unserer Ostseite angetrieben sind. Es wird leck gesprungen und gesunken sein. Wahrscheinlich hat es eine schwere Ladung binnen gehabt und ist ein altes Schiff gewesen. Wahrscheinlich ist es ganz in der Nähe von Runö untergegangen. Wenn es weit draußen gesunken wäre, wären die beiden Bojen mitsamt dem Mann an Runö vorbei auf Kurland getrieben. Denn Runö ist so klein, daß das meiste daran vorbei treibt. Daß alles bei uns angetrieben ist, beweist, daß das Schiff dicht bei Runö untergegangen ist."

Einige stimmten mit den Köpfen zu.

„Wenn der Wind so bleibt, wird auch noch mehr an Land treiben."

„Auch Menschen?" fragte Ebba.

„Alles, was an Bord war."

„Glaubst du, daß ein toter Mensch sich von einer Planke unterscheidet?" lachte Dagmar.

Ebba zog die Schultern nach der Brust zusammen. „Dann ist es also mit den Badefreuden schon vorbei!"

Der Pfarrer hatte nachgedacht. „Von einem Schiff „Rigel“ habe ich schon gehört. Ich glaube, auch in Verbindung mit Memel. Mir ist, als wenn ich in der Zeitung davon gelesen habe. In der Riga'schen. Ich weiß aber nicht mehr, in welchem Sinne. Ich denke, sie erwarteten in Riga ein Schiff, das so hieß. Es stand auch etwas dabei im Zusammenhang mit der Ladung, die es mitbrachte, auch mit den Schwarzhäuptern in Riga. Es ist aber schon längere Zeit her, daß ich es gelesen habe. Ich weiß nicht mehr, was es war.“

„Sonntag können wir die beiden Ringe nach Riga mitnehmen und denen dort das übrige überlassen,“ schlug Dagmar vor.

„Mitnehmen können wir sie! Aber alles überlassen dürfen wir nicht. Das darf nicht erst am Sonntag geschehen. Ich werde sofort den Bericht machen und ihn dem Dampfer mitgeben, der morgen aus Dagö kommt, der kann ihn nach Riga mitnehmen. Mit der Antwort werden sie sich wahrscheinlich wieder nicht beeilen. Die wird erst ankommen, wenn wir selber schon unterwegs sind. Mit der wird sich meine Stellvertretung abfinden müssen!“

„Sind an dem Ertrunkenen Wiederbelebungsversuche angestellt worden?“ fragte Dagmar.

„Hat man ihn auf den Kopf gestellt? Ist viel Seewasser herausgekommen?“ vervollständigte Ebba die Frage.

Alle lächelten und sahen sich an.

Darüber wunderten sich die beiden Mädchen.

„Bei Ertrunkenen pflegt man das doch zu tun! Oder ist die Methode jetzt anders?“ äußerte Ebba ungnädig.

Nein, die Methode war noch immer dieselbe.

Unmittelbar, nachdem sie den Ertrunkenen an das Land gezogen, hatten sie ihn mit dem Kopf nach unten gestellt. Es war auch sofort etwas aus seinem Mund geflossen. Und nicht nur etwas, sondern ziemlich viel. Aus Farbe und Geruch ging aber hervor, daß es nicht Blut war.

Es war Rotwein. Sie schienen dort an Bord versucht zu haben, sich das Sterben so leicht wie möglich zu machen.

„Er war bis oben hin voll, so daß für Seewasser gar nicht mehr Platz war,“ sagte der Pfarrer.

18.

Um die Stunde nach Bureau- und Kontorschluß saßen der alte Kiekbusch und der alte Seeboom heute wieder an dem Stammtisch im „Bürgergarten-keller“.

„Was halten Sie in diesem speziellen Falle für Hanseatengeist?“ fragte der Getreideexporteur. „Sollen Schiffe und Ladungen versichert werden oder nicht?“

Kiekbusch brauste auf. „Wollen Sie mich anulken? Was hat das mit Hanseatengeist zu tun?“

„Ich frage im Ernst. Ich habe Sie gefragt, weil Schröder in der letzten Zeit viele Schiffe verloren hat

außer der „Mitau“. Gestern hat er zu mir gesagt, daß er mit dem Gedanken umgeht, künftig die Schiffe versichert fahren zu lassen, was er früher nie getan hat.

Kiekbusch schlug auf den Tisch. „Nicht versichern! Wenn ein Kahn ersäuft, dann seht ihm nicht nach und weiter gradaus. So machen es die in Hamburg und Bremen. Sie lassen unversichert fahren, bis die Schiffe die erste Klasse Veritas abgefahren haben. Später halten sie die Schiffe für moralisch ersoffen und verkaufen sie für ein Butterbrot nach der Ostsee, wie wir unsere zerrissenen Hosen an polnische Juden verkaufen!“

„Früher machten sie es so. Heute fangen auch die Hamburger und Bremer schon an, zu versichern.“

„Dann sind sie keine Hanseaten mehr!“

Der Schwarzhäupter Nebendal war hineingekommen und setzte sich an den Tisch.

„Ist es richtig, daß die Schwarzen Sie in den Vorstand gewählt haben?“ fragte Seeboom.

„Unrichtig ist es nicht.“

„Wie kommt ein so junger Kerl dazu?“ fragte Kiekbusch.

Nebendal zuckte die Achseln. „Wahrscheinlich deshalb, weil ich damals ausriß, als sich unsere Leute mit den beiden Gilden darüber stritten, in welchem Lokal der diesjährige Ball steigen sollte. Sie werden gedacht haben, der läuft fort, also ist er der Vernünftigste.“

„Wird der Ball zustande kommen?“ fragte Seeboom.

„Im Schwarzhaupthaus. Die Gilden willigten schließlich ein.“

„Gibt es sonst noch Neuigkeiten?“

„Eine unangenehme. Das Weinschiff, das nach Riga unterwegs war, ist verloren gegangen. Wie es scheint, in dem Sturm vor vier Tagen und nicht weit von Runö. Alle an Bord sind ersoffen. Auf Runö sind Leichen und Rettungsbojen angetrieben, die als zu dem Schiff gehörig identifiziert worden sind.“

„Diese Neuigkeit wußte ich schon aus der heutigen Zeitung. In der Zeitung steht nur von einer Leiche.“

„Ja, es steht schon in der Zeitung. Von Runö ist die Nachricht an den hiesigen Hafenmeister gekommen. Der hat sofort Tiemer rufen lassen, weil bekannt war, daß das Schiff an dessen Kontor adressiert war. Tiemer hat sofort nach Memel telegraphiert.“

„In der Zeitung steht unten noch ein Feuilleton darüber. Haben Sie das auch gelesen?“

„So was liest man nicht.“

„Sie natürlich nicht,“ sagte Kiekbusch mit Verachtung.

„Dazu hat man keine Zeit,“ verstärkte Nebendal.

„Aber hier zu sitzen und Bier zu saufen, dazu hat man Zeit!“

„Haben Sie es gelesen, Herr Direktor?“ fragte Seeboom.

„Auch nicht. Aber nicht wie der hier, „weil man so was nicht liest“. Ich habe es übersehen.“

„So was soll man nicht übersehen," rächte sich Nebendal.

Seeboom rief den Kellner, damit er die betreffende Zeitung bringen möchte.

Kiekbusch setzte die Brille zurecht und las.

„Ihr habt Pech," sagte Seeboom zu Nebendal. „Erst sinkt die „Mitau", die Flachs laden sollte. Dann kam die Freude, daß für „Mitau" der Memeler einspringen würde und nun ersäuft der auch."

„Eine „Freude" mag es für Tiemer gewesen sein, der das Schiff befrachten sollte. Um Mannschaft und Schiff kann es einem leid tun. Das übrige ist uns gleichgültig."

„Wenn es auch gleichgültig wäre, würden Sie doch nicht eben ein Gesicht gemacht haben, das wie das Gegenteil aussieht!"

„Fiel mir ein, daß dort Wein für uns an Bord war. Der ist verloren gegangen."

Kiekbusch war mit seiner Lektüre zu Ende. Er hatte die Nebendal'sche Antwort gehört und schnippte mit den Fingern.

„Freuen Sie sich darüber, Herr Direktor?"

„Soll ich nicht?" Als ich dieser Tage zu Verschiedenen von euch sagte, daß ihr oben in euren Blenden die Hanseatenschilder anbringen sollt, blieb alles ruhig. Sie waren auch dabei, Nebendal. Gesöff aus Frankreich bringen zu lassen, dazu habt ihr Geld übrig. Aber für so was nicht. Jetzt seid ihr bestraft. Ja, ich freu' mich."

„Freuen Sie sich nicht zu früh. Der Wein war versichert."

Seeboom lachte. Unser Direktor hält das Versichern für Mangel an Hanseatengeist!"

„Hält er? Durch diese Sorte von Hanseatengeist wird dem Pleitemachen Vorschub geleistet. Herr Direktor, Sie sagen, für Wein haben wir Geld übrig, aber „für so was nicht"? Als Sie vorgestern fortgegangen waren, wurde gesagt, die Wappenschilder können angebracht werden. Aber doch unmöglich in Farben und erst recht nicht in Weiß und Rot. Diesmal hat der Direktor sich kräftig geirrt und wir sind ihm im Geschmack über. Zu einem so alten, grauen Hause stimmt doch kein Weiß und Rot. Das hat man Ihnen nicht ins Gesicht sagen wollen. Deshalb blieb alles ruhig."

Kiekbusch schlug wieder auf den Tisch. „Ich will Weiß und Rot haben! Mit euch kann man die chinesische Mauer einrennen! Weiß und Rot will ich haben, damit jeder, der unten vorbeikommt, das oben nicht für angenagelte tote Katzen hält, sondern weiß, was es ist, stehen bleibt und darüber zu reden anfängt! Wenn ihr gefragt hättet, würdet ihr es erfahren haben!"

„Soll die „chinesische Mauer" diese Erfahrung machen, Nebendal?" fragte Seeboom.

„Damit sie stehen bleiben kann, werde ich bei der nächsten Vorstandsversammlung beantragen, daß alles nach Wunsch unseres Direktors gemacht wird. Es sollen Schilder angebracht werden, und die Schilder

sollen die historischen Farben bekommen. Die Schwarzhäupter aber übernehmen nicht die Verantwortung dafür, was die Leute dazu sagen werden!"

„Brauchen sie auch gar nicht!" Mann, für Sie könnt' ich ein Glas Bier bezahlen," sagte Kiekbusch selig.

„Ein Glas wär' nicht Hanseatengeist," bemerkte Seeboom.

„Ein Faß! Wann wollt ihr es saufen?"

„Darauf wollen wir zurückkommen an dem Tag, an dem die Schilder angebracht werden," schlug Nebendal vor. „Da jetzt wieder von Hansa und Hanseatengeist die Rede ist — wissen die Herren übrigens, daß das Schiff, das bei Runö gesunken ist, obgleich zuletzt in Memel heimatsgehörig, ein angekaufter Hamburger gewesen ist? Der ertrunkene Kapitän war aus Lübeck."

Kiekbusch wiegte den Kopf. „Daraus kann einer wieder sehen, wie es heute mit Lübeck steht. In alten Zeiten blieben sie in Lübeck und hatten die Hände voll. Jetzt kommen sie nach Memel und ersaufen für Memeler Rechnung. Es ist, um melancholisch zu werden!"

„Wie gefiel Ihnen das Feuilleton, Herr Direktor?" fragte Seeboom.

Kiekbusch faßte wieder nach der Zeitung. „Wußt' ich nicht, daß auf Runö einer ist, der so ein Feuilleton schreiben kann. Scheint alles gesehen zu haben. Hört euch mal den Schluß an."

„Wir hatten das Schiff am Tage vorher vom Leuchtturm aus gesehen. Wie es da lag, mit seinen

drei Masten und unter allen Segeln, sorglos, ruhig auf der ruhigen See, von Sonnenschein umgeben, mit Leben ringsum und es selber wie der Mittelpunkt und Thron des Lebens, schien es ein frohes Bild zu sein, das immer fest bleiben würde, und die See ein Rahmen, bestimmt, ihm zu dienen. Es kam uns nicht der Gedanke, daß dieses schöne, zum Herrschen berufene Bild durch seinen eigenen Rahmen zerstört werden könnte, daß dieser es unter sich begraben würde, und endlich verwandelt und selber zum Bilde geworden, aber zu einem Bilde voll Unheil und Verderben, an der Oberfläche bleiben würde. Von dem schöneren Bilde vom Tage vorher hat das neue Bild spöttisch, wie spärliche Almosen, wie unvollkommene Erinnerungen, nur die beiden Rettungsbojen zurückgegeben. Lady Macbeths kleine Hand hat durch alle Wohlgerüche Arabiens nicht wieder rein werden können. Es hat uns bewegt, daß über diese weißen Ringe, Zeugen der Verzweiflung untergehender Menschen, deren erlahmende Hände sich an sie anklammerten, nur ein wenig Wellenschaum hinwegzugehen brauchte, um Spuren zu verwischen, die deutlicher und vielfacher gewesen sein müssen, wie die auf Lady Macbeths kleiner Hand. Wir wußten nicht, daß fleckenloses Weiß eine so ergreifende Sprache sprechen und so beredt erzählen kann von den Schrecken einer schwarzen Nacht. Zuerst ein stolzes Schiff im Sonnenschein und ringsherum wie ein Spiegel seiner Schönheit, das glänzende Meer. Einen Tag später zwei antreibende Bojen und auf ihnen die ein-

fachen Worte „Rigel—Memel“. Die drei Erscheinungen und was sie miteinander verbindet, genügen für ein Drama. Dort der Held; neben ihm das Grab; hier die Grabschrift.“

„Unterschrift ist nicht da. Wer mag das geschrieben haben?“ fragte Kiekbusch.

„Auf der Redaktion werden sie es wissen,“ antwortete Seeboom.

Nebendal sah von der Seite. „Und deshalb wollen die Herren auf die Redaktion laufen?“

Der alte Kiekbusch sah ebenfalls von der Seite. „Sie nicht?“

„Hab' Besseres zu tun, wie um jeden übergeschnappten Menschen mir die Seele aus dem Leibe zu rennen!“

Kiekbusch wurde dunkelrot. „Eben haben Sie gesagt: „so was liest man nicht“. Jetzt sage ich Ihnen, „auf Sie hört man nicht“. Nehmen Sie mir's nicht übel. Aber Sie sind einer von denen, die alle Tage dreimal totgeschlagen werden müßten!“

„Wie soll ich das übelnehmen? Stehe zur Verfügung.“ —

„Als ich von meiner deutschen Geschäftstour zurückgekommen war,“ sagte Seeboom, nachdem Kiekbusch gegangen war, „und ihm erzählte, daß ich auch über Lübeck gekommen war, besuchte er mich einige Tage später, um mich gründlich auszufragen. Er wollte wissen, wie die Lübecker aussähen, was sie sagten, täten usw. Als ich sagte, sie trinken und essen dasselbe, wie wir in Riga, sähen auch ebenso aus wie wir

und sprechen über Angelegenheiten, die nicht viel von den unsrigen verschieden sind, war er ganz entzwei. Als ich sagte, es sind feine Leute, wurde er noch melancholischer und gleich darauf wütend. Er hatte darauf gehofft, daß die Lübecker Rowdies sind."

19.

Was alle Wohlgerüche Arabiens nicht an Lady Macbeths kleiner Hand hatten vollbringen können, das hatte ein wenig Wellenschaum an den beiden Rettungsbojen vollbracht, die auf Runö angetrieben waren; obgleich die Spuren an denselben zahlreicher und deutlicher sein mußten wie auf der Hand der berühmten schottischen Lady."

So hatte sich der anonyme Feuilletonist auf Runö in der Rigaischen Zeitung ausgedrückt.

Derselbe Feuilletonist hatte behauptet, daß das Meer jenes Schiff und seine Mannschaft in den Schoß hinabgezogen, aber höhnisch die Nebensachen, d. h. die besagten beiden Korkringe, an der Oberfläche zurückgelassen hätte. Und weiter hatte der Feuilletonist gesagt, daß, nachdem sich das tiefe Grab geöffnet und seine Opfer gefordert, mit den beiden Worten „Rigel" und „Memel" die Grabschrift darüber geschrieben sei. Das reine Weiß auf den Ringen sei eine Sprache, wie sie beredter nicht gesprochen werden könne über die Schrecken einer schwarzen Nacht.

Das alles hätte der Feuilletonschreiber sich sparen können.

Der Wellenschaum hatte nicht nötig gehabt, Spuren von den Rettungsbojen abzuwaschen. Sie strahlten in fleckenlosem Weiß, weil Flecken an ihnen niemals vorhanden gewesen waren. Dieses Weiß konnte keine Sprache sprechen und sogar beredt sein und noch weniger von den Schrecken einer dunklen Nacht erzählen, weil es gar nichts erlebt hatte, das in Beziehungen stand zu den Freuden des Tags und den Schrecken der Nacht. Es bestand in Kork, das in weiß angestrichenes Segeltuch eingenäht war. Einige Jahre lang hatte es an beiden Seiten eines Schiffes an dem Geländer gehangen und jetzt einige Stunden im Wasser gelegen.

Das Meer hatte nicht die Hauptsachen in seinen Schoß gezogen und die Nebensachen höhnisch an der Oberfläche gelassen. Es hatte nicht das Bild vernichtet und den Rahmen, also sich selber, von der Zerstörung ausgenommen. Der einzige Hohn war der, daß es den Feuilletonschreiber gründlich angeführt hatte, insofern die versunkenen Hauptsachen, Schiff und Mannschaft, sich auch noch jetzt an der Oberfläche befanden, das Bild ausmachten und sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreuten.

Die beiden Worte „Rigel“ und „Memel“ waren keine Grabschrift, weil sie auch jetzt noch von jemand geführt wurden, der noch auf Erden wandelte.

Zeitungsschreiber pflegen sich manchmal zu irren. Das ist ein Gesetz, dem auch die Zeitungsschreiber von Runö unterworfen sind.

Aus dem besonderen Fall von Runö ging hervor, daß der Feuilletonist wohl eine gewisse Phantasie und literarische Begabung besaß, aber keine Erfahrung. Das Verzeihliche bestand darin, daß gleichzeitig mit ihm und auf demselben Schauplatz sich auch einige Personen geirrt hatten, die keine literarische Begabung, aber eine gewisse Erfahrung besaßen.

Diese Personen waren Kapitän Albrecht Duß und sein Steuermann Robert Pohlmann.

Während des Sturmes hatten sie die Beobachtung gemacht, daß derselbe, nachdem er zuerst aus Südost gekommen, Neigung habe, umzuspringen. Falls er nach Osten herumgehe, könnten sie bequem auf Riga anliegen und vielleicht morgen nachmittag in der Düna sein. Wenn er nördlich werde, schon früher und vielleicht in Riga selber einlaufen.

Ein Teil von diesen Voraussetzungen war richtig gewesen.

Der Wind war wirklich nördlich geworden. Er hatte aber aus dieser Richtung nur eine halbe Stunde geweht. Er hatte dem Schiff keinen Nutzen gebracht; nicht nur deshalb nicht, weil er zu kurze Zeit dauerte, sondern auch darum, weil „Rigel“ nicht gegen den hohen Seegang segeln konnte, der noch immer aus Südost kam. Die Bark mußte dasselbe tun, was sie getan hätte, auch wenn der günstige Nordwind nicht dagewesen wäre; d. h. sie mußte unter Sturmsegeln beigedreht auf der Stelle liegen bleiben.

Wieder eine Stunde später wurde der Wind östlich. Jawohl. Mit dem konnte man, wenn auch mit dicht angebraßten Rahen, auf die Dünamündung anliegen. Das tat man auch. Von Mitternacht bis Sonnenaufgang steuerte man Kurs. Der Feuerturm von Runö kam hinter dem Heck der Bark aus Sicht. Vor dem Bug in Sicht kamen die Leuchtfeuer von Bolderaa und Dünamünde; also die Dünamündung mit den Zeichen, unter denen sie bei Nacht auf sich aufmerksam machen kann.

Bis jetzt hatten sich die Berechnungen und Hoffnungen der beiden Achtergasten als ziemlich richtig und begründet erwiesen.

Jetzt kam der Irrtum. Sie hatten geglaubt, mit der frischen Ostbrise bis nach Riga kommen zu können. Der kleine Haken in den Voraussetzungen bestand darin, daß die frische Brise in den Morgenstunden flau, in den Vormittagsstunden noch flauer wurde und mittags ganz aufhörte.

„Rigel" trieb in Windstille.

Eine Stunde später hatte sich auch der Seegang beruhigt. Um zwei Uhr nachmittags sah die Bark wieder aus, „wie ein Bild, das seinen Rahmen, und wie ein König, der das Meer beherrscht". Es war aber ein König, der regierungsunfähig war, da er sich nicht rühren konnte. Die Windstille war so absolut, daß das Schiff nicht dem Steuer gehorchte. Da lag es, mit allen Segeln bis in die drei Topps, aber ruhig wie im Hafen.

Hinter ihrem Heck war nichts zu sehen. Dort war alles hohe See, die am Horizont tiefdunkel aussah.

Vor dem Bug aber war eine Küste aufgetaucht. Obgleich ihre Einzelheiten nicht zu unterscheiden waren, so war sie doch nicht zu weit entfernt. Sie umgab den Bug der Bark wie ein blauer Halbkreis, der weder hoch noch niedrig war. Sie setzte sich an beiden Seiten des Schiffs eine Strecke fort, trat allmählich zurück, noch mehr zurück und verflüchtigte sich endlich. Das Wasser ringsum sah aus wie ein Uebergang von Grün zum Braun.

„Das alles ist Wald," sagte Pohlmann, „deshalb sieht es so dunkel aus. Hätt' der verfluchte Wind nicht bis Riga vorhalten können oder wenigstens so lange, bis wir im Revier sind? Wenn er vorgehalten hätt', könnten Kapitän Duß heut' abend sein Glas Bier im Buchenwald trinken."

„Vielleicht hat er nicht vorgehalten, weil Sie ihm nicht Ordre gegeben haben. Ich wäre zufrieden gewesen, wenn er uns so weit geschoben hätte, daß wir einen Lotsen hätten an Bord nehmen können. Das Eiland ist Gott sei Dank achteraus. Aber anstatt des Eilands haben wir jetzt eine um so größere Bescherung vor dem Bug. Gibt es in Dünamünde und Bolderaa Schleppdampfer?"

„Bis hierher kommen sie nicht heraus. Können uns auch von dort noch gar nicht sehen für den Fall, daß wir Flaggen setzen in der Absicht, daß einer

kommen und uns einschleppen soll. Und wenn einer sie sieht und kommt, kostet ein Mordsgeld."

„Dann müssen die Flaggen also im Spind bleiben. Wissen Sie, was mir einfällt? Wir wollen das Stilliegen benutzen, um über die Sachen des Matrosen Hechel Inventur aufzunehmen."

20.

Unmittelbar nachdem der unternehmende Wilhelm gestern nacht von der Rah gefallen, war Duß in den Rof gegangen, hatte dessen Kiste zugeschlossen und den Schlüssel an sich genommen.

Er ließ die Kiste aus dem Rof holen und sie neben dem Achterluk auf das Deck setzen.

Außer dem Steuermann waren als Zeugen der Koch und der Zimmermann nach hinten gerufen. Die gehören auf Kauffahrteischiffen, welche keine große Besatzung haben, zu den Mittschiffsmännern und Unteroffizieren, bilden mit Kapitän und Steuermann den sogenannten Schiffsrat und müssen auch bei Gelegenheiten, wie der jetzigen, zugezogen werden.

Der Koch packte die einzelnen Gegenstände aus der Kiste, der Zimmermann legte sie auf den Planken in Reih' und Glied, der Steuermann nannte alles beim Namen und Duß selber hatte die Feder in der Hand und schrieb die Liste.

Die Habseligkeiten eines Janmat sind niemals zahlreich. In zehn Minuten konnte die Inventaraufnahme beendigt werden.

Jetzt richtete sich der Koch auf und trocknete sich die Stirn ab.

„Warum hörst du auf?“ fragte der Steuermann.

Duß tauchte die Feder wieder ein. „Weiter.“

„Ist nichts mehr drin,“ sagte der Koch.

Pohlmann bog sich über die Kiste. „Ist nichts mehr drin? In dem Winkel liegt doch noch was. Sogar was Großes. Lang' her!“

„Für Ihnen mag es was Großes sein. Für mir ist es 'n dreckiges Hemde. Wenn Sie sich nicht für zu fein halten, ein dreckiges Hemde anzufassen, dann bleibt es Sie überlassen. Ich für mein Part halt' mir dafür zu fein. Ich hab' kein Verlangen, mein' Hand zum Schweinestall zu machen.“

„Ich muß mir auch dafür bedanken,“ stimmte der Zimmermann bei.

„Steuermann, nehmen Sie es heraus,“ befahl Duß.

Pohlmann nahm das Eingepackte und befreite es von der Umhüllung.

Es waren zwei volle Flaschen. Der Steuermann hielt die eine gegen die Sonne. Der Inhalt bestand aus einer dunkelroten Flüssigkeit.

Duß und Pohlmann tauschten einen Blick aus.

„Ist das der „Winkel“, in dem sich dann und wann noch ein paar lausige Flaschen finden?“ fragte Pohlmann.

„Ob es dieser Winkel in Wilhelm seine Kist' ist, aus dem die Leute sich besaufen, kann ich nicht wissen,“ sagte der Koch unwirsch.

„Es sind so viele Winkeln da, daß sie keiner nicht kennen kann," fügte der Zimmermann hinzu.

„Von dir als Schiffszimmermann kann man wohl verlangen, daß du sie kennst," bemerkte Duß.

„Gibt es in den übrigen Kisten auch solche „Winkel", fragte Pohlmann.

„Geben Sie her, Steuermann!" befahl Duß. Auch er hielt die Flasche gegen das Licht. „Wenn ihr wieder mal was in einem Winkel findet, ladet mich dazu ein."

„So 'nen Schund zu saufen, laden wir keinen nicht ein. Weshalb wollen Sie auch eingeladen werden? Die Achtergasten haben in der Kajüt' so viel, wie sie saufen wollen!" räsonnierte der Koch.

Duß besah sich noch einmal den Inhalt. „So Gutes trinken wir Achtern nicht. Wo habt ihr den Wein her?"

„Weil wir aus 'nem franz'schen Loch kommen, aus Frankreich," sagte der Koch ärgerlich.

„In Gibraltar gibt's keinen Wein nicht!" unterstützte ihn der Zimmermann. „Also wird der Koch wohl Recht haben!"

„Das wird er," sagte Pohlmann. „Aber in Cette ist keiner von euch an Land gegangen."

„Ich habe auch keinem von euch Geld gegeben, so daß ihr euch einen guten Wein, wie diesen, nicht habt kaufen können," verhörte Duß.

Die Verlegenheit des Kochs dauerte nur einen Augenblick. „Das, was der Steuermann gesagt hat, stimmt. Aber was Sie sagen, stimmt nicht. In Gibraltar mag jeder noch ein paar Sixpensch übrig be-

halten haben. Damit sind sie nach Cette gekommen und haben sich dafür Wein an Bord bringen lassen. Das ist klar."

„Durch wen haben sie sich Wein an Bord bringen lassen?"

„Die Stauers werden nichts dagegen gehabt haben, 'nem armen Matrosen diesen kleinen Gefallen zu tun. Sie fragen wonach, was für mir ganz klar ist," zürnte der Koch.

„Die Franzosen haben euch einen Gefallen getan?" fragte Pohlmann.

„Glauben Sie, daß es nicht auch unter den Franz'schen vernünftige Leute gibt? Was wollen Sie von mich? Ich bin Koch an Bord. Mein Geschäft ist, die Kombüs in Ordnung zu halten und dafür zu sorgen, daß die Leute pünktlich ihr Fressen bekommen. Ich kann mir nicht um jeden Dreck im Rof kümmern. Verlangen Sie von mich, daß ich die Kisten visitieren soll? Dann bekomm' ich von den Leuten mit der Handspak über den Kopf. Wenn die Leute saufen wollen, laß sie saufen, und wenn sie verdursten wollen, laß sie verdursten. Wo sie's herkriegen, ist mich eingal!"

„Mich ist es ebenso eingal wie dem Koch," ließ sich, ebenso erregt, der Zimmermann vernehmen. „Ich bin an Bord, um Reparaturen zu machen, wenn sie nötig sind. Wenn gesagt wird, am Schiff fehlt was, wird es von mich gemacht. Auf anderes brauch' ich mir nicht einzulassen. Wenn vom Zimmermann ver-

langt wird, daß er sich über jeden Dreck an Bord den Kopf zerbrechen soll, kommt er aus dem Kopfzerbrechen nicht mehr heraus. Dann gehen Sie und suchen sich 'nen anderen Zimmermann. Der Wilhelm hat 'n altes Mutterchen zuhaus gehabt. Die zwei Flaschen wird er gekauft haben, damit das alte Mensch 'ne kleine Freude hat. Er hat nicht gewußt, daß es ihm später übel genommen werden könnt'. Wenn er noch lebt' und hier wär', würd' er Ihnen antworten!"

„Gar nicht antworten würd' er," versetzte der Koch giftig. „Er würd' sagen, es paßt mich nicht!"

„Das auch. Zuerst aber würd' er sagen, für meine Mutter kauf' ich nichts Schlechtes. Und wenn sonst noch wer von denen im Rof Wein mitgenommen hat und die Sorte gut war, und die in der Kajüt' sagen, daß er besser ist wie der, wo sie achtern saufen, und wenn sich gewundert wird, daß unterwegs so viel gesoffen wird, dann mag es daran liegen, daß wir ihn mit Wasser gemischt gesoffen haben. Reinen Wein kann kein Mensch saufen. Weil der Wein mit Wasser gemischt geworden ist, mag er so lang vorgehalten haben!"

„Ihr gesteht also ein, daß ihr unterwegs fortwährend besoffen gewesen seid?" fragte Pohlmann. „Auch daß ihr immer guten Wein getrunken habt, obgleich der Koch eben gesagt hat, daß ihr Schund trinkt, zu dem ihr uns nicht einladen wollt?"

„Wenn ihr ihn mit Wasser getrunken habt, wärt ihr doch nicht betrunken geworden. Ihr seid aber fortwährend besoffen gewesen," sagte Duß.

„Lassen Sie mich nicht allens hundertmal sagen," zeterte der Koch. „Ob mit Wasser oder ohne Wasser, besoffen sind wir geworden, weil wir nicht an Weinsaufen gewöhnt sind. Was das für eine Genauigkeit hier an Bord ist! Anderswo sagt der Alte, Leute, tut eure Arbeit, allens übrige geht mir nichts an. Hier an Bord aber wird seine Nase in allens reingesteckt. Deshalb will keiner hier an Bord bleiben. Aber nach fünf Minuten wird es Gott sei Dank anders werden. Wilhelm hat auch nicht hier an Bord bleiben wollen. Kurz bevor er von oben fiel, sagt' er, es paßt mich hier nicht. Von Riga geh' ich nach Memel und wenn ich gegangen bin, komm' ich nicht wieder!"

„Er ist ja schon früher nicht wieder gekommen," erinnerte Pohlmann.

„Hier, unterschreibt. Erst der Koch, nachher der Zimmermann!" befahl Duß und gab dem ersteren die Feder.

Sie unterzeichneten.

„Jetzt vorwärts, nach vorn. Was mir leid tut, ist, daß es nicht nur fünf Minuten sind, die ich euch an Bord behalten muß!"

„Wenn Sie sich man nicht irren," höhnte der Koch. „Mit der Brise, die im Aufspringen ist, kann es fixer gehen. Wenn nicht fünf Minuten, so doch auf keinen Fall fünf Tage lang!"

Duß und Pohlmann sahen nach oben.

Der Koch hatte Recht. Während sie mit der Inventaraufnahme beschäftigt waren, war Brise gekommen. Die leichten Segel standen voll. Die Brise kam aus Norden und wehte auf die Dünamündung zu.

„Der Himmel hat ein Einsehen," fuhr der Koch fort. „Die Brise hat er geschickt, damit wir sobald wie möglich von dies Schiff frei kommen können!"

„Nach vorn!" —

„Nach der Menge Wein, die sie unterwegs getrunken haben, hat jeder von ihnen nicht zwei oder drei Flaschen in seiner Kiste gehabt, sondern muß zwei oder drei volle Kisten zu seiner Verfügung gehabt haben," sagte Pohlmann.

„Sie erzählen keine Neuigkeit."

„Der Wein stammt von der Ladung."

„Auch keine. Sie wissen, daß den Connaissementen zufolge ein paar hundert Fässer an Bord kamen, deren Wein älter und teurer ist. Sagten Sie mir nicht, daß dieser alte Wein in zwei Lagen oberhalb der Zwischendecksbalken gestaut wurde?"

„Jawohl. Von mittschiffs bis vor den Fockmast."

„Von dem Wein war der in den beiden Flaschen. Ich erkannte ihn an der Farbe. Von dem haben sie wochenlang gesoffen."

„Kapitän Duß, an den kann keiner heran. Darüber bis oben an die Luken liegt anderer Wein. Es ist ganz unmöglich, daß es der ist!"

„Von dem saufen sie," sagte Duß bestimmt. „Jetzt lassen Sie vollbrassen und dann sofort die Anker absetzen."

„Wie Sie wünschen. Hoffentlich schiebt uns die Brise diesmal nach Riga. Wenn sie so bleibt, können wir gegen Abend —"

„Diese Brise hat uns schon einmal zum Narren gemacht. Wir wollen also lieber nicht an „gegen Abend" denken. Möglich, daß das Vergnügen gleich wieder aufhört und wir morgen noch an derselben Stelle liegen. Braß' voll!"

21.

Der Raddampfer „Wolter von Plettenberg", der in jenen Jahren den Verkehr zwischen der Insel Runö und Riga je einmal in der Woche vermittelte, war auf der Fahrt die Düna aufwärts grade im Begriff, das Stadtschloß hinter sich zu lassen und der Stadt Riga selber gegenüber zu kommen. Die Maschine arbeitete mit halber Kraft, um Zusammmenstöße mit den kleinen Fahrzeugen zu vermeiden, die an dieser Stelle fortwährend kamen oder gingen.

Pfarrer Malmgreen, seine Tochter und Ebba Rustad standen nebeneinander auf dem Hinterteil des kleinen Dampfboots und sahen nach dem vorübergleitenden Riga.

Es war gegen Abend. Am Himmel, der in diesen Breiten auch im Hochsommer nicht kornblumenblau und wolkenlos ist, standen hier und dort weiße Wolken,

mit denen er zusammen ein blasses Ganzes ausmachte. Unten, hoch oder niedrig und in größeren oder kleineren Zwischenräumen nebeneinander, waren über der Stadt etwa zehn Kirchen sichtbar. Ihre Türme schossen spitz nach oben, schlugen aber diesem Himmel, der sich leicht und wolkenlos über ihnen wölbte, keine Wunde. Wenn die Stadt, die sich unter und zwischen ihnen hinstreckte, das weiße Genua oder das noch weißere Cadiz gewesen wäre, dann wäre es im Verein mit dem hellen Himmel ein bleiches, blutarmes Bild gewesen mit Umrissen ohne Inhalt, ein Motiv für Lichtmalerei.

Daß es ein solches nicht war, kam daher, weil zwischen dem blassen Himmel und dem gelben Dünawasser bald dunkel, bald hell, vielfarbig und viel schwerer, wie der Himmel darüber, das alte Riga lag. Das alte Riga; also das an der Düna entlang liegende deutsche Riga, hinter dem sich das landeinwärts gebaute russische Riga vorstreckt, so daß dieses zweite von hier aus nicht sichtbar ist. Deutsch, d. h. was die Einwohnerschaft anbetrifft, ist dieser am Wasser liegende Teil auch noch heute. Damals sah es aber auch noch deutsch aus. Die Häuser am Kai entlang sahen in jenen Jahren noch alle so aus wie das alte Dannenberg'sche noch heute.

„Erkennst du es wieder?" fragte Dagmar leise.

Ebba nickte.

Die leise Frage und die stumme Antwort bedeuteten, daß beide Mädchen im vorigen Sommer gern in

Riga gewesen waren und die Zeit, die sie hier verlebt hatten, eine schöne Erinnerung war, die jetzt wieder lebendig wurde.

Der Anlegeplatz für das Dampfboot lag die Düna aufwärts an der Stelle, an der Alt-Riga wieder aufhörte. „Plettenberg“ mußte noch eine Strecke in die Mitte des Stroms steuern.

„Es sieht aus, als wenn man von Hangö kommt und auf einmal Helsingfors hinter den Schären hervorkommt,“ bemerkte Ebba nach einer Minute.

„Helsingfors? Wie soll das richtig sein?“ fragte Dagmar lebhaft. „Nimm mir nicht übel! Aber die Häuser, die vor Helsingfors sichtbar werden, wenn man an Sveaborg vorüber ist, sehen wie Kasernen aus. Eine lange Reihe ohne Abwechslung. Aber hier in Riga ist ein Zickzack und alles liegt bunt nebeneinander. Sieh doch die Kirchen an! Auch die sind anders wie in Helsingfors. Ganz anders!“

„Ja, ich erkenne es wieder,“ holte Ebba nach einer zweiten Minute nach. „Alles ist noch ebenso wie im vorigen Jahr.“

„Alles nicht,“ fuhr Dagmar, abermals nach einer Pause, fort.

„Ich sehe keine Veränderung.“

„Fällt dir nicht auf, daß im vorigen Sommer hier mehr Leben war?“

„Richtig. Woran mag das liegen?“

„Das siehst du nicht? Weil im vorigen Sommer viel mehr Schiffe hier waren. Im vorigen Sommer

waren es zwei Riga. Das eine hinter dem Maſtenwald, das auch heute noch da iſt. Das andere war der Maſtenwald ſelber. Diesmal iſt das Bild unvollſtändig."

„Wieder richtig. Ja, diesmal hat es kein Kleid an. Woran mag es liegen, daß keine Schiffe da ſind?"

Dagmar zuckte die Achſeln und ſah durch das Glas.

„Sie hat Recht," beſtätigte der alte Malmgreen. „So wenige Schiffe wie diesmal, habe ich in dieſer Jahreszeit in Riga noch nicht geſehen."

Es war Sonntag. Die an dem Kai feſtgemachten Schiffe trugen infolge des internationalen Seemannsgebrauchs, an Feiertagen binnenlands die Nationalflagge zu heißen, dieſelbe an der Gaffel.

Dagmar hatte noch das Glas vor den Augen.

„Ein nordamerikaniſcher Schoner, eine franzöſiſche Brigg," zählte ſie, ſich nach der Flagge richtend. „Dort hinten, wo die Stadt aufhört, liegt auch noch eine Bark."

„Ja, mehr liegen nicht an dem Kai," ſagte ihr Vater gleichmütig, als wenn ſein Intereſſe ſchon wieder nachgelaſſen hätte.

„Iſt das nicht eine deutſche," ſagte Dagmar lebhaft. Sie ſchob ſchnell ihr Glas zurecht.

„Ja, eine deutſche," ſagte Ebba, nachdem ſie kurz durch ihr Glas geſehen hatte.

Es verging wieder eine Minute.

„Ach!" rief Dagmar, die das Glas nicht von den Augen gelaſſen hatte.

„Was gibt es?“ fragte der alte Malmgreen.

„Vater, siehst du nicht? Ebba, siehst du nicht?“

„Was sollen wir sehen?“

„Seht ihr nicht die Bark?“

„Da liegt sie,“ sagte der Pfarrer ruhig. „Hast du etwas Aufregendes an ihr bemerkt?“

Ebba hielt es nicht der Mühe wert, durch das Glas zu sehen. „Sie ist ja auch ohne Brille zu sehen.“

„Seht ihr nicht den Namen? Seht ihr nicht, hinter dem Besanmast? Auf der Schanzverkleidung? Seht ihr nicht, seht ihr nicht?“

Jetzt hob Ebba das Glas. Nachdem sie durchgesehen, prustete sie aus.

„Es scheint allerdings „Rigel“ zu heißen,“ murmelte der alte Malmgreen. „Das wäre eine Ueberraschung.“

„Scheint, Vater, scheint? Wäre, wäre, wäre?“

Ebba lachte, daß sie sich bog.

Der alte Pfarrer machte ein Gesicht. „Dann hätte ich mir allerdings meinen Bericht sparen können —“

„Hättest, Vater, hättest?“

„Wenigstens den Schlußsatz, in dem ich die Vermutung aussprach, daß die Bark „Rigel“ in der Sturmnacht bei Runö mit Mann und Maus untergegangen wäre.“ Der alte Herr griff sich in die Haare. „Vielleicht ist dort ein anderer „Rigel“!“

„Vor Gott ist kein Ding unmöglich,“ lachte Ebba.

„Wenn es doch ein anderer sein möchte,“ hoffte auch Dagmar.

Es war aber kein anderer.

Eben steuerte der Dampfer auf seinen Anlegeplatz zu, der sich hinter der deutschen Bark und nicht weit von der Stelle befand, an der dieselbe an dem Kai festgemacht hatte.

Das Hinterteil kam zum Vorschein, bevor noch „Plettenberg“ angelegt hatte.

„Rigel—Memel“.

So stand es groß und deutlich in goldenen Buchstaben am Heck des deutschen Schiffs.

Der alte Malmgreen griff noch einmal in die Haare. „Wenn ich doch den Bericht zurück hätte!“

„Und ich mein Stimmungsbild! Lache nicht immer, Ebba!“

„Soll ich weinen?“

„Wie kann man so angeführt werden!“ Dagmar kehrte dem „Rigel“ den Rücken zu.

„Aergerst du dich darüber, daß das Schiff nicht untergegangen ist?“

Dagmar kehrte sich wieder zurück. „Nein! Wenn ich aber wenigstens den Teil zurückbekommen könnte, in dem von Leben und Tod die Rede war!“

„Das war ja das Beste in dem Feuilleton!“

„Ich schreibe nicht mehr für Zeitungen! In meinem ganzen Leben nicht mehr!“

„Das wäre schade!“

„Du kannst wenigstens die Hoffnung haben, daß es noch nicht gedruckt ist,“ sagte der Pfarrer. Mein Bericht aber ist sofort dort überreicht, wo er wirken sollte!“

„Vater, ich glaube nicht mehr an Hoffnungen!“

Ebba lachte wieder. „Beruhige dich, Dagmar. Selbst, wenn es schon gedruckt ist, vielleicht liest es der „Mämler“ nicht! Solche, bei denen der Mund von einem Ohr zum andern reicht, so daß sie den Mund nicht spitzen können, pflegen auch keine Zeitungen zu lesen!“

„Logisch,“ murmelte Dagmar.

Trotzdem sah sie jetzt lange und ernst nach dem Memeler Schiff, als wenn sich aus dessen Aeußerem darauf schließen ließe, ob bei ihm an Bord Zeitungen gelesen würden oder nicht.

II.

Der alte Gottlieb Kiekbusch hatte in diesen Tagen zwei Schmerzen gehabt.

Der eine hatte darin bestanden, daß das Weinschiff, das man für untergegangen hielt, wohlbehalten in Riga eingelaufen war. Der für die Schwarzhäupter bestimmte Wein war nicht „ersoffen". Gott hatte die Zecher, die für Gesöff so viel Geld und für andere Dinge so wenig übrig hatten, nicht gestraft. Es gab keine Gerechtigkeit mehr.

Der andere Kummer war empfindlicher gewesen.

Gottlieb Kiekbusch hatte vor Jahren zuerst in Dorpat, später in Göttingen, studiert. Als er nach dem ersten Semester in Göttingen nach Riga zurückkam, verbreitete er sich über den schlechten Eindruck, den es auf ihn gemacht hatte, als er von dem ersten Abend, den er in Göttingen zubrachte, an einer Studentenkneipe vorbeigekommen war und singen hörte.

„Ich schlafe abends s—päte
Und s—tehe frühe auf!"

Wie sich dieses „s—päte" und „s—tehe" angehört hatte! — Zimperlich. Unwürdig. Ziererei!

Bald darauf hatte er die Bekanntschaft von Ostfriesen gemacht, die ebenfalls in Göttingen studierten. Das waren baumlange, stramme Kerle. Wenn drei von ihnen nebeneinander standen, sah es aus wie ein vollgetakeltes Schiff. Wenn aber einer von ihnen den Mund aufmachte und mit s—t zu sprechen anfing, dann war es, als wenn die drei Masten sofort gekappt wurden. Die übrigen Deutschen sprachen das „st“ aus wie in den Ostseeprovinzen; d. h. ohne die scharfe Trennung zwischen s und t. Wenn sie „Gestank“ und „es stinkt“ sagten, dann war die Wirkung greifbar und körperlich. Es war ein wirklicher Gestank. Wenn das Wort vom Stapel gelaufen, hatte man die Prostemahlzeit sofort in der Nase. Die Aussprache der Hannoveraner aber brachte ein Ding zustande, das nicht definiert werden konnte. Ein Ges—tank ist gar kein Gestank. Aber man gewöhnt sich an alles. Studiosus Kiekbusch hatte sich schließlich auch an die Aussprache der Hannoveraner gewöhnt. Als er sie aber zum ersten Mal hörte, hatte sie auf ihn einen so vernichtenden Eindruck gemacht, daß er mit dem Gedanken umgegangen war, Exmatrikel zu nehmen und eine andere deutsche Universität zu beziehen, an der das Wort „Gestank“ in einer Weise ausgesprochen wurde, daß, wenn man es hört, es wirklich stinkt.

Damals hatte ihm einer gesagt, daß auch die Hamburger und Bremer das „st“ wie die Hannoveraner aussprechen. Das waren Hanseaten, so rührig und schneidig wie die Hanseaten von dannemals. Nach-

dem Kiekbusch das gehört, hatte er gestutzt. Nachdem er sich noch mehr erkundigt und das, was der andere gesagt, bestätigt gefunden hatte, erklärte er, daß er die Hamburger und Bremer von jetzt aber lieber aus der Entfernung verehren würde. Es war ihm anzusehen gewesen, daß er um eine Illusion ärmer geworden war.

Jetzt war er ein alter Herr geworden.

Es befand sich ein Lübecker in Riga. Das war der Kapitän der deutschen Bark „Rigel", Albrecht Duß. Aber auch jetzt war wieder jemand gekommen und hatte ihm offenbart, daß dieser Lübecker das „st" ebenso aussprach wie die Hannoveraner und die Nordseehanseaten. — Das soll ich glauben? — Sie können nicht anders. — So weit nach Osten hat sich diese Krankheit verbreitet? — Nicht verbreitet. Ist immer dagewesen, Herr Direktor. — Dagewesen soll sie sein? Die Lübecker stänkerten früher in der ganzen Ostsee und in der Nordsee bis Bergen und bis hoch oben nach Tromsö hinauf. Jetzt sind sie so heruntergekommen, daß sie das Wort „Gestank" nicht einmal mehr aussprechen können, wie es gesprochen werden muß? — Sie können sich davon überzeugen, wenn Sie mit dem Kapitän sprechen. — Ich will den Kerl gar nicht sehen!

Es war ihm Ernst gewesen mit diesen Worten. Er trank sein Bier nicht aus und ging ohne Gruß von dannen.

Das war der zweite Kummer gewesen, daß die Leute in Lübeck das „st“ in einer Weise aussprachen, die er für Ziererei und unwürdig hielt. —

„Trotzdem oder vielmehr eben deshalb möcht' ich die beiden an demselben Tisch sitzen sehen!“

„Das Vergnügen können Sie schon heut' abend gleich nach der Komiteesitzung haben. Ich hab' ihm gesagt, daß wir etwas für ihn haben, das er noch nie gesehen hat. Er möchte kommen und es sich ansehen. Wir würden nach der Sitzung noch ein Stündchen sitzen bleiben. Er wollte wissen, was das „etwas“ ist. Wahrscheinlich glaubt er, daß es ein seltenes Buch für die Bibliotheken ist oder eine Kuriosität für seine Museen. Natürlich behielt ich das Geheimnis für mich. Er sagte, daß er kommen würde.“

Das Erste hatte Herr Martin Moje gesagt und das Zweite Herr Franz Nebendal darauf geantwortet. Beide, der eine aus der einen und der andere aus der andern Straße kommend, hatten sich eben getroffen und den von jetzt ab gemeinsamen Weg nach dem Schwarzhaupthaus fortgesetzt, um sich bei der Sitzung des Komitees für den Sommerball einzufinden, in welches beide gewählt waren. Unterwegs war die Rede auf den alten Kiekbusch gekommen.

„Unter der „Kuriosität“ verstehen Sie den Lübecker?“ fragte Moje. „Der kommt also auch?“

„Bevor ich nachmittags unserm Alten begegnete, traf ich Tiemer. Dem sagte ich auch, daß wir heute abend noch sitzen bleiben wollen, er solle auch in das

Schwarzhaupthaus kommen, wenn er nichts anderes zu tun hat. Tiemer sagte, er sei heute bei dem Lübecker zum Abendbrot an Bord eingeladen und würde später noch allerlei mit ihm zu sprechen haben. Gut, sagte ich, bringen Sie den auch mit. Er kann sehen, wie uns der Wein schmeckt, den er an Bord gehabt hat. Nachher traf ich den alten Kiekbusch. Ich dachte, das kann ein Heidenspaß werden, falls der auch kommt. Ich fing also von dem „etwas" an und er fiel drauf rein. Sie glauben, daß es riskant ist?" fragte Nebendal, als der andere nicht gleich antwortete.

„Der Alte ist unberechenbar. Wer ihn nicht kennt, hält ihn für einen Grobian. Sie wollen erwägen, daß der Lübecker nichts von ihm weiß."

„Gehen Sie doch. Grob wird er doch nur zu denen, bei denen er warm geworden ist!"

„Manchmal wird er sofort warm. Ist der Lübecker gesprächig?"

„Ich kenn' ihn nicht. Ah, ich verstehe. Sie glauben, daß, wenn er viel spricht, unserm verehrten Direktor wieder einfallen könnte, daß der Lübecker das „st" so ausspricht, wie der Alte will, daß ein Hanseat es nicht so aussprechen soll?"

„Wenn er wieder davon anfängt, wird sich der Lübecker einen netten Begriff von Riga machen!"

„Daß er sofort davon anfängt, glaub' ich nicht! Davon abgesehen, können wir dem Lübecker doch nicht zumuten, daß er sich in Riga gleich eine andere Aussprache angewöhnt, oder daß er sich davor in Acht

nimmt, Worte zu gebrauchen, in denen das „ſt“ vorkommt!“

„Wer weiß aber, was draus wird, wenn ſie beim dritten Glas angekommen ſind!“

„Der Alte trinkt ja niemals mehr wie zwei. Aber haben Sie nicht eben geſagt, Sie möchten dabei ſein, wenn die beiden an demſelben Tiſch ſitzen? Möglich, daß überhaupt nichts Beſonderes vorgeht, ſo daß wir uns ohne Grund gefreut haben. Wenn der Alte bei Laune iſt, iſt anzunehmen, daß es bei der Begrüßung nicht anders zugeht wie zwiſchen zwei beliebigen Menſchen, die ſich zum erſten Mal ſehen und zuſammen ein Glas trinken. Das fürchte ich beinahe. Daß er bei Laune ſein wird, iſt ſicher. Wenigſtens war er es ſchon, als ich ihn heut' nachmittag ſah. Er ging mit den Bergſtröms zu Wehrmann. Die beiden Mädchen waren auch dabei. Sie hatten ihn in die Mitte genommen. Er ſchien aus der Runöroſe und der Helſingforslilie den bewußten Strauch zu binden. Ich ſagte zu Bergſtröm, ſehen Sie doch unſeren Direktor an, der ſieht heut' zehn Jahre jünger aus!“

„Werden die beiden Mädels ſolange in Riga bleiben, bis der Ball flott geworden iſt?“

„Sie bleiben den ganzen Sommer. Die beiden Väter ſind ſchon abgereiſt. Der eine nach Runö zurück, der andere nach Helſingfors. Der Helſingforſer hat ſeine Tochter zu Bergſtröms expediert, ſo daß jetzt alle beide bei denen wohnen“.

„Alſo bei guter Laune war er?“

„Ich hab' Ihnen ja schon gesagt, zehn Jahre jünger! Weil er mit seinem Besuch bei Bergströms zu spät gekommen ist, als sie im vorigen Jahr hier waren, scheint er ihn diesmal um so früher gemacht zu haben. Er spricht und die beiden Mädels scheinen ihm antworten zu können."

2.

Die „Runöroſe" und die „Helſingforslilie" hatten von dem alten Kiekbuſch den Namen „Schwedinnen in partibus" erhalten. Zwei Dinge bewunderte er an ihnen. Erſtens ihre Perſonen, und zweitens das Schwediſch, das ſie ſprachen; eine Sprache, die er ſelber genügend beherrſchte, um ein Urteil zu haben. Die aus Helſingfors ſprach das ältere Schwediſch aus dem vorigen Jahrhundert und die aus Runö ſogar das noch ältere aus der Guſtav-Adolfzeit. Es wurden ihm Vergleiche mit Kanada geläufig, wo noch heute das Franzöſiſch aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, und mit Chile, wo noch das Spaniſch der Conquiſtadoren geſprochen wurde.

Dieſer philoſophiſchen Genüſſe wegen zog er es vor, ſich auf Schwediſch mit ihnen zu unterhalten, obgleich beide gut Deutſch ſprachen.

Er brach bald mit der Roſe, bald mit der Lilie einen Streit vom Zaun und bekam von ihnen Antworten, die ihn wütend machten und zugleich entzückten.

Als er jetzt mit ihnen und dem Bergströmschen Ehepaar im Wöhrmannschen Garten war, bestätigte er sich wieder eine Beobachtung, die er schon früher gemacht hatte. Er bemerkte nämlich, daß die beiden Frökens sich über alles mokierten, das hier in Riga ebenso wie in ihrer Heimat war oder so aussah, aber vor Dingen, die sich davon unterschieden, stehen blieben, ernst wurden und den Mund hielten.

Das Mokieren hatte wieder angefangen vor dem granitenen Obelisk, der in dem Garten zu Ehren seiner Gründerin errichtet ist und auf dem die Inschrift steht: „Der Stifterin dieses öffentlichen Gartens, weiland Frau Aeltestin Wöhrmann geb. Ebel". Frau Aeltestin? Also die Ehefrau eines Aeltesten. Ist Aeltester sein eine feste Beschäftigung oder ein Titel, der durch ein Examen erworben werden kann? Das kann jeder werden und jede, die den jeden heiratet, auch.

„Ich würde mich für diesen Titel bedanken," sagte Ebba.

„Ich auch," stimmte Dagmar bei.

„Auch in anderem Sinne. Ich halte es für gar kein Vergnügen, als „Aelteste" öffentlich an den Pranger gestellt zu werden!"

„Ich auch nicht!"

Es spielte eine Militärmusik. Der Garten wurde besonders am Abend so belebt, daß die Gruppe mit Schwierigkeit vorwärts kam und es vorzog, sich um einen Tisch zu setzen.

Die beiden Mädchen sahen während der ersten Minute schweigend, aber mit Interesse, zu, wie die Menschen an ihnen vorbeizogen.

Zuerst rührte sich wieder Ebba.

„Gut. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß unser Helsingfors mehr den Charakter einer schwedischen Stadt hat, wie Riga den einer deutschen," versicherte sie.

Kiekbusch wurde eine Schattierung roter, wollte auf den Tisch schlagen, unterließ es aber.

„Wie wollen Sie das beweisen?"

Auch Dagmar rührte sich. „Nur bedingt, Ebba. Ich glaube, wir haben schon einmal darüber gesprochen. Wenn man Helsingfors von der See aus sieht, stimmt das Gesicht von Helsingfors allerdings mit dem Rücken von Riga überein, den Riga hat, wenn man es von der Landseite aus sieht. Aber zwischen beiden Gesichtern ist ein Unterschied!"

„Größer kann er gar nicht sein," brummte Kiekbusch.

„Hab' ich von Häusern sprechen wollen?" fragte Ebba.

Dagmar ließ den Blick über die Vorbeikommenden schweifen. „Von den Menschen hier? Gut, darin magst du Recht haben. In Helsingfors gibt es Schweden und Finnen. Es ist ihnen auf der Straße sofort anzusehen, zu welcher Sorte sie gehören. Hier gibt es Deutsche, Russen, Schweden, Letten und Polen. Ich finde aber, sie sehen alle gleich aus. Ganz charakterlos."

Kiekbusch wollte wieder auffahren, beschränkte aber die Kundgebung darauf, daß er von der Seite nach ihr sah.

„Ich glaubte, Sie würden wieder sagen, wie die bunte Kuh!“ brummte er.

„Ja, das hab' ich im vorigen Jahr gesagt in Beziehung auf die Gemäldesammlungen und historischen Andenken. Hatte ich Unrecht?“

„Geht es in den Ostseeprovinzen anders? Hier sind alle am Ruder gewesen. Wir können keinen auslassen. Trotzdem wünscht die Rose von Runö etwas anderes!“

Nachdem Dagmar nachgedacht hatte, schüttelte sie den Kopf. „Da die „Rose von Runö“ einsieht, daß die Erfüllung ihres Wunsches mit Schwierigkeiten verbunden ist, zieht sie den Antrag zurück. Aber eine Frage, Herr Direktor! Die alten Römer nahmen alle Gottheiten des Auslandes in ihren Katalog auf. Aber sie selber, was glaubten sie eigentlich? Wie hieß der römische Lieblingsgott?“

Kiekbusch sah aus, als wenn ihm die Bemerkung gefiel, er aber zugleich um die Antwort verlegen war.

„Sie glaubten wahrscheinlich gar nichts,“ half ihm Ebba. „Die Römer waren Voltairianer.“

„Einverstanden,“ erklärte Dagmar. „Jetzt kommt die Analogie. Herr Direktor, wie heißt eigentlich hier in Riga das Vaterland, für das sich Deutsche, Russen, Schweden, Polen und Letten totschlagen lassen?“

Kiekbusch verzog das Gesicht. „Das muß jeder mit seinem Gewissen abmachen.“

„Mit dieser Antwort soll ich mich zufrieden geben?“

„Kann ich das ändern?“

„Sieht es nicht auch aus, wie eine „bunte Kuh“, für das man sich hier totschlagen läßt?“

„Weil unser Direktor russischer Staatsrat ist, läßt er sich natürlich für die Russen totschlagen,“ intervenierte Frau Bergström lächelnd.

„Hat meine Frau Recht, Herr Direktor?“ fragte ihr Gatte.

Kiekbusch sah aus, als wenn er vieles sagen wollte, sagte aber garnichts.

„Gibt es „Staatsräte“ auch schon in Riga?“ fragte Ebba. Das ist das einzige, mit dem die Russen noch nicht nach Helsingfors gekommen sind. Wir haben von ihnen alles, nur die Staatsräte noch nicht. Dagmar, habt ihr auf Runö auch schon Staatsräte?“

„Wen sollen sie dazu ernennen?“

„Den Leuchtturmwärter,“ sagte Ebba trocken.

Frau Bergström sah besorgt nach Kiekbusch und winkte den beiden Mädchen mit den Augen. „Ebba, Dagmar, man muß nicht vergessen, daß es auch in Schweden und Dänemark „Etatsräte“ gibt!“

„Aber nicht in dem leibeigenen Sinn wie in Rußland,“ sagte die Helsingforser Lilie ungeniert.

Frau Bergström winkte noch einmal.

„Leibeigener Sinn?“ brummte Kiekbusch.

„Vielleicht ist es nicht der richtige Ausdruck. Es fiel mir aber kein anderer ein,“ sagte die Lilie ruhig.

Kiekbusch drehte sich zu Frau Bergström. „Daß Sie in Gegenwart von den beiden auch darauf kommen mußten, daß ich Staatsrat bin," brummte er ärgerlich.

Herr Bergström lachte. „Wehren Sie sich doch!"

„Wahrscheinlich wird ihr morgen ein anderer Ausdruck einfallen," begütigte Dagmar, aber mit einem Gesicht, aus dem hervorging, daß sie sich sehr amüsierte.

„Oder übermorgen," sagte Ebba. „Oder über vier Wochen. Oder wenn ich wieder in Helsingfors bin. Ich werde Ihnen darüber schreiben, Herr Staatsrat."

Bergström lachte lauter. „Wehren Sie sich doch, wehren Sie sich doch, Herr Direktor!"

Kiekbusch setzte sich zurecht. „Sie sind aus Helsingfors?" wandte er sich an Ebba.

Die Antwort wurde von einer hübschen Verbeugung begleitet. „Gehorsame Dienerin!"

„Und Sie aus Runö?"

„Gehorsame Dienerin!" Die begleitende Verbeugung war noch hübscher.

„Was ist Runö?"

„Eine Insel".

„Womit beschäftigen Sie sich auf Ihrer Insel?"

„Womit eine Pfarrerstochter sich beschäftigt," intervenierte Frau Bergström wieder. „Sie geht in die Kirche."

„Oder sie sucht unter den Strömlingsfischern und Seehundsschlägern nach einer gewissen Partie für sich," fiel Ebba ein.

Dagmar schlug mit dem Sonnenschirm nach ihr.

Kiekbusch räusperte sich. „Setzt sie nicht auch zum Zeitvertreib manchmal Todesnachrichten in Umlauf, die sich später als aus der Luft gegriffen herausstellen?“

Dagmar wurde rot und machte eine Bewegung, als wenn sie auch nach ihm schlagen wollte.

Alle lachten, mit Ausnahme von Dagmars Tante.

„Das hätten sie ihr nicht sagen sollen, Herr Direktor!“

„Sie wissen es also auch schon?“ fragte der alte Bergström.

Kiekbusch strahlte vor befriedigter Rache. „Wer weiß es nicht?“

„Es hat mir so leid getan,“ sagte Dagmar verlegen.

„Noch mehr leid tat es denen im Schwarzhaupthaus,“ ergänzte der Onkel. „Die dachten, jetzt gibt es nichts mehr zu trinken. Als gleich darauf das „gesunkene“ Schiff in Riga einlief, schimpften sie auf Runö vierundzwanzig Stunden lang. Der Lette, der einen Teil der Ladung zu empfangen hat, soll wütend gewesen sein. Er verlangt Entschädigungsgelder für die Schritte, die er infolge der Nachrichten aus Runö bei den Versicherungsgesellschaften getan hat.“

Kiekbusch setzte sich noch einmal zurecht. „Runö muß natürlich zahlen!“

„Machen Sie ihr nicht Angst, Herr Direktor, mach' ihr nicht Angst, du,“ bat Frau Bergström.

„Weiß auch der deutsche Kapitän davon?“ fragte Dagmar unsicher.

„Der zuerst!“ bestätigte Bergström.

„Als er einlief, ist ihm natürlich von allen Seiten dazu gratuliert, von den Toten auferstanden zu sein," triumphierte Kiekbusch.

„Wenn der Kapitän in Memel eine Frau oder Familie gehabt hätte, hätte etwas Gutes daraus entstehen können," sagte Bergström.

„Ich möchte nicht an Dagmars Stelle sein. In keinem Fall," hohnlachte Kiekbusch.

„Ich auch nicht," stimmte Bergström ein.

„Herr Direktor, was haben Sie davon, die arme Dagmar so zu ängstigen?" wiederholte die Tante.

„Hat sie nicht „bunte Kuh" gesagt? Hat sie der anderen nicht geholfen, als die „im leibeigenen Sinn" sagte? Rache ist süß. Das ist daraus zu sehen, daß Dagmar nichts mehr zu sagen hat," stellte Kiekbusch mit Genugtuung fest.

„Sie irren sich, sie hat noch vieles zu sagen," sagte Dagmar. „Also der Kapitän hat nicht Familie?"

„Was ist es für ein Mann?" fragte Ebba rasch. „Kennen Sie ihn schon, Herr Bergström?"

„Nein."

„Sie, Herr Direktor?"

„Ich kenn' den Kerl auch nicht." Das „Kerl" veranschaulichte die unangenehme Empfindung, die wieder bei der Erinnerung über ihn kam, daß der Lübecker das „st" nicht wie die übrigen Deutschen aussprach.

„Ob du ihm in Dagmars Namen dein Bedauern darüber aussprichst, daß sie ihm eine peinliche Stunde bereitet hat?" fragte Frau Bergström ihren Gatten.

„Kann sie ja selber tun!“

„Weder das eine noch das andere,“ bestimmte Ebba. „Hat sie nicht nach Treu' und Glauben gehandelt, als sie den Bericht an die Zeitung schickte? Wir wissen ja auch gar nicht, ob dem Herrn die Sache so peinlich gewesen ist!“

„Trotzdem. Für mich würde es eine Erleichterung sein,“ bekannte Dagmar.

„Gut, wir wollen es der Zeit und Gelegenheit anheimstellen,“ entschied Bergström. „Jetzt was anderes. Es ist also wieder Wein in Riga. Die Schwarzen haben ihren Anteil schon empfangen.“

„Dann werden sie sich wohl auch schon davon überzeugt haben, ob der Wein die Reise gut vertragen hat,“ bemerkte seine Gattin.

„Ob er sie vertragen hat, davon werden wir uns bald überzeugen können und ihr auch!“

Bei der Erinnerung an die Schwarzen schien dem alten Kiekbusch etwas einzufallen. Er sah nach der Uhr. —

„Richtig. Du meinst den Ball. Wird er zustande kommen?“ fragte Frau Bergström.

Sie fingen an, über den Ball zu sprechen.

Kiekbusch hörte eine Minute zu. Nachdem er noch einmal nach der Uhr gesehen hatte, stand er auf und ging fort.

3.

Tiemer und Duß waren mit dem Abendbrot fertig geworden, saßen aber noch in der Kajüte des „Rigel“. Steuermann Pohlmann hatte sich empfohlen, um in Riga zu nachtwandeln.

Der Makler war ein großer stattlicher Mann mit wohlgepflegten, rotblonden Bartkoteletts, die nach beiden Seiten auseinanderstrebten. Er trug sich sehr elegant, hatte weiße Weste und goldene Kette, an derselben viele goldene Kleinigkeiten.

„Wissen Sie, daß Sie der einzige Makler mit Kneifer sind, den ich kenne?“ bemerkte Duß.

Tiemer benutzte diese Beobachtung, um den Kneifer zurechtzusetzen. „Einziger werd' ich nicht sein, Sie wollten sagen, der erste, den Sie damit sehen. Mit Rücksicht auf meinen Kneifer stellten Sie mir wohl auch Ihren Steuermann als „Herr Pohlmann“ vor? Fiel mir auf. Ist auch schon anderen aufgefallen. Sind nicht daran gewöhnt, daß die Kapitäne und ihre Steuerleute mit „Herr“ vorstellen. Sie stellen sie uns überhaupt nicht vor.“

„In diesem Fall mag ich ebenfalls der einzige sein. Mit einem anderen Steuermann würde ich die Vorstellung nicht riskieren. Aber dieser ist ein „Herr“. Ich fahre mit ihm zusammen, solange ich den „Rigel“ führe, kenne ihn also. Sie werden ja gesehen haben, daß man sich mit ihm einlassen kann.“

„Ja, macht einen anständigen Eindruck. Kann auch reden.“

„Wir vertragen uns. Abgesehen von diesen Aeußerlichkeiten ist er auch ein Mann, auf den man sich verlassen kann. In jeder Beziehung!“

„Brauchen also keine Sorgen zu haben, wenn Sie später nach Memel fahren und er allein an Bord bleibt?“

„Nicht die geringste. Wenn er an Bord bleibt, ist es, als wenn ich selber an Bord bin.“

„Gut, daß ich das weiß. Ich werde also später mit ihm alles übrige besprechen können, wenn Sie fort sind?“

„Als wenn Sie es mit mir selber besprechen!“

„Schön. Wie lange Sie fortbleiben, wissen Sie nicht?“

„Das hängt von denen in Memel ab. Da ich keine Familie habe, wäre ich lieber in Riga geblieben. Mich hält in Memel nichts fest. Aber ob ich ein paar Tage länger fort bin oder weniger, ist gleichgültig. Pohlmann weiß Bescheid.“

„Das wollte ich wissen. Dann kann man ihm wohl auch sagen, was ich vorhin schon zu Ihnen gesagt habe.“

Sie besprachen noch einmal, was sie schon früher besprochen hatten.

Es bestand aus Geheimem und Oeffentlichem.

Von dem ersteren war zwischen beiden bereits die Rede gewesen, als sie noch allein waren; von dem zweiten, nachdem auch Pohlmann in die Kajüte gekommen war.

Das Oeffentliche bestand in folgendem:

Der Teil von der Ladung, der für die Compagnie der Schwarzen Häupter bestimmt war, war schon gelöscht und den Empfängern übergeben. Die Expedierung war deshalb so schnell gegangen, weil die Fässer unter dem Großluk gelegen hatten. Jetzt lagerten sie im Weinkeller des Schwarzhauptes. Ein zweiter Empfänger war der Lette Jalu, der dreimal so viele Fässer für die Schlösser in Livland zu bekommen hatte. Dieser zweite Teil der Ladung lag im Vorderraum über und zwischen den Zwischendecksbalken. Die baltischen Barone hatten Durst; deshalb hatte es auch der Lette eilig. Weil aber das Schiff nur durch das Großluk löschte und der Weg zu der Jaluschen Partie durch andere Ladungsteile versperrt war, mußte er warten, bis die Reihe an ihn kam. Das konnte so bald nicht geschehen, denn diese anderen Teile, aus denen die Hauptmasse der Ladung bestand, war für Petersburg und Moskau bestimmt. Die dortigen Empfänger hatten noch nicht verfügt und mit dem Löschen mußte aufgehört werden.

Daraus ergab sich ein anscheinend kleiner Vorteil für das Schiff, der darin bestand, daß dasselbe, obgleich nicht in Fahrt und stilliegend, doch Geld verdiente. Denn der Petersburger und der Moskauer mußten,

solange sie sich nicht rührten, die gesetzlich zustehenden Liegegelder zahlen, die, je länger das Schiff mit dem Ausladen warten mußte, desto mehr anwuchsen. Der diesen anscheinenden Vorteil weit überwiegende Nachteil bestand aber darin, daß Tiemer den „Rigel“ mit Flachs nach Philadelphia befrachten wollte; das war eine gute Fracht; sie konnte aber erst dann realisiert werden, nachdem die Weinladung aus dem Schiff geworfen war. Innerhalb welchen Zeitraumes „Rigel“ leer werden würde, hing von dem Grade der Lässigkeit der Herren in Petersburg und Moskau ab oder von den Gründen und Umständen, aus denen sie die an sie gekommene Masse noch nicht hatten empfangen können.

Die Liegegelder waren also gut. Die sofortige Einkassierung der Frachtgelder oder wenigstens eines großen Teiles derselben wäre für das Schiff noch besser gewesen, da die Frachtsumme sehr hoch war, sehr hoch hatte sein müssen, weil außer dem auf der Düna liegenden Franzosen und dem Amerikaner, die in diesen Tagen auch mit dem Flachsladen anfangen sollten, nur die Memeler Bark zur Verfügung stand. Der Makler hatte, wie gesagt, noch nicht abschließen können und wollen. Jetzt redete Duß auf ihn ein, daß Tiemer unter allen Umständen abschließen sollte, wenn durch den schnellen Abschluß die Aussichten auch weniger gut werden sollten.

„Die verdammten Kerls in Petersburg und Moskau,“ eiferte er, als er mit Tiemer in die Kajüte gehen

wollte, „wenn dieses Trödeln nicht gekommen wäre, hätten wir die Ladung schon hinausgeschmissen und könnten mit dem Laden anfangen!“

„Seien Sie nicht so happig,“ sagte der Makler kalt.

„Das nennen Sie happig? Das Schiff verdient *ohne* Liegegelder und *mit* Fracht doch mehr wie mit Liegegeldern und durch Stilliegen!“

Da hatte Tiemer ihm eine vertrauliche Mitteilung gemacht, auf die er jetzt, als beide wieder allein waren, ausführlich zurückkam.

Gewiß, die in Aussicht gestellte Fracht war gut. War *sehr* gut. Aber trotzdem gab er dem Kapitän den Rat, sie nicht anzunehmen, sondern noch einige Wochen zu warten und Liegegelder zu liquidieren. Der Kapitän möchte bei den Petersburger und Moskauer Empfängern garnicht darauf drängen, daß sie abluden. Kein Wort sagen. Sich gar nicht darum kümmern. Warten. Es waren keine Schiffe auf der Düna. Es waren auch keine zu erwarten. Nach einigen Wochen würden die Frachten für Flachs ab Riga nach Amerika so hoch geworden sein, wie sie es noch nicht gewesen wären, so lange Riga steht. In dem gegebenen Augenblick, wenn die Sicherheit da ist, daß die Frachten nicht mehr steigen können, wird die Fracht angenommen. Tiemer würde avisieren, wenn dieser Augenblick gekommen sei.

„Schiff verdient, Sie verdienen, ich verdiene,“ sagte der ehrliche Makler. „Alle Teile verdienen. Das ist, was wir wollen. Später, wenn das Schiff leer ist,

mit ihm dicht an die Floßbrücke heran. Wenn es geht, längsseit von dem Franzosen oder von dem Amerikaner, weil die die besten Plätze haben. Längsseit von einem anderen Schiff soll allerdings den hiesigen Bestimmungen zufolge nicht sein, besonders, wenn Platz für hundert Schiffe da ist, wie auf der Düna. Aber mit Geld wird alles gemacht. Es kommt darauf an, daß wir mit „Rigel" so dicht wie möglich an den Hasenholm holen, wo der Flachs lagert. Dann brauchen wir für das Anfahren der Ladung an das Schiff kein Geld auszugeben. Bin ich klar gewesen?"

„Wie die Sonne!"

„Bleibt Ihre Crew an Bord?"

„Die wollen nach Memel. Wenn Janmaten ein Jahr an Bord gewesen sind und der Heimatshafen in der Nähe ist, gibt es nichts, das sie halten kann. Ist mir aus gewissen Gründen auch ganz lieb, daß sie gehen."

„Schön. Da Sie Ihren Steuermann haben und wissen, daß auf ihn Verlaß ist, kann er in Ihrer Abwesenheit für eine andere Crew sorgen. Hier in Riga treibt sich genug davon herum. Alles klar?"

„Ich sage ja, wie die Sonne."

Tiemer stand auf. „Dann kommen Sie. Sie haben mir eben ein Glas vorgesetzt, jetzt werd' ich Ihnen auch eins vorsetzen."

„Wissen Sie, daß ich mir aus einem Stoffwechsel nichts mache? Oder hat es Ihnen bei mir nicht geschmeckt?"

„Sie wissen ja gar nicht, ob es ein Stoffwechsel sein wird. Vorwärts!“

4.

„Lebe, liebe,
Trink und schwärme,
Und erheitre
Dich mit mir!
Härme dich,
Wenn ich mich härme,
Und sei heute
Froh mit mir!“

Die Kronleuchter in dem großen Saal des Schwarzhaupthauses waren nicht angezündet. Nur die Wandlampen an der einen der beiden schmalen Seiten des Saales brannten; und auch nur die unter der Stelle, an der das Bild des Schwedenkönigs Gustav Adolf angebracht war.

Der größte Teil des mächtigen Saals lag im Dunkeln, aus welchem hier und dort die Ecken und Kanten der goldenen Rahmen aufblitzten, von denen die Porträts der Deutschordensmeister und der schwedischen, polnischen und russischen Herrscher umgeben waren, die in verschiedener Größe und in bunter Reihe an den Wänden hingen. Die erleuchtete Stelle unter dem Gustav-Adolfbild sah aus wie eine Mitternachtsonne, die den Horizont berührte und ihre halben, bleichen Strahlen wagerecht in das Dunkel hineinsandte, ohne es zu durchbrechen oder zu beseitigen.

Unter dem Gustav-Adolfbild saßen um einen runden Tisch die Mitglieder des Festkomitees der Schwarzen Häupter. Sie tagten heute in dem großen Saal, weil in dem Konferenzzimmer, das gewöhnlich Zwecken wie den heutigen diente, Reparaturen vorgenommen wurden.

Das Getränk, mit dem sie sich für getane Arbeit belohnten, war beinahe schwarz. Nur oben, an der seine Oberfläche den Kreis des Glases berührte, hatte es durchsichtige, dunkelrote Ränder. Die Gläser hatten die Form von Weingläsern, waren aber so groß, daß man auch Bier oder Wasser aus ihnen trinken konnte.

Das Echo, das der weite Raum zurückwarf, trug nicht wenig dazu bei, um den Rundgesang lauter zu machen und die Stimmung zu erhöhen. Anstatt der zwölf, die sangen, schienen es fünfzig zu sein.

Nach dem Takt der Melodie stieß beim Beginn des Anstichs ein Schwarzer mit seinem Nebenmann an, dieser mit dem nächsten Takt mit dem nächsten Nebenmann und so ging es im Kreise weiter, bis das letzte Wort des Liedes kam. Derjenige, auf den der Schluß „mit mir" fiel, trank sein Glas aus. Der Nächstfolgende stimmte wieder von vorn an und so ging es weiter und um den Tisch herum, bis der letzte Ganze ausgetrunken war.

Als der vorletzte Ganze stieg, tauchte in dem Saaldunkel jemand auf, von dem zuvörderst nur der weiße Vollbart zu erkennen war. Der Besitzer blieb in einiger Entfernung von dem Kneiptisch stehen, steckte die

Hände in die Hosentaschen und betrachtete schweigend das lebende Bild unter den Lampen.

Nebendal war der erste, der ihn bemerkte. Er sagte nach rechts ein paar Worte, bekam Antwort, und machte dann zwischen sich und seinem Nachbarn für einen Stuhl Platz, der von dem aufwartenden Kellner auf seinen Wink herbeigebracht wurde. Auf einen zweiten Wink wurde vor dem leeren Platz ein volles Glas auf den Tisch gestellt, das ebenso groß war wie die übrigen und denselben dunklen Stoff enthielt.

„Und sei heute
Froh mit mir!"

Es stieg der letze Ganze.

Der Besitzer des weißen Bartes, Gottlieb Kiekbusch, trat in den Bereich des Lichts, des Tisches und des dunklen Getränks.

„Fertig?"

Sie antworteten mit einem Lachen wilder Freude.

„Fangen eben an!"

Er sah nach dem dunklen Inhalt in den großen Gläsern. „Saust ihr Tinte?"

„Strandgut aus dem ersoffenen Schiff," schrie einer.

„Bei Bolderaa an Strand gespült," ein zweiter.

Kiekbusch reckte die Faust nach oben nach dem Gustav-Adolfbild. „Wann wirst du herunterkommen und Ordnung schaffen?"

„Was verstehen Sie unter Ordnung?" fragte ein dritter.

„Wenn er könnte, würde er herunterkommen," schrie ein vierter. „Aber, um sich herzusetzen und ein Glas mitzutrinken!"

„Dasselbe, was unser Direktor tun wird," sagte Nebendal. „Herr Direktor, sehen Sie den Stuhl, der hier steht, und auf dem Tisch das Glas?"

„Prassen könnt ihr! Saufen und allenfalls von Flachs sprechen. Ihr müßtet nicht Schwarze Häupter heißen, sondern Flachsköpfe!"

Der Witz wurde ebenfalls mit wilder Freude begrüßt.

„Erlauben Sie mal, Herr Direktor," fing Nebendal wieder an. „Ich kenn' ein Buch, darin steht wörtlich: „Wie die meisten Genossenschaften des Mittelalters aus dem Bedürfnis der gleichartigen Elemente der städtischen Bevölkerung —"

„Gleichartig seid ihr! Wenn einer unter dem Tisch liegt, machen es ihm die übrigen sofort nach!"

„... zur Wahrnehmung ihrer geselligen Interessen hervorgegangen sind, so bildeten aus gleichen Beweggründen die jungen Kaufleute in Riga einen Verband, den sie nach ihrem Schutzpatron, dem heiligen Moritz, die „Schwarzen Häupter" nannten". Herr Direktor, wissen Sie, wer das Buch geschrieben hat?"

„Ihr unterfangt euch, euch über mein Buch lustig zu machen?"

„Zur Geselligkeit gehört Bier und Wein!" schrie einer.

„Wissen Sie, auf welcher Seite in dem Buch die Stelle vorkommt?“

„Wenn mal wieder eine neue Auflage kommt, wird diese Stelle gestrichen!“

„Da es schon zehn Auflagen gehabt hat, ist es schon zu sehr verbreitet und das Unglück schon da!“

Kiekbusch trat näher. „Scherz beiseite. Einer von euch hat mir heute gesagt, daß ich herkommen soll, weil ihr was für mich habt, das ich noch nicht gesehen habe. Wo ist es?“

Nebendal zeigte auf das volle Glas vor dem leeren Platz. „Hier.“

Kiekbusch kostete. „Was ist das?“

„Tinte!“

Kiekbusch trank langsam und bedächtig einen Halben. „Es gibt viele Tinten. Wo stammt diese her?“

„Frontignan aus Südfrankreich.“

„Wir sagten ja, Strandgut von dem ersoffenen Schiff,“ fügte Moje hinzu.

Kiekbusch nahm langsam Platz. „Gut. Ich bewillige euch mildernde Umstände für euer heutiges Saufen.“

„Werden noch mildernder werden, wenn Sie erst die andere Hälfte von dem gesehen haben, das wir Ihnen versprochen haben,“ sagte Nebendal.

„Wo ist die andere Hälfte?“

„Noch nicht da,“ rief Moje.

„Wird aber wahrscheinlich bald kommen,“ tröstete Nebendal.

5.

Eine Viertelstunde später wurde in dem Halbdunkel abermals etwas sichtbar.

Diesmal waren es zwei Personen. Die eine war der Makler Tiemer. Die andere war ein hochgewachsener Mann, dunkelblau gekleidet, mit schwarzseidener Krawatte. Die Augen waren blau, das starke, blonde Haar bildete an jeder Schläfe eine hohe Welle; der Kinnbart war lang und etwas heller wie das Haupthaar.

Auch diese blieben stehen.

„Wie gefällt Ihnen das?“ fragte Tiemer.

„Jetzt verstehe ich, was Sie damit meinten, daß ein Stoffwechsel nicht in Aussicht steht. Gehört der mit dem weißen Bart auch zu den übrigen?“

„Extemporiert auf meine Veranlassung. Seid uns im Trinken eine Schiffslänge vor. Wir sind eine halbe Stunde zu spät gekommen. Kommen Sie. Meine Herren, Sie erlauben. Kapitän Albrecht Duß aus Lübeck. Fährt für Memel. Kapitän Duß ist der Kapitän, dessen Schiff mit Mann und Maus bei Runö ersoffen ist.“

Sie standen auf, setzen sich wieder und sahen Duß an.

„Dafür, daß Sie schon acht Tage im Wasser gelegen haben, sehen Sie ziemlich frisch aus,“ sagte einer nach einer Pause.

„Sie können wohl gut schwimmen?“ fragte ein anderer.

„So gut, daß er wenigstens noch vierzig Jahre über Wasser zu bleiben gedenkt,“ antwortete Tiemer für Duß. „Jetzt redet nicht mehr Unsinn, sondern macht Platz und Wein her!“

Kiekbusch saß zwischen Nebendal und Moje und den beiden Neuangekommenen schräg gegenüber.

Jetzt wandte er sich zu Nebendal. „Sagen Sie mal. Ist der fremde Kerl da die andere Hälfte von dem, das Sie mir heute hier vorsetzen wollten und das ich noch nicht gesehen haben soll?“ fragte er leise.

„Die bessere Hälfte. Ein waschechter Lübecker. Gefällt er Ihnen?“

Kiekbusch blieb die Antwort schuldig. Er sah noch einmal nach dem fremden Kapitän und drehte dann langsam sein Glas.

Nein, der „Kerl“ gefiel ihm nicht.

Die alten Lübecker hatten in alten Zeiten die Norweger noch härter und erbarmungsloser behandelt wie die alten Spanier die südamerikanischen Indianer. Wenn es mit rechten Dingen zuging, mußte von dieser Härte und Niederträchtigkeit in den Gesichtern der Enkel etwas übrig geblieben sein. Zu dem Schmuck eines echten Lübecker Gesichts gehörten zugekniffene, niederdeutsche Augen von der Farbe des polierten Stahls. Und jetzt kam ein Kerl, wie der, der ihm gegenübersaß, und hatte ein Paar große Kornblumen im Gesicht. Der Ausdruck der Energie in einem Lü-

becker Gesicht, auch wenn sie so ausgeprägt ist, daß sie das Gesicht entstellt und abstoßend macht, wäre ihm lieber gewesen wie der der Offenheit, viel lieber wie die freie Stirn, die der „Kerl" dort hatte.

Der war für einen Lübecker viel zu schön und zu fein. Den Mädchen konnte er gefallen. Aber ihm, dem alten Kiekbusch, dem Geschichtsschreiber der Hansa, gefiel er nicht.

Daß der ihm nicht gefiel, war ihm selber an dem Gesicht anzusehen. Er hörte zu, beteiligte sich aber nicht am Gespräch.

„Sagen Sie, Kapitän," fing einer an, „als Sie zum ersten Mal in Riga an Land gingen, was hat Ihre Aufmerksamkeit am meisten erregt?" Derjenige, der fragte, war Lokalpatriot. Er erwartete, eine Schmeichelei über das Schwarzhaupthaus zu hören, in welchem sie jetzt zechten.

„Was mir auffiel? Meine Herren, mir fiel sofort auf, daß Sie hier das Deutsch ebenso aussprechen, wie es in Memel und überhaupt in ganz Ostpreußen ausgesprochen zu werden scheint!"

„Wie in Memel?" fragte der andere, der das Schwarzhaupthaus im Sinne gehabt hatte, in zwei Richtungen enttäuscht.

„Bei Ihnen in Lübeck wird anders gesprochen?" fragte ein zweiter über den Tisch hinüber.

„Fragen Sie doch nicht," bemerkte ein dritter. „Sie brauchen den Kapitän ja nur anzuhören!"

„Ja, anders," bestätigte der Lübecker. „Hier und in Memel sagen die Leute „scheen" und „Kenigsberg". Bei uns sagt man „schön" und „Königsberg"."

Nebendal und Moje tauschten an dem alten Kiekbusch vorbei einen Blick aus. Mit der Anregung von dem Unterschied über die Aussprache war man auf Kiekbusch's Gebiet gekommen. Jetzt war der Augenblick da, an dem der alte Gelehrte sich ärgern und über die Aussprache des „st" des Lübeckers das Wort ergreifen mußte.

Nachdem sie den Blick ausgetauscht, sahen sie von der Seite nach ihm.

Der alte Herr drehte sein Glas allerdings schneller, dann wieder langsamer, sagte aber nichts.

„Erklären Sie uns, Kapitän," begann ein anderer, „wie kam es, daß Sie nach Friedensschluß sofort nach Frankreich gingen? Davor nimmt man sich doch in Acht. Nach dem Kriege war es doch dort für ein deutsches Schiff nicht geheuer!"

„Er wird gerochen haben, daß es dort Wein gibt," sagte einer.

„War das entscheidend?"

Duß klärte sie auf. Er hatte in Björneborg eine Ladung nach Cette, wollte nicht in Björneborg einfrieren, machte los, segelte nach Gibraltar. Deshalb war er unmittelbar nach Friedensschluß als erstes deutsches Schiff in Frankreich angekommen.

„Ging das alles so glatt? Ließen die französischen Kriegsschiffe Sie durch?"

„Die bekam ich erst in Gibraltar zu sehen, als ich schon im Hafen war."

„Dann segelt Ihr Schiff also gut, weil Sie es riskierten?"

„Es segelt nicht schlecht. Das gute oder schlechte Segeln tut ja aber nichts zur Sache, wenn man keine Franzosen zu sehen bekommt!"

„Aber die Franzosen waren doch damals überall!"

„Wo ich war, waren sie nicht. Ich ging um den Norden von Schottland."

„Prost!" der Frager trank ihm zu.

„Und später in Frankreich?" fragte Nebendal. „Ist Ihnen da auch nichts passiert?"

„Manchmal flogen mir Steine um die Ohren. Aber davon stirbt man nicht".

Der alte Kiekbusch drehte noch einmal sehr schnell sein Glas. Dann räusperte er sich. „Um dem Björneborgeis aus dem Wege zu gehen, war es doch genügend, daß Sie Ihr Schiff nur bis Kopenhagen brachten," sagte er unsicher.

„Ich wollte so weit wie möglich kommen."

„War denn Ihr Reeder damit einverstanden?" fragte Moje.

„Wie wird der damit einverstanden sein!" fiel Tiemer ein. „Hier in Riga wären sie ja auch nicht damit einverstanden gewesen! Der in Memel erst recht nicht. Die Sorte kennt man!"

„Deshalb hab' ich ihn gar nicht gefragt," bekannte Duß.

„Was würd' der gesagt haben, wenn die Franzosen das Schiff aufgebracht hätten?"

„Fragen Sie lieber, was er getan hätte," sagte Tiemer.

Duß zuckte die Achseln.

„Ist es in Memel für stellenlose Kapitäne leicht, ein anderes Schiff zu bekommen?" fragte einer von gegenüber.

Duß zuckte zum zweiten Mal die Achseln, als wenn er sagen wollte, daß es nicht der Uebel größtes sei, wenn sein Reeder ihn im Fall des Verlustes seines Schiffes auf die Straße gesetzt hätte.

„Dort ist es noch schwieriger wie in Riga," sagte Tiemer.

Jetzt trank auch Kiekbusch dem Lübecker zu.

Tiemer stand auf. „Meine Herren! Ich habe beim Hereinkommen die gegenseitige Vorstellung nur im allgemeinen besorgt. Wer der Kapitän ist, wissen Sie schon. Aber der Kapitän weiß noch nicht, wer Sie sind. Kapitän Duß, derjenige, der Ihnen eben zugetrunken hat, ist der größte Mann, den wir bei uns in Riga haben, nämlich unser Doktor Gottlieb Kiekbusch, Oberbibliothekar unserer Bibliotheken und Direktor sämtlicher Museen, verliebt in die alte Hansa, über die er gern gelesene Bücher geschrieben hat, das gelehrte Orakel in Riga und sämtlichen Ostseeprovinzen, als solches auch in Petersburg bekannt, deshalb Ritter hoher und höchster Orden, die ihm aber

seine Bescheidenheit anzulegen verbietet, Kaiserlich russischer Staatsrat —"

„Werden Sie 's Maul halten? Anstatt jetzt zu saufen auf — das viele oder wenige, das ihr in den Gläsern habt — sauft aus — sauft auf den Hanseatengeist!" brüllte Kiekbusch.

„Stichwort gefallen," sagte Nebendal.

Sie hoben die Gläser.

„Halt!" rief Duß.

„Was fällt Ihnen ein?" fragte Moje. „Sind Sie kein Lübecker?"

„Freuen Sie sich nicht darüber, wenn hier in Riga auf den Hanseatengeist getrunken wird?" fragte Nebendal.

„Keiner mehr wie ich! Aber — Herr Direktor, soll es Hanseatengeist sein, weil ich mit meinem Schiff trotz Franzosen nach Gibraltar gesegelt bin?"

„Soll es was anderes sein?"

„Dann freue ich mich n i c h t!"

„Er weint darüber," brummte Kiekbusch.

„Auch nicht. Ich hätte aber die Sache besser machen können!"

„Noch besser?" fragte Tiemer.

„Dadurch, daß ich durch den englischen Kanal segelte!"

„In Sicht von Frankreich?"

„Im Rachen von Cherbourg?" fragte Kiekbusch.

„Eben deshalb. Die Franzosen werden geglaubt haben, während des Krieges getraut sich kein deut-

sches Schiff durch den Kanal. Ich hätte es riskieren können. Fiel mir leider zu spät ein!"

„Jetzt noch mehr wie das erste Mal," donnerte Kiekbusch. „Steht auf! Auf den Hanseatengeist!"

Sie tranken aus. Auch der Alte. Gleich darauf schickte er sich zum Fortgehen an.

„Schon?" fragten verschiedene.

„Wenn ihr unter den Tisch fallen wollt, dann fallt allein."

Duß war der einzige, dem er die Hand gab.

Von der Tür kam er noch einmal zurück.

„Werdet ihr den Lübecker zum Ball einladen?"

„Ist schon," antwortete Tiemer.

Tanzen Sie, Kapitän?"

„Vor Jahren war es das letzte Mal."

„Ich habe eine Tänzerin für Sie."

„Ich weiß nicht, ob mein Gedächtnis so weit reicht, daß ich noch tanzen kann."

„Sie wird Ihr Gedächtnis auffrischen."

„Ist der Mangel an Sachkenntnis gegenüber einer ganz unbekannten Dame für dieselbe nicht peinlich?"

„Kennt sie schon."

„Mich?"

„Hat Ihnen was zu sagen".

„Mir?"

„Adieu." —

Die Schwarzen sprachen über ihren Ball.

Duß erzählte, daß er außer dem Frontignanwein auch einen Frontignanwalzer mitgebracht hätte.

Souvenir de Frontignan, Valse par M. Duroc, dem Befrachter des „Rigel“. Ob einer der Anwesenden wüßte, wem er den Walzer gelegentlich übergeben und wo derselbe gespielt werden könnte?

„Warum nicht auf unserem Ball?“ fragte einer.

„Schicken Sie ihn unserem alten Kiekbusch,“ schlug Tiemer vor. „Der versteht was von Musik und kann sagen, ob wir danach tanzen können.“

„Ja, der versteht was,“ sagte Moje. „Schicken Sie ihn ihm aber gleich morgen. Wir wollen Tanzkarten machen lassen und müssen deshalb wissen, welche Tänze ausgesucht werden.“

6.

Selma Bergström war die Tochter eines gesuchten Arztes in Riga, Nichte des Kaufmannes Bergström, der mit der Schwester des Pfarrers von Runö verheiratet war.

Sie schien in dem reich und geschmackvoll ausgestatteten Zimmer der väterlichen Wohnung, in welchem sie sich zur Stunde aufhielt, ein Eindringling zu sein, und ihr das Zimmer, obgleich es das ihrige war, doch nicht zu gehören. Denselben Gegensatz bildete ihre Person zu ihrem Kleid. Das wenig einnehmende Gesicht, die schwerfällige Gestalt und die unsichern, linkischen Bewegungen wären in einer weniger reichen und geschmackvollen Umgebung übersehen worden und weniger aufgefallen.

Jetzt saß sie an einem Mahagoniflügel Gebauerschen Fabrikats aus Königsberg in Preußen. Bald spielte sie, bald sang sie, bald tat sie beides. Aber immer dauerte es nur eine Minute. Sie hörte auf, nachdem sie kaum angefangen hatte, obgleich das Vorgetragene gut und schön gewesen war. Die Erklärung für das fortwährende Anfangen und sofortige Wiederverzichten wurde durch den Wechsel in ihrem Gesicht gegeben, über das Schatten oder ein trauriges Lächeln zogen. Manchmal war der Ausdruck, mit dem sie nach der Klaviatur sah, so bitter, als wenn sie den prächtigen Flügel oder ihren Vortrag haßte, aufspringen und fortlaufen wollte. Gleich darauf aber wurde der Blick wieder weich und sie schien mit Verzeihung und Liebe zu dem, von dem sie sich eben hatte abkehren wollen, zurückgeführt zu werden.

Als sie wieder einmal hassen wollte, kündigte das Dienstmädchen einen Besuch an.

Es waren Ebba Rustad und Dagmar Malmgreen.

„Ihr?“ fragte Selma brüsk.

„Warum nicht wir?“ äußerte Dagmar.

„Ist daran etwas Wunderbares?“ fragte Ebba.

„Um diese Tageszeit macht man Einkäufe, aber nicht Besuche!“

„Richtig, wir sind auch ausgegangen, um Einkäufe zu machen. Zufällig kamen wir hier vorbei. Dagmar sagte, hörst du, sie spielt; jetzt singt sie auch. Wir wollen stehen bleiben und zuhören. Gleich darauf wurde es wieder still. Ich sagte wieder, was

ich schon mehr wie einmal gesagt habe. Solange wir in Riga sind und unten bei Dr. Bergström vorbeikommen, hört man oben das Klavier und ein Stück Gesang. Es dauert aber niemals lange. Sobald man stehen geblieben ist, um zuzuhören, ist es vorbei. Warum führst du uns immer an? Als das jetzt auch wieder geschah, sagte ich zu Dagmar, komm', wir wollen nach oben gehen und uns nach der Ursache erkundigen!"

„Ich antwortete, heute hört es sich an, als wenn sie etwas einstudiert," bemerkte Dagmar. „Habe ich recht, Selma?"

„Ja und nein. Als ich das Klavier aufmachte, sollte es etwas werden. Es ist aber noch nicht dazu gekommen. Man will, daß ich auf dem Ball im Schwarzhaupthause singen soll. Es waren gestern einige Herren bei uns und fragten an."

„Und du singst nicht?" fragte Ebba lebhaft. „Du machst dieses Gesicht?"

„Als Tafelmusik können sie mich brauchen," sagte Selma traurig. „Wenn sie Tafelmusik brauchen, erinnern sie sich meiner."

Die beiden schlugen die Augen nieder und schwiegen.

Ebba war die erste, die sie wieder aufschlug. „Von wem stammt der Ausdruck „Tafelmusik"?" fragte sie energisch. „Hat jemand das zu dir gesagt? Und wer?"

„Ich mir selber. Bevor ich singe, sieht mich keiner an. Keiner spricht ein Wort mit mir. Erst, wenn ich zu singen angefangen habe, errege ich ihre Auf-

merksamkeit. Und wenn ich ausgesungen habe, sprechen sie zu mir ein paar abgedroschene Phrasen und gleich darauf bin ich wieder nicht für sie da. Ebba, soll ich zu euch nach Helsingfors kommen?"

„Was willst du in Helsingfors?"

„Nicht zu singen brauchen! Geld verdienen!"

„Du?" Ebba fragte und machte ein entsprechendes Gesicht, weil Dr. Bergström ein reicher Mann und Selma seine einzige Tochter war.

„Ich! Damit ich weiß, wozu ich auf der Welt bin!" Selma weinte beinahe.

Ebba wollte etwas sagen, unterließ es aber. Es war ihr eingefallen, daß auch sie eines reichen Mannes Tochter war und trotzdem einmal an Dagmar Malmgreen geschrieben hatte, daß sie selbständig werden und Geld verdienen wollte, um nach Belieben sparen oder verschwenden zu können.

Dagmar aber sprang auf und eilte zu Selma hin. „Sünderin! Mit der Stimme, die du hast, weißt du nicht, warum du lebst?"

„Wie viele Male soll ich wiederholen?" fragte Selma heftig. „Die Stimme ist nur solange da, wie ich den Mund aufmache. Wenn ich ihn wieder zumache und die Stimme ist nicht mehr da, ist auch meine Person nicht mehr da. Die Existenz meiner Person ist an die Existenz meiner Stimme gebunden. Was ist das für eine Existenz? Erträglich ist anders. Ich soll auf dem Ball singen? Nein, ich singe nicht!"

Sie schloß den Flügel, daß es krachte.

„Hm," murmelte Ebba. „Aber höre. Wenn du den Mund auch nur fünf Minuten aufmachst, die Wirkung ist so groß und bleibend, als wenn du ihn vierundzwanzig Stunden aufgemacht hast!"

„Für euch! Meine Erfahrung bei anderen lehrt mich das Gegenteil. Nein, nein, nein. Ich will nicht immer auf den Widerspruch aufmerksam machen zwischen meiner Stimme und meinem Gesicht! Nein, ich singe nicht!"

Jetzt weinte sie wirklich.

Ebba und Dagmar umringten sie. Die eine trocknete ihr mit dem Taschentuch das rechte Auge, die andere mit dem ihrigen das linke.

Selma wollte sich losreißen. Aber die Uebermacht war zu groß.

Dagmar küßte ihr das rechte Auge. „Singe, Selma!"

Ebba küßte das linke. „Selma, singe!"

„Nein!"

Ebba hob den Arm zu einer tragischen Gebärde. „Deine Stimme ist wie etwas, das von der Höhe kommt, sich unten ausbreitet und immer weiter und mächtiger wird. Fräulein Bergström, Ihre Stimme ist wie ein Bergstrom!"

Dagmar schlug ihr auf den gehobenen Arm und bog ihn nach unten. „Wenn du den Arm hebst, denkt sie, es ist alles gelogen und singt nicht. Ist auch gar nicht richtig, was du eben gesagt hast." Trotzdem hob sie jetzt selber den Arm und holte mit ihm zu

einer noch tragischeren Gebärde aus, wie es kurz vorher Ebba getan hatte. „Deine Stimme ist wie etwas, das breit und majestätisch ohne Nebenflüsse durch die Ebene zieht und sich gleich darauf in das Meer ergießt. Ungefähr wie die Düna bei Dünamünde!“

„Wenn du gesagt hättest, wie der Amazonenstrom in den Ozean, würdest du mich überzeugt haben!“

„Gut, wie der Amazonenstrom in den Ozean!“

Selma weinte nicht mehr. „Wer von euch beiden macht sich am meisten zum Narren? Aber von dem übrigen abgesehen. Sie pflegen ja auch gar nicht mehr bei Stimmung zu sein, wenn sie mich zum Singen auffordern!“

„Pflegen es nicht zu sein,“ gab Ebba zu.

„Werden es aber gleich wieder,“ fiel Dagmar ein. „Als du im vorigen Sommer in dem Schwarzhauptshaus sangest, konnten sie animierter nicht sein. Als du aber anfingst, wurden sie mäuschenstill. Diesmal wird es ebenso sein.“

„Soviel sie auch getrunken haben,“ unterstützte Ebba.

Dagmar ging an den Flügel und öffnete ihn wieder. „Singe, Selma. Und nicht nur auf dem Ball, sondern schon heute, schon jetzt, vor uns!“

„Was soll ich singen?“ fragte Selma unsicher.

„Haben sie dir etwas Bestimmtes vorgeschlagen?“

„Nichts. Wenn ich singen sollte, würde ich ihnen das Schwarzhäupterlied singen!“

„Was ist das für ein Lied?“ fragte Ebba.

„Gut. Ich kenne es auch nicht. Singe es zuerst vor uns," schmeichelte Dagmar.

„Generalprobe! Vorwärts!" gebot Ebba.

„Wenn es nicht damit geht, bleibst du auf dem Ball stumm!"

„Und kommst später nach Helsingfors, um dich im Gesang auszubilden und Geld zu verdienen. Viel Geld. Die im Studentenhaus verstehen etwas von Musik."

„An deren Urteil ist mir nicht gelegen!"

„Aber an dem unsrigen desto mehr, nicht wahr, Selma? Singe, wir werden dir raten!" bat Dagmar.

„Wie können wir dir raten, wenn du nicht singst?"

Selma entschloß sich. Sie nahm Platz, schlug an und sang den Hymnus der Schwarzen Häupter.

„Du brauchst nicht nach Helsingfors zu kommen, um dich auszubilden," entschied Ebba.

„Ihr glaubt, daß ich es wagen kann?"

„Du brauchst nicht auf dem Ball stumm zu sein," bemerkte Dagmar. „Wagen? Hast du es schon jemals nicht wagen dürfen?"

„Jetzt machst du dich zum Narren, Selma," sagte Ebba.

„Im vorigen Jahr sang ich etwas Schwedisches. Wenn ich diesmal etwas Deutsches singe, weiß ich doch nicht, ob ich es richtig ausspreche."

Ebba zuckte die Achseln. „Ob du es richtig aussprichst oder nicht, enthält sich meiner Beurteilung."

„Der meinen auch," sagte Dagmar. „Hat jemand Bemerkungen darüber gemacht, wie du es aussprichst?"

„Noch nicht."

„Was hat es dich dann anzugehen?" fragte Ebba. „Deine Stärke scheint auf dem Gebiet der Gedankensünden und Einbildungen zu liegen!"

„Wenn du es nicht richtig aussprichst, desto besser," sagte Dagmar. „Wahrscheinlich wird Direktor Kiekbusch kommen und sagen, sie singt, wie die Hanseaten vor fünfhundert Jahren gesungen haben." —

„Ich glaube, sie findet trotzdem einen," fuhr Dagmar fort, als sie mit Ebba wieder auf der Straße war.

„Das ist keine Frage. Fraglich ist nur, daß einer sie findet!"

7.

Es war mitten in der Nacht.

Duß saß in seiner Kajüte und schrieb das, was die Kapitäne mit dem Ausdruck „Abrechnungen" bezeichnen. Das heißt, er kopierte die Rechnungen und Quittungen, die, seitdem „Rigel" den Heimathafen verlassen, aus dem Ausland eingegangen waren, um dieselben bei seiner Ankunft in Memel pflicht- und gebrauchsgemäß dem Reeder vorzulegen.

Es handelte sich um Abschriften, die kein Kopfzerbrechen verursachten. Deshalb hatte er während des Schreibens die Zigarre nicht fortgelegt und konnte ab und zu auch an anderes denken, das zu dieser Arbeit nicht in Beziehung stand.

Diese Nebenbeschäftigung schien ihn denn auch mehr in Anspruch zu nehmen wie die Hauptsache. Sie tat es so sehr, daß auch die Zigarre oft ausging und er sich fünf oder zehn Minuten in die Sofaecke zurücklegte, zu der weißlackierten Decke über sich aufsah und sich so still verhielt, daß außer dem energischen Ticktack der achteckigen Schiffsuhr weiter nichts in der Kajüte zu hören war.

Dieser Herr Doktor Gottlieb Kiekbusch, Museumsdirektor usw., war ein eigentümlicher Herr. Aber in dem Sinne, daß das „eigentümlich" nicht strafbar, sondern anerkennenswert war. Seit jenem Trinkabend im Schwarzhaupthaus hatte sich derselbe auffallend mit ihm abgegeben. Er schien den Kapitän sogar in sein Herz geschlossen zu haben. Einige Abende später hatte er ihn bekannt gemacht mit einer hübschen Schwedin, Tochter des Pfarrers auf Eiland Runö. Das war dieselbe, die ihn hatte kennen lernen wollen; dieselbe, die ihm etwas zu sagen hatte. Das zu Sagende hatte darin bestanden, daß sie es gewesen war, die in die Zeitung gesetzt hatte, daß sein Schiff untergegangen sei. Es sollte untergegangen sein aus gewissen Gründen, die sich später als nicht stichhaltig herausgestellt hatten.

Es hatte ihr sehr leid getan. Es war ihr sehr peinlich gewesen. Sie bat tausendmal und von ganzem Herzen um Entschuldigung.

Dabei war sie so verzagt gewesen und hatte ihn angesehen, als wenn von dem, was er jetzt denken oder sagen würde, für sie das halbe Leben abhing.

Was einem Mädchen nicht leid tun kann. Wofür ein Mädchen sich nicht verpflichtet hält, um Entschuldigung zu bitten.

Er hatte gelacht.

„Es hat, oder vielmehr es hätte ihr nicht nur im allgemeinen leid getan. Wenn sie gewußt hätte, wen sie hat ertrinken lassen, hätte es ihr auch im besonderen leid getan.“ Das hatte eine andere hübsche Schwedin gesagt, die ihren Arm in den Arm der Schwedin aus Runö gesteckt hatte. Eine mit durchtriebenem Gesicht und blond, zum Unterschied von der aus Runö, die dunkle Haare hatte und ernst war, obgleich letzteres nicht unbedingt.

Da war die Pfarrerstochter rot geworden.

„Sie sieht so aus, als wenn sie der Wirklichkeit nicht traut,“ sagte Ebba. „Er ist nicht ertrunken. Es ist kein Geist. Sieh ihn an, Dagmar!“

„Damit sie sich wirklich davon überzeugt, daß Sie lebendiger nicht sein können, kann sie ja auf dem Ball den Frontignanwalzer mit Ihnen tanzen,“ entschied der alte Kiekbusch.

„Was ist das für ein Walzer?“ fragte Ebba.

„Etwas, das die Runöröse auch hat ertrinken lassen, das aber wieder nach oben gekommen ist. Auf dem Ball werden wir sehen. Da kann die doppelte Auferstehung gefeiert werden.“

Die gegenseitige Bekanntschaft war in dem Wöhrmannschen Garten gemacht worden.

Als Duß an Bord gehen wollte, begegnete er dem Makler Tiemer, der ebenfalls in dem Garten gewesen war, aber einer anderen Gruppe angehört hatte.

„Also die Rose von Runö hat Ihnen gefallen?"

„Wem soll die nicht gefallen?"

„Dann ran an den Bast!"

„Wie soll ich dazu kommen?"

„Wie jeder andere!"

„Es scheint ein feines Mädchen zu sein."

„Sind Sie nicht ein feiner Kerl? Von einem Schiffskapitän zu einer Pastorentochter ist es doch nicht weit!"

„Ich habe gehört, daß sie im vorigen Sommer Körbe ausgeteilt hat."

„Hat man Ihnen das schon erzählt? Und das macht Ihnen Angst? Woraus schließen Sie, daß Sie auch einen Korb bekommen werden?"

„Scheint sie nicht auf etwas besonderes zu warten?"

„Hat der alte Kiekbusch Sie nicht vorgestellt? Für den sind Sie was besonderes und dadurch indirekt auch für die Dagmar. Wie gefiel Ihnen die andere?"

„Auch."

„Mir auch. Vielleicht können wir uns in den Raub teilen." —

Das alles rekapitulierte Duß, als er jetzt in der Kajüte saß.

Draußen kam einer über Deck, riß die Tür der Vorkajüte auf und gleich darauf auch die der Kapitänskajüte.

Es war Pohlmann. Er blieb erstaunt in der Tür stehen.

„Na, sind Sie schon da?“ fragte Duß.

„Ich glaubte, Sie seien noch nicht an Bord. Deshalb fiel ich hier herein, ohne anzuklopfen!“

Duß lachte. „Sie scheinen sich einzubilden, daß, wenn der Steuermann sich die halbe Nacht herumtreibt, der Kapitän es die ganze tun muß? Ich habe Abrechnungen geschrieben. Der Rest kann für morgen bleiben. Na, wen haben Sie gesehen und was haben Sie gehört?“

„Es scheint sich schon in ganz Riga herumgesprochen zu haben, in welcher Art wir voriges Jahr von Finnland nach Gibraltar gekommen sind!“

„Mir kommt man auch überall damit. Nachdem ich es den Kerls im Schwarzhaupthaus erzählt habe, scheinen die es weiter erzählt zu haben. Also jetzt noch einmal, was ich Ihnen schon gesagt habe. Wenn ich fort bin und Sie Ordre zum Weiterlöschen bekommen haben, dann werfen Sie die Ladung so rasch wie möglich aus dem Schiff. Nachher lassen Sie den Raum waschen und reinigen und später gehörig lüften. Wenn alles trocken ist, dann sofort Spalier legen für die Flachsladung!“

„Also übermorgen wollen Sie reisen?“

„Wenn nicht morgen der Ball wäre, wäre ich schon morgen gefahren.“ Duß gähnte. Also es wird über unsere Reise gesprochen? Zum Beispiel von wem?“

„Von allen.“

„Da alle davon sprechen, dürfen wir uns wieder darüber wundern, daß unser Reeder niemals ein Sterbenswort darüber verloren hat.“

„Hat er doch! Als Sie ihm aus Björneborg schrieben, daß Sie segeln wollten, war er wütend!“

„Ich meine, nachdem wir in Gibraltar angekommen waren.“

„Wissen Sie, daß ich erstaunt darüber bin, daß er Sie nach Memel kommen läßt?“

„Zuerst war ich es auch.“

„Hat er nicht Angst vor den Kosten?“

„Nachher fiel mir aber ein, er mag denken, mit einer halben Stunde mündlicher Aussprache kommt man weiter wie mit acht Tagen Briefschreiben. Besonders nach solch einer „langen“ Reise. Mag mir auch was besonderes zu sagen haben, was er nicht in einem Brief sagen will.“

„Sie sagen „nach solch' einer Reise“. Halten die dort das für eine lange Reise?“

„Für eine sehr lange.“

„Sie sagen, er mag Ihnen auch was zu sagen haben, was er nicht brieflich sagen will. Haben Sie dabei etwas bestimmtes im Sinn?“

Duß zuckte die Achseln. „Ich habe Ihnen ja seinen Brief gezeigt, in dem er von dem Matrosen Hechel spricht und daß dessen Mutter auf dem Kontor gewesen ist und Unterstützung verlangt!“

„Warum nicht?“

Sie lachten.

Duß ließ den Zigarrendampf durch die Nase gehen. „Ich denke, er hätte sich die Reise in jedem Fall sparen können. Ich meinerseits wäre auch lieber in Riga geblieben. Wie gefällt Ihnen Riga?“

„Sehr. Für den, der von Gibraltar und Cette kommt, um so mehr.“

„Wie gefallen Ihnen die Mädels?“

„Scheint für jeden Geschmack was da zu sein. Lager gut assortiert.“

„Hm. Ich sage noch einmal, für die zehn oder vierzehn Tage in Memel lieber zwei oder drei Tage in Riga.“

8.

Wer den großen Saal des Hauses der Schwarzen Häupter am folgenden Abend sah, hätte ihn aus einigen Gründen für den Empfangssaal in einem Ministerium, Botschaftspalais und sogar in dem Residenzschloß eines Souveräns halten können. Denn die mächtigen Kronleuchter und zahlreichen Wandlampen warfen ihr Licht nicht nur auf das Gemälde an der Saaldecke, auf der reich und vielfarbig die Apotheose des heiligen Moritz dargestellt ist, der, selber

in seiner altrömischen Tracht, den in der Tracht des Mittelalters gemalten Schwarzen Häuptern sein Wappen übergibt, damit sie dasselbe für alle Zeiten auch als das ihrige ehren sollen. Auch die Gestalten in den großen, von schweren, goldenen Rahmen umgebenen Wandgemälden, die einen zu Pferde, die anderen zu Fuß, in ganzer Figur oder im Brustbilde, in der Rüstung oder in der Gewandung ihrer Zeit, trugen zu dem Eindruck bei, daß diese Umgebung nicht zu dem Inventar einer Kaufmannsgilde gehörte, sondern etwas Historisches war, das an eine vielhundertjährige Vergangenheit erinnern sollte.

Die gewappneten und geschmückten Herren in diesen Gemälden, nebeneinander oder gegenüber, schauten auf das Treiben herunter, wie ein Kreis, der selber nicht die Lippen bewegt und dennoch nicht stumm ist. Wenn sie noch lebten, würden sie sich nicht in diesem Saal befunden haben; wenigstens nicht nebeneinander, sondern höchstens hintereinander. Denn ihre Namen und Personen erinnern an so viel gegenseitigen Haß und Feindschaft, daß sie gen Himmel schreien und derjenige, der sie von unten betrachtet, in dem Gedanken an ihre Geschichte sich nicht darin finden kann, sie heute als Nachbarn friedlich nebeneinander zu sehen. Dort oben hängt nicht nur das Reiterbild Peters des Großen, sondern nicht weit von ihm auch das seines Todfeindes Karls des Zwölften von Schweden. Und wie dieses Paar, gibt es hier eine Reihe ähnlicher Paare. Wie gesagt, wer die Namen und Geschichte

kennt, begreift nicht, daß die Gesichter so ruhig sind und die Augen so wenig verraten. Auch im Bilde müßten die Schwerter und Degen von selber aus der Scheide fliegen.

Es hatte sich aber nicht vermeiden lassen, an dieser Stelle aus so vielen Todfeinden friedliche Nachbarn zu machen und es durfte, wie der alte Kiekbusch zu den beiden Schwedinnen gesagt hatte, keiner ausgelassen werden. Denn alle auf diesen Bildern waren das gemeinsame Bild Rigas, Livlands und der Ostseeprovinzen; ein Bild der Stürme, die, aus allen Himmelsrichtungen kommend, über dieses und jenes hinweggegangen sind. In diese Stürme, in diese bewegte, wechselreiche Geschichte gehörten ja nicht nur die beiden letzten russischen Jahrhunderte hinein, sondern auch viele frühere, die ruhmvoller und prächtiger sind. Weil Geschichte Geschichte bleibt und Vergangenheit Vergangenheit und kein Ukas dieselbe leugnen oder fortstreichen kann, hatte die Petersburger Regierung in diesem einen Fall gute Miene zum bösen Spiel gemacht und sich darin gefunden, daß im Schwarzhaupthaus von Riga ebenso viele schwedische Könige paradieren dürfen wie russische Zaren und, weil der Schwede ja auch schließlich von dem Russen besiegt worden war, zu der Nachbarschaft zwischen Peter dem Großen und Karl dem Zwölften, Ja und Amen gesagt. —

Diejenigen, die sich heute in dem Saal bewegten und durcheinanderdrängten, sahen, einige ausgenom-

men, allerdings nicht ganz so aus, als wenn sie zu dem Empfangssaal eines Botschaftspalais und dem eines Residenzschlosses in alltäglicher Beziehung standen oder in Beziehung zu den historischen Herren der Wandgemälde.

Alle hatten sie sich in den Frack, weiße Binde und eben solche Handschuhe geworfen. Diese Dreieinigkeit gehört zu einem Ball und läßt sich nicht umgehen. Vielen aber sah man es an, daß diese Aeußerlichkeiten nicht zu ihren alltäglichen Gebräuchen gehörten und daß sie sich in einem anderen Rock heimischer fühlten. Ebenso viele schienen auch keinen Wert darauf gelegt zu haben, ob der Frack gut saß und ob er von der neuesten Mode war oder schon der Vergangenheit angehörte. Nur wenige mochten wissen, wie ein Frack neuester Mode aussah und sie wollten es auch gar nicht wissen. Dem alten Kiekbusch wäre diese Auffassung willkommen gewesen. Hanseaten wollen und sollen Geld verdienen, auf die eine oder auf die andere Weise und in jedem Fall. Aber nicht hanseatisch ist es und ist es nie gewesen, als Zierbengel durch die Welt zu stolzieren und das verdiente Geld in Bratenröcken niederzulegen. —

Es wurde eben der Walzer „Souvenir de Frontignan“ getanzt.

In langer Reihe, parallel mit der einen Längswand und der einen Querwand und mit beiden einen rechten Winkel bildend, marschierten die zum Tanz angetretenen Paare. Festordner in weißen, goldbefransten

Schärpen, auf deren Brustseite das farbige Schwarzhäupterwappen gestickt war, sahen an der Tete und Queue darauf, daß die Tanzenden Disziplin hielten und nicht mehr wie zwei Mal um den Saal tanzten.

Tiemer führte Ebba Rustad und unmittelbar hinter ihnen ging der Lübecker neben Dagmar Malmgreen. Beide Blumen trugen die Farben ihrer Spezies; die Rose von Runö in Rosa und die Lilie von Helsingfors in Weiß. Die Unterhaltung wurde bald seitwärts zu zweien, bald nach vorwärts und rückwärts zu vieren geführt.

„Ich bin neugierig auf den Walzer," sagte Dagmar.

„Wenn er ebenso gut ist wie der Wein, hat Kapitän Duß zwei gute Dinge nach Riga gebracht," bemerkte Tiemer.

„Der Wein für die Herren. Uns interessiert mehr der Walzer," sagte Ebba.

„Uebrigens braucht man auf den Walzer nicht neugierig zu sein," fuhr Tiemer fort. „Er ist ja schon zu hören!"

„Hören genügt nicht," erklärte Dagmar. „Ob ein Tanz gut ist oder nicht, erfährt man erst, wenn man ihn tanzt."

„Das „gut" hängt von Kapitän Duß ab," sagte Ebba.

„Ich wünschte, es hinge von etwas anderem ab," seufzte Duß. „Ich muß noch einmal sagen, ich habe seit Jahren nicht getanzt."

„Ich selber tanze auch nur dann und wann," tröstete Dagmar. „Runö ist kein Tanzsaal."

„Bei einer Dame aber pflegt das Tanzgedächtnis besser zu sein wie bei uns."

„Das werden wir gleich sehen."

„Wissen Sie, Fräulein Malmgreen, daß ich Furcht hatte, als man mir sagte, daß ich die Ehre haben sollte, Ihre Bekanntschaft zu machen?"

„Kann ich mir denken. Wer macht gern die Bekanntschaft eines Totengräbers?"

„Nicht deshalb. Meine Sorgen hatte ich, weil Sie „Dagmar" heißen".

„Ist an meinem Namen etwas besonderes?"

„Ich kenne nur zwei, die so heißen."

Sie sah zu ihm auf. „Und an die eine knüpft sich eine unangenehme Erinnerung?"

„Die andere lebt in Petersburg. Wenn Sie so sind wie die —"

„Wie die? Wer ist die andere? Was hat sie Ihnen getan?"

Duß drehte den Kopf nach allen Seiten. „Wir sind hier in Rußland. Wer manches zu laut sagt, wird nach Sibirien transportiert!"

Dagmar lachte. „Ah! Jetzt verstehe ich!"

Duß hatte sagen wollen, daß es in Petersburg die junge, schöne Großfürstin-Thronfolger gab, die frühere dänische Prinzessin Dagmar, die seit 1864 nichts von den Deutschen wissen wollte.

„Ich verstehe. Das ist die eine Dagmar. Kann ich dafür, daß sie die andere Dagmar in Verruf gebracht hat?"

„Also Sie haben nichts gegen die Deutschen?"

„Solange sie mir nichts getan haben, nichts."

„Gut. Jetzt habe ich keine Sorgen mehr!"

„Wohlgetan," sagte Tiemer über die Schulter zurück.

„Ihr könnt also auf ein anderes Thema übergehen," schlug Ebba vor.

Sie hatte sich ebenfalls umgedreht, sah Dagmar und deren Partner, jeden einzeln an und drehte ihnen wieder den Rücken zu.

Die Gesprächspause, welche folgte, war länger, wie die früheren. Dagmar räusperte sich, sagte aber nichts.

Auch Duß räusperte sich, sagte aber ebenfalls nichts.

Tiemer und Ebba hatten das doppelte Verlegenheitszeichen gehört. Tiemer lachte zu ihr hinunter und sie zu ihm hinauf.

Dagmar räusperte sich zum zweiten Mal. „Also Sie führen ein Hamburger Schiff? Wodurch unterscheiden sich die Hamburger Schiffe von den übrigen?"

Ebba kehrte sich schnell um. „Dadurch, daß die Hamburger vierbeinig sind und die übrigen zweibeinig!"

Duß lachte. „Manchmal haben sie überhaupt keine Beine. Darin sind sie wie die übrigen."

„Und die Lübecker Schiffe? Die haben natürlich einen besonderen Typ?" fragte Dagmar.

Diese Frage und der Ausdruck „Typ" kamen dem Lübecker nicht sehr gelegen. Ach! Lübeck hatte ja

überhaupt keine Schiffe mehr! Wenn es noch Schiffe gehabt hätte, wäre er selber auf der Suche nach einer Stellung ja nicht nach Hamburg und später nach Memel verschlagen worden.

„Ich bin lange nicht in Lübeck gewesen und weiß nicht, wie die dortigen Schiffe jetzt aussehen. Fräulein Malmgreen interessieren sich für die Hansastädte?"

„Dafür hat Herr Direktor Kiekbusch gesorgt —"

Ebba drehte sich wieder um. „Von jetzt ab wird ein anderer dafür sorgen!"

Dagmar schlug mit dem Fächer nach ihr. „Wer hat dich gefragt? Direktor Kiekbusch denkt an nichts anderes. Haben Sie sich schon das Bild von Lübeck angesehen, das im Speisesaal hängt? Es ist auf Herrn Direktor Kiekbuschs Veranlassung dort angebracht."

„Hier im Speisesaal?"

„Lübeck, wie es um 1500 ausgesehen haben soll. Nachher wollen wir es uns ansehen. Ich möchte von Ihnen erfahren, ob es heute noch ebenso aussieht, wie damals."

Sie sah zu ihm auf und schien zu erwarten, daß er jetzt auch etwas sagen würde und noch dazu etwas ganz besonderes.

„Das heutige Lübeck ist wie Vineta. Wissen Fräulein Malmgreen, was Vineta ist?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Vineta ist eine versunkene Stadt an der pommerschen Küste. Eine Stadt, die früher so groß und reich und mächtig gewesen sein soll wie das alte Lübeck.

Es gibt Menschen, die bei Windstille und ruhiger See die Kirchenglocken auf dem Grunde gehört haben wollen. So ist das heutige Lübeck. Man hört mehr davon, als daß man es sieht. In einigen Dingen hat es Aehnlichkeit mit Riga. Wie Riga, ist auch Lübeck von der See aus nicht zu sehen. Aber auch nicht recht vom Lande aus von der Umgebung. Trotzdem ist es noch da. Ueber Lübeck kann mehr gedichtet werden wie gesagt."

„Dann ist das Bild im Speisesaal vielleicht auch eine Dichtung. Denn auf diesem Bilde sieht Lübeck so aus, als wenn es von allen Seiten zu sehen ist."

Die beiden Paare waren an der Spitze der Kolonne angekommen und mußten tanzen.

Dagmar und Duß flogen einmal um den Saal.

„Und mir hat er gesagt, daß er nicht tanzen kann," flüsterte sie.

„Mit Ihnen kann ich es!"

Sie flogen ein zweites Mal herum.

„Ob wir noch ein drittes Mal herumtanzen?" fragte er.

„Dreimal ist verboten!"

„Wer viel fragt, bekommt viel Antwort!"

Dagmar lachte leise. „Der alte Kiekbusch würde sagen „Hanseatengeist"!"

Sie tanzten das dritte Mal herum, ohne angehalten zu werden und nahmen dann den Platz an der Queue ein.

„Also morgen nach Memel?“ fragte sie.

„Sie wissen davon?“

„Ihre Frau Gemahlin wird sich freuen!“

„Wer hat eine Frau Gemahlin?“

„Oder Ihr Fräulein Braut!“

„Wer hat ein Fräulein Braut?“

„Hat Memel viele Sehenswürdigkeiten?“

„Meinen Reeder.“

„Wie sieht er denn aus?“

„Wie ein Reeder.“

Dagmar hatte ob dieser Antwort noch nicht zu Ende gelacht, als Ebba sagte: „Sieh doch! Direktor Kiekbusch mit Selma Bergström am Arm! Das hat etwas zu bedeuten!“

„Was?“

„Wir werden es sehen, wenn wir näher gehen.“

9.

Es war dem alten Kiekbusch hinterbracht worden, daß Selma Bergström sich für zu gut hielt, um ihre Stimme als „Tafelmusik“ herzugeben, solange die Schwarzen Häupter mit ihren Häupterinnen beim Astrachaner Perlkaviar und geräucherten Renntierzungen saßen und beides in Frontignanwein schwimmen ließen. Er gab ihr Recht und bestimmte, daß sie während einer Tanzpause singen sollte. Jetzt hatte er sie an die Stelle in dem weiten Saal geführt, die für einen Vortrag dieser Art am besten geeignet war.

Die Lilie von Helsingfors hatte gesagt, daß, wenn Selma singe, es sich anhöre, als wenn ein Bergstrom, der von der Höhe kommt und allmählich ruhiger werdend, sich in der Ebene ausbreitet. Die Rose von Runö hatte dieses Urteil verbessert und umgestoßen. Nein, nein. Wenn Selma singe, bewege sich ihre Stimme von vornherein in der Ebene, fließe breit und majestätisch dahin, wie die Düna bei Riga und ergieße sich, wie diese, ins Meer, ohne Wellenschlag, aber immer tief und majestätisch.

Die Rose von Runö hatte Recht.

Wenn an der Ostsee schönster Bucht
Mein Auge nach dem Schönsten sucht,
Dann seh' ich dich im Seemannskleid,
Du Hansastadt aus alter Zeit!

Mit Wurzeln tief im Dünaschaum
Blüht über dir ein stolzer Baum;
Mit Saft und Kraft ist er gefüllt,
Der ist dein Schild, der ist dein Bild.

Der Baum, in dem dein Bild gemalt,
Ragt höher wie dein Mastenwald,
Ragt höher, wie Sankt Petri Turm;
Er trotzt dem Blitz, er trotzt dem Sturm!

Er breitet seine Zweige aus
Von Mast zu Mast, von Haus zu Haus,
Von allen Blättern rauschen traut
Die deutschen Namen, deutscher Laut.

Er sah die Zeit vorüberziehn
Und blieb doch jung und immer grün.
Noch heute ist er dicht belaubt:
Das ist der Bund vom Schwarzen Haupt!

Dem Kurs der Hansa ist er treu,
An Runöholm schaut er vorbei,
Er läßt den Strand in Süd und Nord
An Backbord und an Steuerbord.

Das Festland läßt er achteraus
Und segelt auf die See hinaus,
Er hält Altrigas Steuer fest
Und steuert es Nordwest, Nordwest!

Das Lied war einfach und einfach auch die Melodie. Aber Selma hatte durch ihre Stimme und Auffassung eine Schöpfung daraus gemacht. Ihre Altstimme besaß die schwedische Eigenschaft, daß über alles, was sie anstimmt, Traum und Vergangenheit gebreitet werden. Als sie jetzt sang, wurden auch persönliche Motive in ihr lebendig. Die Empfindung und die Trauer darüber, daß ihre Stimme nur einen vorübergehenden Wert hätte, nur den dieses Augenblicks, wurden wieder in ihr neu. Sie hatte es ja mehr wie einmal gesagt und darüber geweint: solange sie sich hören ließ, würden aller Augen an ihr hängen; wenn sie aber schwieg, würde niemand mit ihr etwas zu schaffen haben wollen.

Diese erhitzten Menschen beiderlei Geschlechts hielten in der Mehrzahl die Aufforderung des alten Kiek-

busch, Ruhe zu halten, für eine unwillkommene Störung. Erst allmählich schickten sie sich in die gute Sitte.

Endlich fingen sie an zu lauschen.

Gleich wie damals, als das Festkomitee an dieser Stelle tagte, nach dem Anbrechen der Frage über den Unterschied in der Aussprache der Deutschen in Riga, Königsberg und Lübeck, von diesem Thema sofort auf ein anderes übergegangen war, so war es beim Beginn von Selmas Vortrag der nicht zur Schau getragene, aber von allen innerlich gehegte Wunsch gewesen, daß dieses zweifelhafte Vergnügen von kurzer Dauer sein möchte. In diesem Kaufmannskreise galt alles Sentimentale für eine abfällige, unangenehme Kritik des eigenen Berufs. Sie hielten es von sich fern und wenn es sich zeigen wollte, taten sie alles, um es nicht an sich herankommen zu lassen. Und wenn sie es trotzdem an sich herankommen ließen, taten sie es widerwillig und nur, um anderen einen Gefallen zu tun.

Aber jetzt, als Selma Bergström sang, und solange sie sang, trat etwas an diese Menschen heran, ohne daß sie das Bewußtsein davon gehabt hätten, weil es aus einer Empfindung und Ahnung bestand, die sie nicht in Worte kleiden konnten, die aber während des Gesanges die alleinherrschende blieb. Es war das dunkle Gefühl, daß es außer dem Kaufmannsberuf noch etwas anderes gab, das daseinsberechtigt war. Etwas, das ebenfalls schön war und vielleicht sogar schöner wie ihr Beruf. Etwas, das sie aufmerksam

darauf machte, daß die Erfüllung des Lebens nicht nur darin bestand, Geld zu verdienen, so viel Geld wie möglich, Schiffe zu beladen und Ladungen in Empfang zu nehmen, im Sommer Bier zu trinken und im Winter Grog. Es war da auch etwas, das ihnen zur Erinnerung brachte, daß sie „Schwarze Häupter" waren und einer Korporation angehörten, die nicht von heute war, sondern auf ein halbes Jahrtausend zurücksah. Sie ahnten, was Geschichte und Vergangenheit war.

Sie dachten an die alte Zeit.

„Was an ihr recht
Und an ihr gut,
Das nimmt der Bund
In seine Hut."

Und als das alles, obgleich über Ahnung und Empfindung nicht hinausgehend, in ihnen anfing, zu leben und sich zu bewegen, da wandten sie sich ab von denen, die neben ihnen standen und sahen nach dem Mädchen, das dort sang.

Zuerst sangen einzelne mit. Gegen den Schluß des Liedes hin alle. Obgleich sie Kaufleute waren und nichts von Kunst verstanden, taten sie es doch beinahe künstlerisch. Denn sie sangen wie Selma, sie rezitierten eine versunkene, alte Zeit. Auch in dem Sinne taten sie es künstlerisch, daß sie ihre eigenen Stimmen in das richtige Verhältnis zu der schönen, ernsten Mädchenstimme brachten und es zuließen, daß diese, wenn auch nicht die einzige, so doch die herrschende blieb.

Tief und ruhig, wie die Düna auf die Bucht von Riga zu, nordwestlich und ostseewärts, zog Selmas Stimme hin. Die gedämpften Männerstimmen begleiteten sie wie das Rauschen der Wälder an beiden Seiten des Stromes, diesem den Vortritt lassend, aber ihm folgend und ihn begleitend bis dorthin, wo er von den Wäldern Abschied nimmt und sich in das Meer ergießt.

Er läßt das Festland achteraus
Und segelt auf die See hinaus,
Er hält Altrigas Steuer fest
Und steuert es Nordwest, Nordwest!

Solange das Mädchen mit dem unschönen Gesicht sang, war sie die Schönste in dem Saal.

10.

„Beruhige dich," sagte die Lilie von Helsingfors kurz zu der Rose von Runö.

„Warum soll ich mich beruhigen?" fragte die Rose ebenso kurz.

„Weil du dir selber die Antwort geben kannst, hättest du dir die Frage sparen können!"

„Ich spare sie aber nicht! Warum soll ich mich beruhigen?"

Ebba sah sie an und zuckte die Achseln, als wenn in diesem Augenblick eine Lilie einen Grund hätte, sich einer Rose überlegen zu fühlen.

Dagmar nahm den Blick auf wie einen hingeworfenen Handschuh.

In der Kniegegend ihres Kleides kam es zu einer plötzlichen Bewegung. Ein runder Vorsprung erschien und verschwand. Es sah aus, als wenn das Fräulein eines der dortigen Extreme ihres Körpers mit Nachdruck und Energie wieder auf den Boden gesetzt hätte.

Dagmar hatte mit dem Fuß aufgestampft.

Nachdem sie es getan, sah sie sich erschrocken im Saal um.

„Auch diesmal kannst du dich beruhigen," sagte Ebba gelassen. „Gesehen habe nur ich es. Gehört hat es keiner."

„Ich will wissen, was das erste Mal „beruhige dich" zu bedeuten hatte!"

Ebba zuckte wieder die Achseln. „War nicht vorgestern zwischen uns die Rede davon, daß Selma wohl einen findet, aber schwerlich einer, der Selma findet?"

„Davon war die Rede!"

„Trotzdem hast du eben gedacht, daß es auch nicht so schwierig sein wird, daß einer Selma findet".

„Von wem ist die Rede?"

„Von einem."

„Von wem?"

„Beruhige dich. Ja, seine Blicke hielten länger bei Selma aus wie die Blicke der übrigen. Es schienen blaue Fixsterne zu sein. Jetzt aber sind sie wieder Planeten geworden, die um eine Sonne kreisen."

„Wo ist die Selma?“

„Schäm' dich!“

„Warum soll ich mich schämen?“

„Weil du auf die arme Selma eifersüchtig gewesen bist!“

„Ich eifersüchtig?“

„Schäm' dich!“

Beide sahen nach Selma.

Nachdem Selma gesungen und der Beifallssturm sich gelegt hatte, war sie wieder die Aermste, die sie gewesen war, bevor sie die Lippen geöffnet hatte. Eben war sie der Mittelpunkt gewesen; nicht nur für die Ohren der Anwesenden, sondern auch für deren Augen. Jetzt erlitt sie ein allgemeines Abkehren und sank wieder tiefer unter die Oberfläche wie die übrigen Mädchen.

„Die Aermste,“ murmelte Dagmar.

„Sie allein hat ein braunes Kleid,“ sagte Ebba. „Weil sie auf keinen Courmacher hofft, ist sie in Braun gekommen. Sie denkt, Braun stimmt zu ihrer Person.“

„Ob wir zu ihr gehen?“

„Du bist also nicht mehr eifersüchtig?“

„Und bei ihr bleiben?“

„Gut. Aber erst müssen wir wissen, was der alte Kiekbusch will. Hier kommt er. Sie auch hier, Herr Direktor? Wie geht es?“

„Glaubt ihr, daß ihr allein hier sein könnt? Wie hat euch der Frontignanwalzer gefallen?“

„Wie der Frontignanwein. Leicht und angenehm," antwortete Ebba.

„Mit wem habt ihr getanzt? Richtig, die Runöroſe tanzte mit dem —"

Dagmar wandte ſich ab.

„Ich werde erſt den zweiten Walzer mit ihm tanzen," ſagte Ebba.

„Ihr ſagt, „leicht und angenehm"? Kamen Sie nicht ein paarmal aus dem Takt, Dagmar?"

„Kam ich?"

„Morgen fährt er nach Memel," half Ebba.

„Und deshalb kam ſie aus dem Takt?"

„Kommen außer Selmas Lied noch andere geiſtige Genüſſe, Herr Direktor?" fragte Dagmar.

Kiekbuſch machte mit Armen und Schultern eine Gebärde der Ohnmacht. „Möchten gern. Wiſſen aber nicht, wo wir ſie herbekommen ſollen!"

Die beiden Mädchen ließen den Blick durch den Saal gehen.

„Dort ſteht der Lübecker. Ganz allein. Woran mag er denken?" fragte Ebba.

„Er packt in Gedanken ſeine Sachen, um nach Memel zu fahren," ſagte Kiekbuſch.

„Warum ſagen Sie ihm nicht, daß er eine Rede halten ſoll?" fragte Dagmar ſchüchtern.

„Runöroſe, Sie glauben, daß einer, der von Finnland nach Gibraltar durch die Franzoſen ſegeln kann, auch eine Rede halten kann?" höhnte Kiekbuſch.

„Das glaubt sie nicht," sagte Ebba. „Uns hat er erzählt, daß er Neujahr in Gibraltar eine Rede gehalten hat."

Kiekbusch zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ist das dieser?"

Und dann erzählte er seinerseits, daß in diesem Frühling ein deutsches Schiff in Riga gewesen war, welches bei Kriegsausbruch, aus dem Mittelmeer kommend und nach Riga bestimmt, ebenfalls in Gibraltar eingelaufen war und dort hatte warten müssen. Der Kapitän dieses Schiffes hatte im Schwarzhäupterkreise auseinandergesetzt, in welcher Weise die Deutschen sich während des langen Stilliegens die Zeit vertrieben hätten. Dabei war auch die Rede auf den Neujahrsabend gekommen und daß an demselben ein anderer Kapitän, ebenfalls Deutscher, einen Speech gehalten, wie ihn ein Schuldirektor oder Regierungsrat nicht besser hätte halten können. Der Kapitän, der das berichtete, hatte noch einige Kraftausdrücke der Rede im Kopf behalten, die er vor den Schwarzhäuptern zum Besten gab.

„Ich hab' mich schon immer bei dem Lübecker erkundigen wollen, wie der verfluchte Kerl hieß, der in Gibraltar das große Maul gehabt hat!"

Ebba lachte. „Er heißt Albrecht Duß. Dort steht er!"

Kiekbusch war schon fort.

Da er von der Seite kam, nach welcher Duß zu sehen pflegte, kam er dem Kapitän nicht überraschend.

„Also morgen geht es los?“ fragte er aus fünf Schritt Entfernung.

„Schon unterrichtet, Herr Direktor? Ja, morgen reise ich.“

„Und werden in Memel bleiben?“

„Wer hat das aufgebracht?“

„Sie kommen also zurück?“

„Sobald wie möglich!“

„Es gefällt Ihnen also bei uns?“

Duß wollte nach den beiden Mädchen sehen, führte aber die Bewegung nicht aus.

„Wem soll es hier nicht gefallen?“

„Sie haben also Grund, uns dankbar zu sein?“

„Es gefällt mir in Riga“.

„Dann machen Sie das Maul auf und halten eine Rede!“

„Ich?“

„Wer in Gibraltar reden kann, kann es auch in Riga!“

„Ja, in Gibraltar hab' ich geredet. In Gibraltar ging es. Aber Riga ist nicht Gibraltar.“

„Ja und nein. Aber ganz egal. Werden Sie reden?“

„Ohne Vorbereitung?“

„Wer das Zeug dazu hat, braucht nur das Maul aufzumachen und die gebratenen Tauben fliegen hinein!“

„Herr Direktor, von dem, der redet, wird verlangt, daß sie herausfliegen.“

„Wer antworten kann, wie Sie eben, kann es ohne Vorbereitung!“

„Ein Demosthenes und Cicero in Oelrock und Südwester?“

„Solch einen Kerl wollen wir haben!“

„Aber wo?“

„Hier, wo wir stehen. Wird's?“

Duß sah noch einmal bedenklich nach drüben, wo Rose und Lilie standen.

Die beiden Mädchen schienen erraten zu haben, daß der alte Kiekbusch in dem Zwiegespräch mit dem „verfluchten Kerl“ an der Stelle angekommen war, an der er in der Tat angekommen war.

Ebba nickte.

Auch Dagmar hatte ein Gesicht, auf dem allerlei geschrieben stand, das sich ohne Mühe erraten ließ. Sie machte mit dem Kopf ebenfalls eine kleine einladende Bewegung.

Kiekbusch wurde wütend. „Wird's?“

„Es wird. Lassen Sie back brassen, Herr Direktor.“

Der Alte erhob seine Stimme. Allmählich fing man an, sich um ihn zu kümmern und es wurde wieder still im Saal.

11.

Schwarzhäupter! Es ist hier eben ein Lied vorgetragen worden. Ein Lied, wie es schöner nicht sein kann und wie es, seiner Schönheit ange-

messen, schöner nicht gesungen, besser nicht vorgetragen werden konnte —"

„Bravo," unterbrach einer.

„Du brauchst dich nicht wieder zu beunruhigen," sagte die Helsingforslilie leise zu der Runörose. „Er benutzt es nur als Einleitung."

„Mach' dich nicht fortwährend zum Narren," murmelte Dagmar ungnädig.

„An einer Stelle jedoch stand der Vortrag in Schönheit über dem Text des Liedes," fuhr Duß fort. „An einer Stelle blieb das Lied hinter dem Gesang zurück. Das war die Stelle, an der es heißt „Hansatochter aus alter Zeit". Schwarzhäupter! Das ist richtig; aber es könnte noch richtiger sein. Denn es müßte heißen „Hansastadt aus großer Zeit!"

Der alte Kiekbusch bestieg sein Steckenpferd.

„Bravo!" donnerte er seinerseits.

„Schwarzhäupter! Ich bin zum Reden aufgefordert worden von der Autorität, die ihr alle als solche anerkennt und ich noch mehr wie ihr. Als diese Autorität mich aufforderte, hat sie dabei mehr wie an meine Person an die Stadt gedacht, aus der ich stamme. Ihr ist in den Sinn gekommen, daß ich aus Lübeck bin und daß, wenn von alten, großen Zeiten gesprochen wird, Lübeck nicht übergangen werden darf. Schwarzhäupter! Ihr seid Hanseaten gewesen. Ich bin es noch heute. Lübeck ist eure Mutter, war euer Haupt. Heute geht sie auf Krücken. Aber sie lebt noch. Wer zu ihrer Sippe gehört hat, zu ihren Kin-

dern und Kindeskindern, respektiert sie und hält sie in Ehren. Ich bin nicht nur Hanseate, ich bin auch aus Lübeck. Ihr werdet mir nicht verdenken, daß ich in diesen Ausdrücken zu euch rede!"

„Tun es auch nicht!" brüllte Kiekbusch.

„Jetzt fällt mir auf, daß er mehr Statur hat und den Kopf nach hinten trägt wie die übrigen," sagte Ebba.

„Erst jetzt?" murmelte Dagmar.

„Schwarzhäupter! Es gibt zwei Arten von Kraft. Eine, die geschaffen hat und eine, die schafft. Eine, die indirekt schafft und die andere, die es direkt tut. Die eine ist die Kraft der Vergangenheit, die andere ist die der Gegenwart. Ich kann nicht sprechen von der zweiten oder im Namen der zweiten. Aber ich habe das Recht, zu sprechen im Namen der Vergangenheit. Ich bin Seemann. Ich führe ein Schiff. Aber ich kann leider nicht einer von den alten Kapitänen sein jener Orlogschiffe, die das Rot und Weiß Lübecks an allen drei Toppen führten und die nicht durch den Mund sprachen, den sie in dem Gesicht hatten, sondern durch den Rachen der Kanonen, die sie in der Schanzkleidung ihrer Schiffe hatten. Meine Vaterstadt ist ein Name, eine Erinnerung aus alter Zeit, und dieser Name wird von Menschen geführt, die lebendig zu sein scheinen, aber in Wahrheit nicht mehr leben —"

„Obgleich er von der Ostsee durch die Franzosen nach Gibraltar gesegelt ist?" fragte Kiekbusch laut.

„Schwarzhäupter! Nur in diesem Sinn bin ich auch heute noch Hanseate. Ihr seid es gewesen —“

„Gewesen?“ knirschte Kiekbusch.

„Aber wenn ihr heute auch außerhalb des alten Verbandes steht, so könnt ihr in anderem Sinn auch noch heute Hanseaten sein —“

„In welchem?“ fragte einer.

„Laßt ihn doch ausreden!“ brüllte Kiekbusch.

„In welchem Sinn ihr es sein könnt? In dem Sinn der Gegenwart. In dem Sinn der Kraft, die nicht nur geschaffen hat, sondern auch noch heute schafft. Aber ihr seid es nicht —“

Tiemer setzte den Kneifer zurecht. „Nanu!“

„Schwarzhäupter! Als ich auf der Reise nach Riga durch das Kattegat kam, bin ich dort der „Concordia“ aus Windau begegnet. Sie ist ein Vollschiff. Mir aber schien sie nur ein halbes Vollschiff zu sein. Sie hatte niedrige Masten; am Fockmast und am Kreuzmast führte sie kurze Bramstangen und das Ganze war ein kleines Fahrzeug von 250 Lasten. Mein Steuermann sagte, außer dieser „Concordia“ haben sie in den Ostseeprovinzen nur noch zwei vollgetakelte Schiffe und beide sind ebenso klein wie das, das uns längsseit segelt. Genügt das? Ist das würdig? Schwarzhäupter! Danzig ist kleiner wie Riga, hat nicht so viel Kapital wie Riga. Aber Danzig hat mehr denn zwanzig Vollschiffe von sechshundert Lasten —“

„Damit will er sagen, daß ihr euch schämen sollt!“ schrie Kiekbusch.

„Damit will ich sagen, daß der Name von Riga nur bis Bordeaux und im Mittelmeer bekannt ist —“

Tiemer reckte seine Bartkoteletts nach beiden Seiten. „Wenn wir Ihnen Flachs nach New-York geben, nicht auch in Nordamerika?“

Kiekbusch stieß ihn in die Seite. „Werden Sie das Maul halten?“

„Sie halten es ja auch nicht!“

„Das hat Danzig! Riga hat es nicht. Was aber weder Danzig hat, noch Lübeck, noch Hamburg und Bremen, das ist das Schwarzhaupthaus in Riga und in ihm eine Kompagnie in Reih' und Glied!“

„Bravo!“ Diesmal schrien hundert.

„Schwarzhäupter! Wann wird ein Sechshundertlastvollschiff nordwärts durch den Oresund gehen, das der Kompagnie der Schwarzen Häupter in Riga gehört? Das erste, aber nicht das letzte, sondern das erste von vielen? Ein Vollschiff, welches Bordeaux und das ganze Mittelmeer an Backbord liegen läßt und Kurs auf Südwest anliegt rund Cap Horn nach Valparaiso, oder Kurs auf Südost rund Cap der Guten Hoffnung nach Yokohama? Wann wird ein Rigavollschiff in Sicht kommen mit eurem Mohrenkopf am Gallion, mit dem Namen „heiliger Moritz“ auf den Gallionsbrettern und mit dem Schwarzhäupterwappen und dem Namen des Heimatshafens „Riga“ achtern am Heck? Was nicht ist, kann werden, und was schon einmal gewesen ist, kann noch einmal werden! Ich habe keinen Stoff vor mir, um auf das, was ich

gesagt habe, zu trinken. Aber ich habe meine Stimme bei mir, und mit dieser Stimme rufe ich, die Schwarzhäupter sollen für das, was sie getan haben und mehr noch für das, was sie tun werden, sie sollen leben hoch!" —

„Während der Lübecker die Rede hielt, machten Sie ein Gesicht, wie es keiner in dem ganzen Saal gemacht hat," sagte Nebendal zu Moje.

„Was soll es für ein Gesicht gewesen sein?"

„Als wenn Sie auf dem Kontorstuhl säßen und kalkulierten."

„Tat ich auch."

„Sind die Flachsfrachten noch mehr gestiegen, Sie Flachsonkel?"

„Wenden Sie sich damit an Tiemer. Ich addierte die Male zusammen, die der Lübecker s—t gesagt hat und dividierte die Summe durch die paar Minuten, die er dazu gebraucht hat. Als ich fertig war, sah ich nach dem alten Kiekbusch."

„Na?"

„Er war nicht auf den Rücken gefallen" —

An welchen Tisch setzen wir uns?" fragte Kiekbusch im Speisesaal.

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor," sagte Duß. „Darf ich mir vorher erlauben, der Dame, die gesungen hat, meinen Dank auszusprechen?"

„Trotzdem das Lied einen Mordsfehler hatte?"

„Aber nicht der Gesang!"

Ebba sah nach Dagmar.

„Kapitän Duß, begann diese, ich freue mich, daß wir gleichzeitig denselben Gedanken gehabt haben.“ Sie streckte ihm die Hand hin, wurde rot, zog sie aber trotzdem nicht zurück. „Ja, wir wollen zu Selma gehen und ihr sagen, daß sie heute die Ballkönigin ist!“

„Kann das nicht dadurch vereinfacht werden, daß wir uns mit unseren Bergströms an denselben Tisch mit den Selmabergströms setzen?“ schlug Ebba vor.

Und gleich darauf schlampampten alle in dem Menu, welches das Schwarzhäupter Festkomitee unter Berücksichtigung des Lokalpatriotismus zuerst eifrig diskutiert und nachher mit großer Majorität angenommen hatte.

Mit Astrachaner Perlkaviar und Weißbrot fing es an, mit gekochten Renntierzungen in Sauce aus Frontignanwein ging es weiter und mit Bärenschinken zu Helsingforsbutter und Roggenbrot hörte es auf. —

Am folgenden Vormittag begleitete Pohlmann seinen Kapitän an die Bahn.

Der setzte sich im Abteil zurecht. „Wissen Sie, Pohlmann, daß ich mich freue, nach Memel zu kommen?“

Der Steuermann sah verwundert aus. Was er jetzt von Duß hörte, war das Gegenteil von dem, was derselbe vorgestern gesagt hatte.

Duß bemerkte das Erstaunen und lachte.

„Haben Sie sich gestern auf dem Ball geärgert?“ fragte Pohlmann.

„Sehe ich so aus?“

„Im Gegenteil. Wer sich aber auf eine Reise nach Memel freut, muß sich hier geärgert haben.“

„Ich habe mich nicht geärgert. Trotzdem freue ich mich auf Memel.“

Er stand nicht Rede, lachte noch einmal, drückte dem andern die Hand und fuhr ab. —

III.

Herr Franz Freudenreich in Memel war Kleinreeder. Er besaß fünf Segelschiffe, die aber nicht für seine Rechnung auf Memeler Werften gebaut waren. Es waren alte, mittelgroße Schiffe, die er aus Nordamerika und England angekauft hatte. Kleinreeder und Kleinigkeitskrämer ist gewöhnlich dasselbe. Herr Freudenreich hatte sich von vornherein auf den Standpunkt gestellt, den er für selbstverständlich hielt, daß die Kapitäne, besonders die in seinen Diensten, berufsmäßige Betrüger seien, wofür die Kapitäne dadurch quittierten, daß sie ihn für einen berufsmäßigen Gurgelabschneider hielten. Das war das gegenseitige Vertrauen, auf dem die überseeischen Unternehmungen des Herrn Freudenreich aufgebaut waren.

Die deutschen Reedereien bekamen einen indirekten Anteil aus der französischen Milliardenkontribution, in der Form, daß sie für die Verluste während des Krieges bis zu einem gewissen Grade entschädigt wurden. Diejenigen deutschen Schiffe, die während der siebenmonatigen Kriegsdauer in ausländischen Häfen gelegen hatten, erhielten alle Spesen zurückerstattet.

Das waren die Ausgaben, die sie für die Heuern der Besatzungen und deren Unterhalt gehabt hatten.

Solche Schiffe aber, die ohne Besatzungen in dem Heimatshafen und überhaupt in deutschen Häfen während des Kriegs einer beschaulichen Ruhe gepflegt hatten, bekamen keinen Pfennig. „Ich möcht' gern dort liegen, wo der liegt!" So stöhnte mancher Kapitän, dessen Schiff in einem deutschen Hafen ruhig am Bollwerk lag, wenn davon die Rede war, daß andere Kapitäne mit der ganzen Besatzung an Bord irgendwo im Auslande eingelaufen waren und dort festgemacht hatten. Die Schiffe, die im Auslande warteten, machten es also vom geschäftlichen Standpunkt viel besser wie diejenigen, die in Deutschland warten mußten.

Es gab aber solche Schiffe, die es noch viel besser machten.

Herr Franz Freudenreich, in der Ueberzeugung, daß, wenn der Kapitän seiner Bark „Rigel" der richtige Jakob gewesen und Findigkeit gehabt hätte, er es gemacht haben würde wie die dritte Sorte, empfing denselben, als er, von Riga kommend, am folgenden Tage auf das Kontor kam, nicht etwa mit herzlichem Gruß und Handschlag, sondern mit einem kühlen:

„Na, da sind Sie ja!"

Er hatte die Feder in der Hand und schrieb noch einige Worte, ohne sich dabei zu beeilen.

„Na, wollen Sie sich nicht setzen?"

Duß kannte diese Empfänge und Einleitungen. Er lächelte vor sich hin und setzte sich.

Herr Freudenreich schrieb abermals einige Worte, besah das Geschriebene und legte endlich die Feder fort.

„Na, jetzt sind Sie also da!“

Was er während der ersten fünf Minuten mit seinem Kapitän sprach, ging weder diesen noch ihn selber etwas an. Dadurch, daß er Nichtssagendes sagte, wollte er einen Beweis von Erziehung und Höflichkeit geben. Aber diese Beweisführung dauerte nicht lange. Zeit ist Geld, und dieses geht mit dem Längerverweilen bei der Höflichkeit verloren.

Er sah nach der Feder, die quer über dem Tintenfaß lag und dann den Kapitän an.

Duß stand auf.

„Herr Freudenreich, ich darf mir noch eine Frage erlauben. Sie haben in Ihren Briefen kein Wort darüber gesagt, daß ich mit „Rigel“ von Finnland nach Gibraltar gesegelt bin. Auch jetzt verlieren Sie keine Silbe darüber. Ist es Ihnen damals nicht recht gewesen?“

Der Reeder verzog das Gesicht. „Ob es mir recht gewesen ist?“

„Es war Ihnen also nicht recht?“ fragte Duß lebhaft.

Freudenreich zuckte die Achseln. „Gut. Ich freue mich, daß Sie selber auf die Sache kommen. In einer Hinsicht war ich damit einverstanden. Bis gestern.“

Duß war verwundert. „Warum nur bis gestern?“

„Außerdem sagte ich, in einer Hinsicht. Warum „bis gestern“? Weil Sie gestern abend im „Tilsiter Hof“ gesagt haben sollen, daß Sie die Sache noch viel besser hätten machen können, wenn Sie anstatt um den Norden von Schottland durch den englischen Kanal gesegelt wären. Nicht wahr, das haben Sie gesagt?“

„Stimmt, das habe ich gesagt.“

Der Reeder zuckte wieder die Achseln. „Warum segelten Sie denn nicht?“

„Weil es mir nicht rechtzeitig eingefallen ist!“

„Um alles in der Welt! Lieber Kapitän Duß, warum fiel es Ihnen denn nicht ein? Wem sollte es denn einfallen?“

„Vielleicht ist es mir deshalb nicht eingefallen, weil ich mir das Gesicht denken konnte, das Sie gemacht hätten, wenn das Schiff verloren gegangen wäre!“

„Haben Sie denn auf See Zeit, an mein Gesicht zu denken? Und darüber regen Sie sich jetzt auf? Kein Mensch macht Ihnen Vorwürfe. Daß Sie, weil Sie nicht in Björneborg einfrieren wollten, drauflossegelten, dadurch ein paar Wochen gewonnen haben, bestreite ich gar nicht. Ich nehm' es Ihnen auch nicht übel, daß Sie es für vernünftiger hielten, um Schottland zu segeln, wie durch den englischen Kanal —“

„Dann verstehe ich nicht, daß es Ihnen nur in einem Sinne recht gewesen ist,“ unterbrach Duß heftig.

„Ich kenne keinen Kapitän, der in diesem Falle nicht auch um Schottland herumgesegelt wäre.“

„Dann verstehe ich Ihre Vorwürfe noch weniger!“

„Jetzt sprechen Sie wieder von „Vorwürfen“. Warum regen Sie sich auf? Eben haben Sie von dem „Gesicht“ gesprochen, das ich gemacht hätte, wenn „Rigel“ bei der Fahrt durch den Kanal den Franzosen in die Hände gefallen wäre. Ein Gesicht? Jetzt mache ich es. Wer weiß aber, ob ich es in dem ganz bestimmten Fall gemacht hätte, der Ihnen vorschwebt.“

Duß hob die Schultern. „Ich verstehe Sie immer weniger,“ sagte er kurz.

„Tut mir leid. Wissen Sie, wer Gustav Eschment ist?“

„Der hiesige Reeder?“

„Wissen Sie, daß die Franzosen ihm drei Schiffe verbrannt haben?“

„Das hörte ich gestern.“

„Auch, daß er sie ersetzt bekommen hat? Wie gut er entschädigt wurde, hat man Ihnen nicht gesagt? Es waren alte Schiffe. Aber die Entschädigung war so gut, daß er für die drei verloren gegangenen sechs andere kaufen kann.“

„Dann hat Herr Eschment also ein Geschäft gemacht?“

„Und was für eins! Ich wünschte, ich hätte es auch gemacht! Er ist auch nicht der einzige gewesen, der auf diese Weise ein Geschäft gemacht hat. Und jetzt kommen Sie und wollen, daß ich mich darüber

freue, daß Sie mit dem „Rigel“ nicht durch den Kanal, sondern um Schottland gesegelt sind. Mich freuen?“

Er schlug auf den Tisch.

Duß sah nach ihm. „Herr Freudenreich, derartige Kombinationen —“

„Sagen Sie lieber „Freudenarm“! Ich weiß nicht, wie ich zu dem verfluchten Namen gekommen bin! Ich bin einer von den Reedern, die während des Kriegsjahres am miserabelsten abgeschnitten haben. Ein „Gesicht“ hätte ich gemacht? Jetzt mache ich es. Sehen Sie es sich an!“

Er sprang auf, lief einmal auf und ab und warf sich wieder auf den Stuhl.

„Wie sieht es in Riga mit den Frachten aus?“

„Es wurde mir eine ganz gute mit Flachs nach Amerika angeboten.“

„Warum nahmen Sie sie nicht an?“

„Weil man mir sagte, daß die Frachten in einigen Wochen noch besser sein würden!“

„Wer hat das gesagt?“

„Der Makler. Herr Tiemer. Sie kennen ihn ja.“

„Na ja. Hoffentlich irrt er sich nicht. Ein Geschäft, das sicher ist, ist einem, das nicht sicher ist, vorzuziehen.“

Der Grundsatz war richtig. Aber Herr Franz Freudenreich war in der Betätigung desselben nicht ganz konsequent. Denn wenn „Rigel“ bei der Fahrt durch den Kanal den Franzosen in die Hände gefallen wäre und Frankreich schließlich den Krieg gewonnen hätte, wäre das Geschäft ein sehr unsicheres gewesen.

„Hoffentlich irrt er sich nicht," wiederholte er. Dann sah er nach der Feder.

Duß hatte auf dem Rigaer Bahnhof zu Pohlmann gesagt, daß er sich auf diese Reise nach Memel freue. Die Erklärung für die Freude bestand darin, daß er an das Heiraten dachte, zum Heiraten Geld brauchte und voraussetzte, daß Herr Franz Freudenreich ihm für seine Dienste und besonders dafür, daß „Rigel" während der letzten zwölf Monate verhältnismäßig gut abgeschnitten hätte, ein paar Hundert Mark Zulage bewilligen würde.

Herr Franz Freudenreich hatte ihm aber eben kurz und bündig gesagt, was er von seinen Diensten hielte und daß er infolge dieser traurigen Dienste das Gegenteil von gut abgeschnitten hätte.

„Auf eine Erhöhung meiner Gage kann ich kaum hoffen?" fragte Duß beiläufig.

Der Reeder sah ihn an, als wenn er ihn noch nie gesehen hätte.

„Wie kommen Sie darauf?" fragte er nach langer Pause.

„Von meinem Standpunkte aus glaubte ich die Zulage verdient zu haben."

„Sie haben ja eben gehört, daß mein Standpunkt ein wesentlich anderer ist."

„Ich bekomme also nichts?"

„Ist in den Briefen, die ich Ihnen nach den verschiedenen Plätzen geschrieben habe, etwas enthalten

gewesen, aus dem Sie sich Hoffnung machten, daß ich Ihnen mehr Gehalt geben wollte?"

„Keine Silbe. Sie geben also nichts?"

„Ich lache nicht, weil Sie sich wieder aufregen könnten. Nein, bester Kapitän Duß. Ich kann Ihnen nicht mehr geben, wie Sie bekommen. Abgesehen von dieser Begründung, die ich Ihnen eben gab, frage ich auch: wann haben Sie jemals gehört, daß bei uns einem Kapitän die Gage erhöht wird? Bei uns bekommt er dasselbe, das er schon bekam, als er das erstemal als Kapitän fuhr und wenn er später auch dreißig Jahre als solcher gefahren hat!"

„Stimmt. Das hatte ich vergessen. Bitte um Entschuldigung."

2.

Wir haben vor kurzem irgendwo gelesen, wir wissen nicht mehr, ob in einem Buch oder Zeitungsartikel, in dem herbe darauf hingewiesen wurde, daß es Menschen gibt, deren Anschauung von der Existenz sich darauf beschränkt, daß sich das Leben für sie im Walzertakt entwickelt oder entwickeln müßte." Dieser Satz ist eine Verächtlichmachung der Anschauung solcher Menschen. Als wir ihn gelesen hatten, konnten wir uns nicht von der Ueberzeugung frei machen, daß der Verfasser, wenn er ein Mann ist, sich durch denselben dafür gerächt, daß er selber niemals getanzt oder tanzen gekonnt hat; oder daß er, wenn er dem schwachen Geschlecht angehört, indirekt darauf auf-

merksam macht, daß er beim Tanz von denjenigen, die dazu auffordern, zurückgesetzt worden ist; oder, um uns deutlicher auszudrücken, bei entsprechenden Gelegenheiten wenig oder niemals zu tanzen bekommen hat. Aus diesen und einigen anderen Gründen können wir dem absprechenden Urteil des Verfassers nicht beipflichten, und wir glauben im Namen des größeren oder wenigstens jüngeren Teils des schwachen Geschlechts zu sprechen, wenn wir seine Ansicht, d. h. die Verächtlichmachung des Tanzes im allgemeinen, und als integrierenden Teil desselben, des Walzers im besonderen, energisch zurückweisen."

„Die Jugend umfaßt eine kurze Spanne Zeit, und viel kürzer wie bei dem Mann ist sie bei dem Mädchen. Ein Mädchen, das gut tanzt und beim Tanzen durch eine gute Walzermelodie unterstützt wird, und mehr noch, wenn sie mit einem Mann tanzt, der ebenfalls in der Ausführung von Terpsichores Kunst bewandert ist und am meisten, wenn dieser Mann ihr nicht unangenehm ist, wird, solange die Musik rauscht und der Lampenschein des Festes um sie leuchtet, stets den Wunsch mit sich herumführen, daß das Leben, so wie es in diesem Augenblick ist, das ganze Leben über bleiben möchte. Sie wird diesen Wunsch bis zu der Ueberzeugung steigern, daß sie, wie sie jetzt empfindet, immer empfinden möchte; daß auch alle anderen ebenso empfinden möchten und daß das Leben, wie es ihr in dieser Minute erscheint, so sein müßte von Anfang bis zu Ende."

„Die Sorge ist eine Erscheinung, die man fürchtet und deshalb zu vermeiden trachtet. Goethe ging in seiner Furcht vor der Sorge und in dem Gedanken, daß seine Stimmung für lange voraus beeinträchtigt und verdüstert werden könnte, so weit, daß allein das Wort „Sorge“ in seiner Gegenwart niemals ausgesprochen werden durfte und er die Anwendung desselben in seinen Schriften peinlich vermied. Das war er, Goethe, der die Tragik liebte, weil sie in schönem, faltenreichen Gewande auftritt. Aber die Sorge, obgleich sie nicht selten die Mutter der Tragik ist, wenigstens der im bürgerlichen Leben, war ihm grundsätzlich verhaßt, weil ihr Gewand häßlich ist, ihre Farben grau und braun sind, und weil sie so eng verbunden ist, nicht nur mit der Kleinheit in den Menschen, sondern auch mit kleinen Menschen, deren Ansprüche in der Tiefe bleiben und dort unten Befriedigung suchen und finden. Kann man einem Mädchen verwehren, daß sie die kurze Spanne der Jugend und Sorglosigkeit, die ihr gewährt ist, verwendet, zu tanzen und sich des Tanzes zu freuen? Kann man ihr verdenken, daß sie in und durch diese kurze Mittagssonne sich Vorschuß nimmt auf das Grau und Trübe, das der lange Nachmittag bringt? Der Gedanke an diesen langen Nachmittag mit seinem Gefolge von Sorgen und Tränen wird zurückgedrängt durch homöopathische Kur, die darin besteht, daß sie den Nachmittag durch den Abend ersetzt, an dem sie tanzen darf. Und noch mehr wird dieser Gedanke verbannt dadurch, daß sie an diesem Abend

mehr noch wie andere Tänze den Walzer tanzt. Denn in dem Walzer gibt es nicht jene unästhetischen Auffälligkeiten wie zum Beispiel in der Polka. Man hört nicht das Aufstoßen der Füße der Tanzenden auf den Boden; die Bewegungen der Damenkleider sind keine Zuckungen, die an dem Körper auf- und absteigen, als wenn unsichtbare Hände an dem Kleide rissen. In der Melodie des Walzers wiegt sich etwas, schwebt etwas. Luft und Wellen haben mit ihrem Beispiel zu der Melodie beigetragen; sie zwingen die Linien und Bewegungen des Körpers und durch diesen auch die des Kleides, weich und schön zu werden. Und wer und das wird durch den Tanz im allgemeinen und durch den Walzer im besonderen, wie durch die Auffassung, daß das Leben sich an seinem Rhythmus ein Vorbild nehmen müßte, benachteiligt? Doch, wie gesagt, nur diejenigen, die nicht tanzen können und außerdem die Dunkelmänner, welche Welt und Leben durch eine schwarze Brille sehen. Die ersten müßten tanzen lernen und die zweiten das schwarze Glas in tausend Stücke schlagen und es durch weißes ersetzen."

„Ein Beleg dafür, daß, wir wollen nicht sagen, der Gedanke, wohl aber die unbewußte Empfindung von der Richtigkeit dessen, worüber wir uns eben verbreitet haben, in der ganzen Welt herrscht, ist darin gegeben, daß auf der ganzen Welt getanzt wird, unter Christen und Heiden, unter Weißen, Schwarzen, Gelben und Roten. Von ihren Sorgen flüchten sie in den Tanz. Wir sind eben in die Lage gekommen, den Namen

Terpsichore erwähnen zu müssen. Die Griechen, die alles wußten und konnten, warum hielten sie sich für verpflichtet, den Tanz unter die Regie einer Muse, einer Göttin zu stellen, die sich, ausgenommen das Ressort des Tanzes, um nichts anderes kümmern durfte? Wir sind davon überzeugt, daß, wenn Fräulein Terpsichore den Walzer gekannt, sie ihm in ihrem Repertoire die erste Stelle eingeräumt und eine Tunika getragen haben würde, in der mit Gold auf Weiß Walzermelodien eingestickt gewesen wären."

„Wir verdanken — wir in Riga — verdanken dem Walzer den Vorzug, daß gestern durch ihn eine Diagonale hergestellt wurde zwischen unserm Nordosten und dem fernen, sonnigen Südwesten. Wir wollen nicht auf den Schwarzhäupterball als solchen zurückkommen, weil derselbe bereits erschöpfend von allen Blättern Rigas und von Federn, die berufener sind wie die unsern, besprochen worden ist. Nur auf eine Einzelheit möchten wir hinweisen. Es ist diejenige, welche den Anlaß zu unserer heutigen, bescheidenen Leistung gegeben hat und der Wind gewesen ist, der bei Herstellung der obigen Ausführungen (es wird mit den Ausdrücken auf den etwaigen Leser aus Seemannskreisen Rücksicht genommen) in unsere Segel geblasen und unsere Flügel geregt hat."

„Diese Einzelheit, die wir glauben, nicht übergehen zu dürfen, ist der Walzer „Souvenir de Frontignan", von M. Duroc in Cette, der auf dem Ball getanzt wurde. M. Duroc hat den Herren Rigas seinen Wein

gesandt und mit demselben reichen Beifall geerntet. Wir glauben aber nicht zu viel zu sagen, wenn wir im Namen aller Damen Rigas und besonders der jüngeren, die an dem Ballfest teilgenommen haben, nachdrücklich erklären, daß für sie der genannte Walzer die Hauptnummer in dem reichhaltigen Festprogramm gewesen ist und „Souvenir de Frontignan" nach der begeisterten Aufnahme, die er gestern gefunden, nicht nur sicher sein darf, in allen Konzertgärten, sondern auch in den Familien heimisch zu werden. Ohne zu übertreiben, dürfen wir behaupten, daß M. Durocs Walzer gestern nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen war. Denn die Melodie, der Rhythmus und die mehr oder weniger versteckten Absichten und Hintergedanken von beiden wirkten auf die Tanzenden beiderlei Geschlechts derartig, daß viele Paare Liebespaare zu sein schienen und, bewußt oder unbewußt, sich den Empfindungen hingaben, die wir oben zu schildern versucht haben. Einige Herren, die, wenn sie früher tanzten, schwere Seestiefel oder über die Tanzschuhe Ueberschuhe, oder, wenn wir den mildesten Ausdruck gebrauchen, mit Doppelsohlen zu tanzen pflegten, schwebten gestern dank dem Walzer des M. Duroc mit einer Leichtigkeit und Geräuschlosigkeit dahin, als wenn sie sich Flügel unter die Füße gebunden hätten. Wir sprechen M. Duroc für seinen Walzer unseren aufrichtigen und begeisterten Glückwunsch aus und geben uns der Hoffnung hin, daß „Souvenir de Frontignan" nicht das einzige Souvenir

sein wird, durch das M. Duroc unter uns gegenwärtig bleibt."

„Ein nicht geringer Teil der Dankbarkeit der Damen Rigas ist auch demjenigen sicher, der uns die Gelegenheit verschafft hat, das Werk des M. Duroc in unserem Norden kennen zu lernen. Wir wissen aus glaubwürdiger Quelle, daß der liebenswürdige Vermittler und Ueberbringer der deutsche Schiffskapitän Herr Albrecht Duß ist, welcher im Frühjahr in Cette war und dort den gefeierten Komponisten persönlich kennen zu lernen das Glück hatte."

„Unser in diesen Zeilen niedergelegtes, an und für sich bescheidene Urteil wird für manche vielleicht weniger wertlos dadurch, daß wir bekennen, daß wir selber gestern nicht getanzt haben und überhaupt nicht tanzen können. Wir können uns also nur auf unser Gehör und Auge berufen und leider nicht auf das, was die Hauptsache ist: die Füße. Dadurch aber, daß wir mit den letzteren nicht beteiligt gewesen sind, ist der Beweis von unserer Unparteilichkeit gegeben und auf der Grundlage dieser Unparteilichkeit können wir das, was wir oben erklärt haben, mit roter Tinte unterstreichen." —

* * *"

Das Vorangehende wurde am zweiten Tage nach dem Schwarzhäupterball in der Wohnung von Dagmars Tante im Familienkreise vorgelesen, und zwar von Ebba Rustad, deren Stimme sich besser dazu eignete wie die von Dagmar.

Als sie geendet hatte, richteten sich aller Augen auf den alten Kiekbusch, der auch zu den Zuhörern gehört hatte.

Der zuckte die Achseln.

„Was soll das heißen, Herr Direktor?“ fragte Ebba aufgebracht.

„Nicht schlecht.“

„Nur „nicht schlecht“? Herr Direktor, Sie sind im Begriff, nicht nur Ihre Popularität, sondern auch Ihre Autorität einzubüßen!“

„Nicht schlecht. Im Gegenteil, sehr gut. Ich wußte, daß sie ein Feuilleton schreiben kann. Aber daß sie es gut kann, wußte ich nicht. Gebt her. Ich gehe an der Redaktion vorbei und werde es dort abgeben.“

„Sie hat sich gestern Abend gleich hingesetzt und bis tief in die Nacht geschrieben,“ erzählte Frau Bergström.

„Kann ich mir denken,“ sagte Kiekbusch trocken.

„Warum können Sie es sich denken, Herr Direktor?“ fragte Dagmar.

„In dem ersten Feuilleton ließ sie den Lübecker ertrinken. In dem zweiten hat sie ihn wieder aus dem Wasser gezogen. Sie verdient die Rettungsmedaille. Die Gelegenheit mußte benutzt werden. War doch Pflicht. Schade, daß er schon abgefahren ist. Wär' er hier geblieben, hätt' sie ihm morgen die Zeitung überreichen können.“

„Ich?“

„Dagmar wünscht doch, daß der Artikel anonym bleibt," sagte Frau Bergström.

„Für immer?" fragte Ebba.

„Ich wünsche was anderes," sagte Kiekbusch in seiner Weise. „Jetzt haben wir auch einen Vorwand, bei ihm an Bord zu gehen, auch wenn er selber nicht da ist. Die Erlaubnis, zu kommen, wann wir wollen, haben wir ja. Aber mit einem Vorwand ist doch besser. Wenn wir die Zeitung haben, können wir sagen, daß wir ihm etwas bringen, worüber er sich freut. Wir geben die Zeitung nicht, aber wir sagen es."

„Ich wußte nicht, daß der Herr Direktor so gewandt im Lügen wäre," sagte Dagmar.

„Sonntag gehen wir an Bord. Sie weiß nicht, daß ich so gewandt im Lügen bin?"

„Und so gern bereit dazu!"

„Das Beste in dem zweiten Feuilleton ist der Schluß. In dem Schluß sagt sie, daß sie in der Lobpreisung des Walzers gehört werden muß, weil sie nicht Partei ist, gar nicht mitgetanzt hat und sich alles von weitem angesehen hat. Besser kann es der abgefeimteste Journalist nicht machen. Ich lüge? Sie lügt, daß sich die Balken biegen! Ich nehme es also gleich mit. Auf der Redaktion werde ich zwanzig Freiexemplare vereinbaren. Die Hälfte verehren wir dem Lübecker. Die anderen schicken wir dem Kerl in Cette. Wenn es nichts hilft, schadet es auch nichts."

„Ja, wir schicken sie ihm mit den anderen Zeitungen, in denen der Ball besprochen wird," sagte Ebba. „Ka-

pitän Duß ſagte ja, daß der Franzoſe ihm den Walzer zu dem Zweck mitgegeben hat, damit der Walzer hier bekannt wird. Kapitän Duß hat ihm verſprechen müſſen, ſich dafür zu intereſſieren, und es ſchien ihm auch daran gelegen zu ſein, Wort zu halten."

„Ja, es war ihm daran gelegen," beſtätigte Dagmar.

„Deshalb hat dieſe ſich ja auch ſofort hingeſetzt und geſchrieben, daß der Kopf raucht!" rief Ebba.

„Haſt du den „Rauch" geſehen?" proteſtierte Dagmar.

„Noch eins," bemerkte Frau Bergſtröm. „Werden die Männer nicht ſagen, das muß ein tanzluſtiges Mädchen ſein, wenn nachher herauskommt, daß der Verfaſſer kein Mann iſt, ſondern ein Mädchen?"

„Noch mehr werden ſie ſagen, was muß die lügen können, wenn ſie den Schlußſatz unter die Lupe nehmen," höhnte Kiekbuſch.

Dagmar ſtreckte die Hand aus. „Herr Direktor, geben Sie mir das Feuilleton zurück!"

Kiekbuſch knöpfte den Rock, in deſſen Bruſttaſche er das Feuilleton geſteckt hatte, von oben bis unten zu.

„Wer ſoviel tanzt und lügt, bekommt keinen Mann!" Er ſchrie es.

„Ich will das Manuſkript!"

„Iſt ſchon auf der Redaktion. Manuſkripte werden von den Redaktionen grundſätzlich nicht zurückgegeben," ſchrie er lauter.

„Her mit dem Manuſkript!"

Er war schon an der Tür. „Sonntag gehen wir an Bord!“

3.

Einige Tage, nachdem Duß abgefahren war, kam Ordre, daß mit dem Löschen des „Rigel“ fortgefahren werden sollte.

Es ist schon gesagt worden, daß nur durch das mittschiffs liegende Großluk ausgeladen wurde. Die Weinfässer lagerten in Schichten übereinander. Das Löschen ging in der Weise vor sich, daß die im Vorderraum und Hinterraum liegenden Fässer nach der Mitte des Schiffs bis unter das Großluk gerollt und dort vermittelst der an Deck befindlichen Winsh nach oben befördert wurden. Die Leute, die im Raum tätig waren, waren Hafenarbeiter verschiedener Nationalitäten.

Die oberste Schicht Fässer und über die Hälfte der zweiten waren aus dem Vorderraum schon unter das Luk und nach oben befördert worden. Heute kamen die Fässer an die Reihe, die am weitesten nach dem Vorderteil des Schiffes zu lagen.

Jetzt waren dort noch sechs Fässer übrig, die, wie alle übrigen, in der Längsrichtung des Schiffes gestaut waren und die ganze Breite desselben einnahmen, die hier, in der Nähe des Bugs, nicht groß war. Um gerollt werden zu können, mußten sie erst gedreht werden, damit ihre Längsseite mit der Längsrichtung des Raumes quer wurde.

Die Fässer hatten alle dieselbe Größe und waren sehr schwer. Zur Verwunderung der Arbeiter machte das Drehen von vieren der sechs letzten keine Mühe. Bei allen übrigen waren sechs Mann nötig gewesen, um jedes Faß zu drehen, und vier, um es zu rollen. Bei diesen vieren aber genügte ein einziger. Und ebenso ging es mit dem Rollen. Das Faß folgte dem Anstoß und rollte von selber.

Sie klopften auf die Fässer. Die Erklärung dafür, daß dieselben so leicht waren, war nicht schwierig. Sie waren leer.

Lachend und lärmend und über den Zustand der Fässer Witze machend, kamen sie mit allen vieren zugleich unter dem Großluk an.

Hier legte einer, der zu diesem Zweck an dieser Stelle aufgestellt war, die Kette um das erste Faß herum und gab denen an Deck das Zeichen, dasselbe nach oben zu hieven.

Jetzt kam die Reihe an die, die oben an der Winsh arbeiteten, daß sie ihrerseits sich verwunderten, denn das Faß war so leicht, daß es ein zartes Fräulein hätte nach oben hieven können.

Auch an Deck wurde an die Fässer geklopft. Das Ergebnis war dasselbe, wie unten im Raum. Die Fässer waren so leicht, weil nichts drin war.

Wenn die Ladung flüssig ist und in Fässern aufbewahrt wird, pflegt jedes Schiff eine gewisse Anzahl von leeren Fässern in den Bestimmungshafen mitzubringen. Daß sie unterwegs auslaufen, ist darauf

zurückzuführen, daß sie in dem Abgangshafen schlecht gestaut wurden. Die Zwischenräume zwischen jedem einzelnen Faß sind zu groß oder die Zwischenlage von Holz nicht genügend gewesen. Wenn das Schiff während der Reise schweres Wetter gehabt und viel geschlengert hat, kommen diese Fässer los und arbeiten Tage und Wochen von Bord zu Bord oder gegeneinander. Das halten die stärksten Fässer nicht aus. Schiffe, die während der Winterstürme mit einer Petroleumladung über den Atlantik gehen, pumpen nach der Ankunft manchmal stundenlang klares Petroleum aus dem Kielraum.

Auch bei der Ladung des „Rigel", soweit sie bis jetzt gelöscht war, hatte man schon einige leere Fässer gefunden. Aber mittschiffs; und das war ganz natürlich, denn hier, wo das Schiff seine größte Breite hat, bietet sie den Fässern die beste Gelegenheit, ins Rollen zu kommen; diese hier trugen auch alle Kennzeichen, daß sie in erklärlicher Weise ausgelaufen waren.

Etwas anderes aber war es mit den vieren vorn am Bug. Die lagen so fest, daß sie garnicht rollen konnten. Es war ihnen auch anzusehen, daß sie nicht gerollt hatten.

Oben an Deck war ein Clerk des Herrn Alexei Jalu, der das Abladen dieses Teils der Ladung, welcher für seinen Chef bestimmt war, beaufsichtigte. Der Clerk besah sich die verdächtigen Fässer, ging auf den Kai, auf dem die nicht verdächtigen in Reih' und Glied

lagen, verglich beide Sorten und ließ den Steuermann Pohlmann rufen, damit dieser ebenfalls prüfen und vergleichen sollte.

Da gab es nicht viel zu prüfen.

Pohlmann sah auf den ersten Blick, daß die vier Fässer an der Querseite angebohrt waren. Derjenige oder diejenigen, die bohrten, hatten sich gar nicht die Mühe gegeben, die Spuren zu verwischen. „Das Bier folgt dem Zapfen," so heißt der bekannte Spruch, der an dem Portal des Schwarzhaupthauses in Stein gegraben ist. Aber nicht nur das Bier folgt dem Zapfen, sondern auch der Wein. Diejenigen, welche diese vier Fässer mit gutem Erfolg angezapft hatten, schienen geglaubt zu haben, daß, als kein Wein mehr herauskam, nicht nur der Zapfen, sondern auch das Bohrloch überflüssig war und kein Interesse mehr verdiene. Für so überflüssig und uninteressant hatten sie beides gehalten, daß sie es nicht der Mühe wert gehalten hatten, das Loch unsichtbar zu machen oder wenigstens zuzupfropfen. —

Gleich, nachdem unter Zuziehung der Steuerbeamten ein Protokoll über die Angelegenheit aufgenommen war, kam die Mittagspause.

Es war noch nicht festgestellt, ob die vier Fässer schon in Cette ausgetrunken und leer an Bord gekommen waren. Pohlmann benutzte die Mittagspause, um sich für seine Person schon jetzt darüber Aufklärung zu verschaffen.

Er stieg in den Raum, kam wieder nach oben, stieg in das Kabelgatt und kam ebenfalls wieder nach oben, aber dieses zweite Mal erst dann, als er lange Zeit unten geblieben war.

Hier an Bord war keiner, den er hätte verhören können. Denn die ganze Crew war gleich nach Ankunft abgemustert und nach Memel gefahren.

Was er aber im Raum und nachher im Kabelgatt gesehen hatte, war ebenso viel wert wie ein erfolgreiches Kreuzverhör und sogar wie ein offenes Geständnis.

Das Kabelgatt ist in jedem Schiff das kleine Gelaß, in dem die Trossen, Talgen, Blöcke und das Reservetauwerk aufbewahrt werden, die zu der Ausrüstung gehören. Dieser kleine Raum befindet sich nicht bei allen Schiffen an derselben Stelle; bei allen aber liegt er unter Deck und gewöhnlich ganz vorn am Bug.

So war es auch bei „Rigel". Das Kabelgatt war durch ein senkrechtes Querschott von dem Laderaum getrennt; man stieg durch ein eigenes, kleines Luk über eine Treppe in dasselbe hinunter.

Das Querschott bestand aus dünnen Brettern.

Auch an diesen Brettern hatten sich die fröhlichen Zecher gar nicht die Arbeit gemacht, die Havarie so weit zu reparieren, damit nicht schon auf den ersten Blick zu sehen war, wie sie an die Ladung herangekommen waren. Sie hatten die schwachen Planken quer über das Schiff in langer Reihe ausgetrieben und

jede nach unten geklappt wie eine Tür. Bevor sie nach Memel verdufteten, hatten sie diese Türen nicht etwa wieder zugenagelt oder irgendwie geschlossen, sondern sie nur angelehnt und Tauwerk davor angehäuft.

Eine Handbreit jenseits von dem zertrümmerten Querschott lachte der runde Boden der Weinfässer. Den hatten sie angebohrt und sich aus dieser geringen Entfernung den Wein direkt in die Gurgeln oder in die Pützen plätschern lassen. So bequem hatte es nicht einmal der Zwerg Perkeo am Heidelberger Faß gehabt.

Jetzt war also das Rätsel gelöst über den Weg, auf welchem diese Brüder sich so vielen Wein verschafft hatten, daß sie unterwegs immer betrunken waren. Durch die drei Luken war es mit Annäherungsversuchen an die Ladung nicht gegangen. Die Quelle befand sich im Kabelgatt. Einen von diesen Brüdern hatte das Vergnügen des Zechens das Leben gekostet. Aber die übrigen saßen jetzt in Memel im Wirtshaus und erzählten von dem Streich, den sie auf „Rigel" dem Kapitän gespielt hatten, wie von der schönsten Erinnerung ihres Lebens. Der Zimmermann würde derjenige sein, der von allen am meisten zu erzählen hatte. Denn er war es gewesen, der die Planken ausgetrieben, die Fässer angebohrt, Krahn und Zapfen gezimmert und stets am besoffensten gewesen war. —

Die Mittagspause war noch nicht zu Ende, als der Clerk zurückkam, und zwar in Begleitung seines Prinzipals und der Vertreter verschiedener Behörden.

Sie wollten den Vorderraum sehen. Pohlmann durfte ihnen nichts verschweigen. Sie stiegen in den Vorderraum und später auch in das Kabelgatt. —

„Hoffentlich läßt sich alles in Güte abmachen," sagte Herr Jalu zu Pohlmann.

4.

Es war Sonntag nachmittag. Kiekbusch kam mit Dagmars Tante und den beiden Mädchen am Hafen an.

„Ja," sagte Frau Bergström, „so vielen Flachs habe ich in Riga noch nicht gesehen. Seht euch doch das auf der anderen Seite der Brücke an. Die Düna scheint festes Land geworden zu sein. Man kann über die Flachskähne von einem Ufer zum andern gehen."

„Die Düna scheint an Unverdaulichkeit zu leiden," verbesserte Ebba. „Wenn es oberhalb stark regnet, kann es hier unten zu einer Ueberschwemmung kommen, weil die Kähne das Wasser nicht durchlassen."

„Dazu kann es kommen. Aber seht ihr das Schiff hier? Ist es nicht das Schiff, das wir suchen? Ja, es ist das, das wir suchen. Auf dem Namensbrett steht „Rigel". Mehr wie einen „Rigel" wird es zurzeit doch nicht in Riga geben."

Sie war stehen geblieben und die übrigen taten es ebenfalls.

„Ja, das wird das Schiff sein," bestätigte Kiekbusch.

„Es soll ein Hamburger Schiff sein," fuhr die Dame fort. „Es ist das erste Mal, daß ich ein Hamburger Schiff sehe. Herr Direktor, woran sieht man, daß es aus Hamburg ist?"

Der alte Kiekbusch war über die Antwort, die man von ihm verlangte, in Verlegenheit. „Dort gebaut," rief er aus. „Jetzt gehört es zu Memel. Wenn es noch für Hamburg segelte, wäre es nicht hier."

„Warum nicht hier?" fragte Ebba. „Ist Riga nicht groß genug?"

„Für die Hamburger nicht. Die sehen mit einem Aug' nach Ostindien, mit dem anderen nach Südamerika. Den „Rigel" verkauften sie, weil sie ihn nicht mehr brauchen konnten."

„Ich sehe nichts Apartes an diesem Schiff," bemerkte Frau Bergström, nachdem sie sich den „Rigel" eine halbe Minute lang angesehen hatte. „Wie ein Schmuckkästchen sieht es nicht aus. Das soll natürlich nicht heißen, daß es unsauber ist."

„Wie ein Schmuckkasten aussehen kann es auch gar nicht," sagte der alte Kiekbusch trocken.

Sie sahen ihn an.

„Wie soll es ein Schmuckkästchen sein, da der Schmuck nicht drin ist. Der Kapitän ist nach Memel gefahren!"

Sie lachten und drehten die Köpfe nach Dagmar. Die wurde etwas rot und drehte sich fort.

„Gehen wir an Bord, Herr Direktor?" fragte Ebba.

„Es sieht auch gar nicht aus, als wenn etwas besonderes darauf zu sehen ist," wandte Frau Bergström ein.

„Wir sind aber doch an den Hafen gegangen, um an Bord zu gehen," sagte Ebba ungeduldig. „Herr Direktor, gehen wir an Bord?"

„Und wenn wir entern müßten!"

„Erst müssen wir Erlaubnis bekommen," mahnte die ältere Dame.

„Wir entern," wiederholte Kiekbusch.

„Das wird vielleicht nötig sein. Denn der, der auf dem Verdeck auf und ab geht, sieht gar nicht so aus, als wenn er für Besuche begeistert ist!"

„Herr Direktor, wollen Sie den fragen, der auf dem Verdeck ist?" bat Ebba.

Beide meinten Pohlmann, der mittschiffs in der Kuhl auf und ab ging, weder rechts noch links sah, und in diesem Augenblick allerdings ein Gesicht hatte, das nicht einladend war.

Kiekbusch räusperte sich so laut, wie er konnte.

Aber die Gedanken Pohlmanns waren derartig, daß er auch für diesen Kanonendonner nicht zu haben war.

Kiekbusch trat so nahe an den Rand des Kais, daß er beinahe in das Wasser fiel.

„Verzeihung, mein Herr!"

Der Gedankengang Pohlmanns wurde unterbrochen. Er drehte den Kopf und sah, daß Leute da waren.

Die Unterbrechung war angenehm. Erstens deshalb, weil dort einer stand, der ihn mit „mein Herr" an-

geredet hatte, an welche Anrede, wie gesagt, Steuerleute nicht gewöhnt waren.

Noch viel angenehmer aber berührte es ihn, daß diese schmeichelhafte Anrede aus einer Gruppe kam, wie sie nicht weit von ihm auf dem Kai stand. Donnerwetter, es gab wirklich hübsche Mädels in Riga!

Er kam dicht an die Schanzkleidung heran.

„Womit kann ich dienen?“

„Ist dieses Schiff hier das des Kapitäns Duß?“

„Dasselbe. Kapitän Duß ist aber nicht an Bord.“

„Wir wissen, daß er nach Memel gefahren ist. Haben Sie schon Nachricht darüber, wann er zurückkommen wird?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Wir sind gute Bekannte von Ihrem Kapitän. Schade, daß er noch nicht zurück ist. Wir haben ihm etwas mitzuteilen, worüber er sich gefreut hätte.“

Pohlmann, der angesichts der Gruppe ein anderes Gesicht bekommen hatte, bekam wieder das verdrießliche von früher.

„Ich habe gestern an ihn geschrieben. Wenn ich gewußt hätte, daß es für ihn etwas Erfreuliches gibt, hätte ich es hinzufügen können. Vielleicht darf ich davon erfahren. Ich kann ja heute noch einmal an ihn schreiben.“

„Geht leider nicht. Ist für ihn allein bestimmt.“

„Ah so.“

„Dieses Schiff ist ursprünglich aus Hamburg?“

„Jawohl, aus Hamburg.“

Der alte Kiekbusch fingierte nautische Sachkenntnis. Er sah mit Blicken, denen er den Ausdruck von Kennerblicken zu geben versuchte, bald nach dem Bug, bald nach dem Heck, bald nach den drei Mastspitzen.

Ebba half ihm. Sie hob sich auf den Fußspitzen und versuchte über die hohe Schanzverkleidung zu sehen. „Wie mag es an Deck aussehen?“

„Sie dürfen sich nicht wundern, mein Herr,“ sagte Kiekbusch. „Wir haben noch niemals ein Hamburger Schiff gesehen.“

Pohlmann faßte sich ein Herz. „Wenn die Herrschaften überkommen wollen — obgleich es hier nicht viel zu sehen gibt!“

„Ob wir annehmen?“ fragte Ebba die ältere Dame.

„Gut, da es uns so liebenswürdig angeboten wird, können wir uns das Schiff einmal von innen ansehen.“

„Ja, etwas Neues sieht man immer,“ stimmte Dagmar bei.

„Gut, vorwärts,“ kommandierte Kiekbusch.

„Vorwärts,“ sagte auch Frau Bergström, die etwas beleibt war und die sich, schon bevor die Aufforderung, an Bord zu gehen gemacht war, mit der Frage beschäftigt hatte, wie sie auf der Leiter nach oben kommen sollte, die mittschiffs von dem Bollwerk zu der Reling hinaufführte.

Es ging alles gut. Vorn war ihr Pohlmann behilflich, hinten die beiden Mädchen.

Jetzt standen alle an Deck und sahen sich um.

„Also ein wirklicher Hamburger," wiederholte Kiekbusch.

Er sah wieder nach vorn, nach hinten und, da er nicht noch einmal nach den Masten sehen wollte, nach den Decksplanken unter seinen Füßen.

Damit war sein Vorrat an Sachverständigkeit zu Ende.

Ebba half auch diesmal.

Sie entdeckte die kleine Kanone neben dem Kajüteneingang und sprang hin.

Wenn Mädchen etwas sehen, für das sie sich schon aus Hörensagen interessiert haben, sie es aber nicht umfassen können, weil es zu groß ist, es auch nicht streicheln und küssen können, weil die Natur des Gegenstandes derartige Liebkosungen ausschließt, sie aber eine Kundgebung der Sympathie für unerläßlich halten, so betätigen sie dieselbe dadurch, daß sie sich auf den Gegenstand hinaufsetzen.

Nachdem Ebba bei der Kanone angekommen war, setzte sie sich hinauf.

„Croupe, Croupe, Croupe! Ist die hier die Croupe?"

Dagmar wollte sich ebenfalls hinaufsetzen. Es war aber auf dem kleinen Sofa für zwei nicht Platz.

Ebba zeigte mit dem Sonnenschirm nach Steuerbord. Dort, an dem entgegengesetzten Ende des Kajütenschotts und nicht weit von der Schanzkleidung, stand die andere Kanone.

Dagmar flog hin und setzte sich ebenfalls.

Sie trugen helle Sommerkleider, die sich auffallend von den schwarzen Kanonen und schwarzen Lafetten abhoben. Beide sahen glücklich aus, als wenn sie sich niemals wohler gefühlt und niemals weicher gesessen hätten wie auf dem harten Eisen.

„Croupe, Croupe? Ist dieses die berühmte Croupe?“ wiederholte Ebba.

Pohlmann lachte. „Jetzt sehe ich, daß die Herrschaften gute Bekannte von Kapitän Duß sein müssen. Er scheint Ihnen erzählt zu haben, was mit unseren Kanonen in Cette passiert ist!“

„Monsieur Anatole Duroc, Lette, Rue de Perpignan 3, la France,“ bestätigte Dagmar.

„Jawohl, so hieß der Franzose.“

„Also jetzt ist Kapitän Duß in Memel,“ begann Ebba von ihrem Sofa her. „Sie sind gewiß sein Herr Steuermann. Sind Sie schon lange an Bord?“

„Jawohl. Bald drei Jahre.“

„Weil Ihr Kapitän mitten durch die Franzosen gesegelt ist, wird sein Herr Reeder sicherlich dafür sorgen, daß er den Schwarzen Adlerorden bekommt!“

Pohlmann wurde wieder verdrießlich. „Vielleicht auch nicht.“

„Obgleich sein Schiff das einzige ist, das trotz des Krieges aus der Ostsee dorthin segelte?“ fragte Dagmar aus der Ferne.

„Eine Anerkennung hat er doch verdient,“ stimmte auch Frau Bergström bei.

„Meine Damen, gewöhnlich wird aber das Verdienst nicht belohnt. In jener Gegend müssen sie erst mit der Nase darauf gestoßen werden, wenn sie begreifen sollen, daß jemand etwas wert ist. Manchmal hilft auch das nicht."

„Kommt auch hier vor," brummte Kiekbusch.

Dagmar räusperte sich. „Sie sagten vorhin, daß Kapitän Duß grade jetzt eine angenehme Nachricht brauchen könnte. Darf man wissen, warum grade jetzt?"

Pohlmann zögerte. Aber die Geschichte mit den vier leeren Weinfässern hatte schon in allen Zeitungen gestanden. Er verriet kein Geheimnis, wenn er darüber sprach.

Er erzählte.

„Ich hätte ihm gern nichts davon geschrieben. Es war aber meine Pflicht. Er mußte alles wissen, da man ja nicht weiß, was daraus entstehen kann."

„Hängt für Kapitän Duß etwas davon ab?" fragte Frau Bergström.

„Der Empfänger verlangt, daß ihm der Wein ersetzt wird. Im besten Fall gibt es Aerger und Scherei."

„Und im schlechtesten?" fragte Dagmar.

Pohlmann hob die Schultern. „Wenn der Reeder nicht zahlen will, aber das Gericht entscheidet, daß gezahlt werden m u ß —"

„Glauben Sie, daß der Reeder den Kapitän bezahlen lassen könnte?" fragte Kiekbusch.

Pohlmann hob die Schultern noch höher. „Ich weiß nicht.“

„Wie viel kann die Geschichte kosten?“

„Der Empfänger verlangt hundertfünfzig Rubel.“

„Und diese Dreckerei will der Reeder nicht bezahlen?“

„Für den ist es keine Dreckerei. Und wenn Kapitän Duß bezahlen muß, für den ist es erst recht keine Dreckerei!“

Die beiden Mädchen schlugen die Augen nieder.

„Und bezahlen wird er, auch wenn er nicht muß!“

Sie schlugen die Augen wieder auf.

„Ist Kapitän Duß vermögend?“ fragte Frau Bergström.

„Lebt von seiner Gage.“

„Der Kerl in Memel würde sich trotzdem nicht schämen?“ brach Kiekbusch los.

Pohlmann hob zum dritten Mal die Schultern. „Bevor sich jemand schämt, muß er erst dafür beanlagt sein!“

„Aber er hat keine Anlagen?“

„Diese nicht. Sie haben eben „Kerl“ gesagt. Das ist die Bezeichnung, unter der er in Memel herumläuft.“

Die beiden Mädchen auf den Kanonen waren still geworden. —

Pohlmann nötigte die Herrschaften in die Kajüte und setzte ihnen Mandelkuchen, Feigen und süßen Wein vor.

5.

Duß hatte den Kopf in die Hand gestützt und brütete über einem geöffneten Brief, als er zu seinem Reeder gerufen wurde.

Der empfing ihn mit einem gewissen Lächeln.

„Na, da sind Sie ja. Kommen Sie mal her, Kapitän Duß. Waren Sie nicht der Meinung, daß Sie trotz des Krieges mit Ihrem Schiff gut abgeschnitten hätten?“

„Was Sie mir vor acht Tagen darauf antworteten, war derartig, daß es mir bis heute nicht in den Kopf gegangen ist,“ sagte Duß kurz.

„Ich glaubte, Sie würden weniger Zeit dazu brauchen. Haben Sie den Brief bekommen, den ich Ihnen heut' morgen schickte? Er war aus Riga und schien von Ihrem Steuermann zu sein.“

„Ja, ich habe ihn bekommen.“

„Auch gelesen?“

„Selbstredend.“

„Dann können Sie sich wohl den Zusammenhang denken zwischen dem, was in dem Brief steht und warum ich Sie habe rufen lassen. Ich habe auch einen Brief aus Riga erhalten. Der meinige ist von einem Herrn Alexander Jalu, dem Empfänger von einem Teil der Ladung, ebendaselbst. Beide Briefe werden wahrscheinlich denselben Gegenstand betreffen. Ein gutes Geschäft soll das vom letzten Jahr gewesen sein? Ich hab' es Ihnen ja schon gesagt, was Sie

nicht alles für „gut“ halten! Und jetzt auch noch diese Bescherung!“ Er lachte laut auf. „Na, was steht in Ihrem Brief?“

„Mein Steuermann schreibt mir, daß beim Löschen im Vorderraum vier Fässer gefunden sind, in denen nichts drin gewesen ist.“

Der Reeder lachte. „Weil es wo anders drin gewesen sein wird! Wo es drin gewesen sein wird, brauch' ich Ihnen kaum zu sagen. Ihre Leute sollen in Riga bis zum letzten Augenblick besoffen gewesen sein. Hier in Memel wird gesagt, daß sie halb besoffen hier angekommen sind. Die Kerls sollen öffentlich damit renommiert haben, daß sie mit der „Erfrischung“, die sie in Riga mitnahmen, bis Memel ausgekommen sind. Wenn sie von ihrem Schiff sprechen, dann nennen sie es immer „Restauration“ oder „Wirtshaus“, wo jeder Seemann sich billig verproviantieren kann, weil dort gute Getränke umsonst zu haben sind. Zuerst hielt ich alles für Unsinn und dummes Gerede. Jetzt aber, nachdem die Briefe gekommen sind, kann ich sehen, daß wirklich etwas dahinter steckt. Und nicht wenig. „Restauration“ und „billiges Wirtshaus“! Gut, nicht wahr?“ Er lachte zum dritten Mal.

„Tut mir leid, daß Sie mein Schiff so nennen,“ sagte Duß verstimmt.

„Sollte Ihnen lieber in einem andern Sinn leid tun!“

„In welchem andern?“

„Mein Gott! Wozu hat man einen Kapitän an Bord, wenn er ruhig zusieht, daß unterwegs die halbe Ladung ausgesoffen wird!“

„Wer hat zugesehen?“

„Für mich ist es, als wenn Sie zugesehen haben!“

„Der Kapitän kann nicht überall sein!“

„Zeit genug hat er dazu. Und wenn er selber nicht überall sein kann, dann hat er einen Steuermann, der für ihn die Augen aufmacht. Den Steuermann, den Sie haben, möcht' ich mir gern mal aus der Nähe ansehen. Also er hat Ihnen geschrieben —?“

„Daß vier Fässer leer gewesen sind.“

„Und zwar angebohrt, und weil der Zweck des Anbohrens kein anderer zu sein pflegt, ausgesoffen. Ihre Kerls scheinen sich darauf gelegt zu haben, die Nagelprobe zu machen!“

Duß zuckte die Achseln.

„Lieber Kapitän Duß, mit Achselzucken ist die Sache nicht aus der Welt geschafft. Wer bezahlt?“

„Wird Entschädigung verlangt?“

„Soll sie nicht? Ist den Leuten ja auch gar nicht zu verdenken! Wenn man es mit mir so gemacht hätte, würde ich sie auch verlangen. Der Empfänger will hundertfünfzig Rubel haben.“

„Werden Sie sie ihm geben?“

„Die gibt der, der die Verantwortung trägt!“

„Damit wollen Sie sagen —“

„Die Verantwortung hat der Kapitän!“

„Ich?“

„Wer anders? Sie sehen also, Kapitän Duß, daß das Geschäft im Vorjahr nicht so glänzend ausgefallen ist, wie Sie annehmen. Nicht glänzend für mich und für Sie, wie es scheint, noch weniger wie nicht glänzend!“

„Also wenn der in Riga auf Entschädigung besteht, wollen Sie mich wirklich bezahlen lassen?“

„Wenn Sie zurzeit hundertfünfzig Rubel nicht liegen haben, werde ich sie bezahlen und auf Ihr Konto setzen. Von der Gage will ich Ihnen nichts abziehen. Ich hoffe, daß Sie im nächsten Jahr so gut fahren, daß ich das Ausgelegte bald liquidieren kann. Ob ich Sie wirklich bezahlen lassen will? Was soll das „wirklich“? Sie scheinen in einer ganz eigentümlichen Welt zu leben, weil Sie das ganz Selbstverständliche wieder in Frage stellen!“

„Herr Freudenreich, welcher Reeder läßt seinen Kapitän bezahlen, wann an der Ladung 'mal nicht alles in Ordnung ist?“

„Wer? Alle. Und wenn es die übrigen nicht tun, bin ich der erste. Wenn die in Hamburg und Bremen es anders machen, dann können sie es halten, wie sie wollen. Nach denen können wir uns hier nicht richten. Aber sie machen es nicht anders. Fällt ihnen nicht im Traum ein.“

„Herr Freudenreich, solange ich bei Ihnen bin, habe ich gut gefahren, habe mit meinem Schiff niemals Havarie gemacht, niemals ein Segel verloren —“

„Und haben während des Krieges die Reise von

Finnland nach Gibraltar gemacht. Denn darauf sollen all diese Redensarten wieder ausgehen. Ich habe Ihnen ja schon meine Meinung darüber gesagt, was ich von dieser Reise halte. Außerdem ist einmal keinmal. Jetzt haben wir auf Jahrzehnte mit Frankreich Frieden. Wenn wieder einmal eine Gelegenheit kommt, unter gleichen Umständen Gibraltar anzulaufen, sind wir alle längst tot. Sie wollen also nicht bezahlen?"

„Sie wollen erwägen. Wenn das herumkommt!"

„Machen Sie mich so schlecht, wie Sie wollen. Gehen Sie hier in alle Kneipen und sagen, das und das ist mir mit meinem Reeder passiert —"

„Das würde ich niemals tun!"

„Und wenn Sie es täten! Glauben Sie, Kapitän Duß, daß ich keinen andern finde, wenn Sie nicht länger für mich fahren wollen?"

Der Reeder sah ihn an und lächelte.

Duß biß die Zähne zusammen. Der Kerl hatte Recht.

„Hundert," murmelte er.

„Sehen Sie!"

Duß hatte in Riga Hoffnungen, die sich niemals erfüllen würden, wenn er sein Schiff aufgab. Ohne Schiff bleiben hieß für ihn überhaupt hier in Memel bleiben.

„Sie wollen nicht zahlen?"

Duß biß die Zähne noch einmal zusammen. „Ja, ich will."

„Sehen Sie, Sie sind ein vernünftiger Mann!"

6.

Duß befand sich auf der Rückreise nach Riga. Je näher er bei der Hinreise an Memel kam, desto unbestimmter war seine Laune geworden; sie wurde um so bestimmter, je mehr er sich von Memel entfernte. Unbestimmt, das heißt schlechter, bestimmter, das heißt besser. Riga ist kein Schiras, keine Rosenstadt. Trotzdem wurde es mit der größeren Nähe Rigas in ihm wieder rosiger. Es waren nicht mehrere Rosen, welche diese Wandlung in ihm herbeiführten, sondern eine einzige: die von Runö.

Auf der zweitletzten Station vor Dünaburg stiegen einige in sein Abteil, die sagten, daß in Riga Großfeuer sei. Das ließ ihn gleichgültig. Es war selbstverständlich, daß in einer großen Stadt alle Tage Feuer auskam. Auch diejenigen, die davon sprachen, taten es ohne besonderes Interesse für die Sache und hörten bald davon auf.

Es kam die letzte Station vor Dünaburg. Unter denen, die auf dem Perron waren, und anderen, die ebenfalls einstiegen, war abermals von dem Feuer in Riga die Rede. Es wurde diesmal allgemein und viel lebhafter davon gesprochen. Es sollte ein sehr großes Feuer sein. Schon seit gestern mittag brannte es. Also seit etwa vierundzwanzig Stunden. Und zwar im Hafen. Wasser war genug da, aber kein Löschgerät. Das könne noch bis morgen und übermorgen dauern und so lange, bis es nichts mehr zum Verbrennen gäbe.

Auch jetzt blieb Duß ruhig.

Denn auch ein sehr großes Feuer war in einer Stadt wie Riga nichts außerordentliches. Da es, wie diese sagten, so lange dauern könnte, bis nichts Verbrennbares mehr vorhanden war, schloß er daraus, daß der Brand lokalisiert war. Wenn trotz des vielen Wassers keine Spritzen da waren, so hatten die Leute in Riga daran Schuld.

In Dünaburg selber war auf dem Bahnhof große Aufregung. Viele waren eben von Riga gekommen und ebenso viele wollten dorthin. Alle sprachen von dem Brande. Duß hörte einen, der nicht von dem Feuer am Hafen sprach, sondern von dem Feuer im Hafen. Ein anderer sagte, daß der, der das angesehen hätte, denken müßte, daß nicht nur der Hafen in Brand stände, sondern die ganze Stadt. Ein dritter bemerkte, gestern hätten sie zu viel Flachs gehabt, morgen wahrscheinlich zu wenig. Denn da es vom Hafenholm bis zum Lübecksholm brenne, brenne alles, was da sei.

Duß war aufmerksam geworden, gleich darauf unruhig und endlich ebenfalls aufgeregt.

Der Zug fuhr ab.

Ein Herr, der ihm gegenübersaß, las gespannt die Rigaische Zeitung. Als die Spannung des Fremden nachgelassen hatte, bat er sich die Zeitung von ihm aus.

Vorgestern nacht war auf den Flachskähnen, die stromaufwärts hinter der Floßbrücke lagen, Feuer ausgekommen. Das Feuer hatte sich mit dem Winde

rasch stromabwärts verbreitet. An Material hatte es nicht gefehlt, da die Kähne dicht nebeneinander lagen und sich nicht von der Stelle bewegen konnten. Der Feuerherd umfasse die ganze Breite der Düna, also etwa sechshundert Meter. Auch die Floßbrücke war zum großen Teil in Flammen aufgegangen und das Feuer hatte sich, nachdem es dieses letzte Hindernis genommen, bis in den eigentlichen Hafen ausgedehnt. Ein französischer Dreimastschoner und ein amerikanischer Schoner, die hier lagen und Flachs luden, waren ebenfalls verbrannt. Außerdem waren bis jetzt an der äußeren Seite der Floßbrücke sechzehn Barken verbrannt.

Duß las noch einmal, gab die Zeitung zurück, zog das Taschentuch und trocknete sich die Stirn.

Es handelte sich um den berühmten Hafenbrand von Riga im Sommer 1871, der, obgleich er an sich gewaltig war, durch Uebertreibung noch gewaltiger gemacht worden ist. Wegen der Krümmung der Erdoberfläche ist es unmöglich, daß das Feuer über eine bestimmte Entfernung hinaus sichtbar wird, ebenso der Feuerschein am Nachthimmel. Trotzdem behauptete damals der Leuchtturmwärter zu Brüsterort in Ostpreußen, daß er aus dem Dunkelrot des Himmels in Nordost bestimmt darauf geschlossen hätte, daß in der Gegend von Riga Feuer sein müßte.

Duß rechnete aus.

In der Zeitung hatte gestanden, daß der amerikanische Schoner und der französische Dreimastschoner,

die unweit der Brücke Flachs luden, verbrannt seien. Ein Irrtum konnte es nicht sein. Er selber hatte die beiden Schiffe gesehen und wußte, wo sie lagen, als er nach Memel gefahren war. Wenn sie noch an derselben Stelle gelegen hatten — und sie mußten noch dort liegen, denn als er von Riga abreiste, hatten sie mit dem Laden erst angefangen — dann ging es gar nicht anders, sie mußten verbrannt sein.

Längsseit von einem der beiden Schiffe, die jetzt nicht mehr existierten, mußte seine eigene Bark „Rigel" gelegen haben. Hatte Pohlmann in seinem letzten Brief nach Memel nicht geschrieben, daß „Rigel", selbst mit Erwägung aller Saumseligkeiten um die und die Zeit leer werden mußte und daß er dann mit dem Schiff sofort längsseit von dem Amerikaner holen würde?

„Rigel" hatte also neben den Amerikaner geholt und war mit ihm verbrannt.

„Hoffentlich bekommen wir auch noch etwas von dem Feuer zu sehen," sagte der ihm gegenüber, als Duß ihm die Zeitung zurückgab.

„Ja, so was bekommt man nicht alle Tage zu sehen," antwortete Duß heiser.

Der andere sah ihn an. „Haben Sie bei dem Brande vielleicht auch etwas verloren?"

„Woraus schließen Sie darauf?"

„Weil Sie nicht mehr ganz so aussehen wie vorher. Nicht wahr, meine Herren, der Herr sieht bleich aus?"

Duß drehte den Kopf nach dem Fenster, um nicht mehr belästigt zu werden.

Die Zeitung hatte von sechzehn Barken gesprochen, die bisher verbrannt waren.

Sechzehn? Wie war das möglich gewesen? Als er von Riga abreiste, war sein „Rigel“ die einzige Bark, die es auf der Düna gab. Sollten während der wenigen Tage, die er sich in Memel aufgehalten hatte, so viele große Schiffe nach Riga gekommen sein? Sechzehn? Und noch dazu alle mit Barktakelage? Denn von Briggs und Vollschiffen und anderen Schiffsgattungen war in der Zeitung nicht die Rede gewesen.

Was in ihr stand, war unwahrscheinlich. Er konnte es sich nicht erklären.

„Jetzt sehen Sie wieder etwas besser aus,“ bestätigte der Herr von vorhin wieder.

Vorletzte Station vor Riga.

„Brennt es noch immer?“ fragte Duß einen, von dem er sah, daß derselbe eben aus dem von Riga kommenden Zuge ausgestiegen war.

„Weil nichts mehr zum Brennen da ist, kann es nicht mehr brennen.“

„Ist es wahr, daß sechzehn Barks verbrannt sind?“

„Bloß sechzehn? Einer, der sie gezählt hat, sagte, daß ein paar hundert verbrannt sind!“

Duß sah dem Mann nach.

Ein paar hundert Barkschiffe in Riga? Das war ein offenbarer Unsinn. So viele Barks zu gleicher Zeit lagen ja nicht einmal in Welthäfen, wie Neuyork,

London und Hamburg! Und nun sollten sie auf einmal in Riga liegen?

Er machte Bilanz.

Mit dem Kerl in Memel hatte er beinahe Krach gehabt, weil der wollte, daß der ausgetrunkene Wein aus der Tasche des Kapitäns bezahlt werden sollte. Er war darauf eingegangen, damit der Kerl ihm nicht das Schiff fortnähme. Wenn jetzt sein Schiff verbrannt war, dann hatte er nicht nur das Geld verloren, sondern auch das Schiff.

7.

Eine Feuersbrunst ist ein großartiges Schauspiel bei Tage wie in der Nacht. Aber mögen die Umstände, unter denen sie ausbricht und sich fortpflanzt, auch noch so außerordentlich sein, so übt sie auf den Zuschauer doch nur dieselbe Wirkung aus, wie ein schönes Gemälde. Wenn er es eine Stunde betrachtet hat, wird er müde und das Bild wird langweilig.

Ebenso ging es der Rose von Runö und der Lilie von Helsingfors. Beide hatten sich das Feuer schon gestern vormittag angesehen. Dann noch einmal gegen Abend. Nachdem sie die Nacht über gut geschlafen und später gut gefrühstückt hatten, waren sie zum dritten Mal an den Hafen gegangen und hatten das Schauspiel an demselben in Empfang genommen wie den Nachtisch zu dem Frühstück.

Die Bemerkungen, die sie gestern und heute über das Feuer machten, waren dieselben, wie sie alle Ein-

wohner von Riga machten, welche, wie Rose und Lilie, durch das Feuer nichts zu verlieren oder gewinnen hatten. Die Meinung von Rose und Lilie über die Großartigkeit und Schönheit des Schauspiels war sogar eher zustimmend wie absprechend, obgleich sie das nicht laut und öffentlich sagten.

Jetzt, nachmittags, waren sie zum vierten Male an den Hafen gegangen. Aber die Hauptsache war zu Ende. Die Bündel und Fetzen brennenden Flachses, die, der Strömung folgend, auf der Düna abwärts trieben und die schwarzen und gelben Rauchschwaden, die oben in derselben Richtung segelten, waren nicht des Anstaunens wert. Die beiden sahen es sich nur fünf Minuten an und benutzten dann ihre Anwesenheit in dieser Stadtgegend, um in der Nähe Besuche zu machen.

Als sie unterwegs waren, kam eine Droschke um die Ecke gefahren.

Ebba kehrte sich um und sah ihr nach. Dagmar aber schien nichts Auffälliges darin gefunden zu haben, daß eine Droschke vorbeikam; sie sah gerade aus und setzte ruhig ihren Weg fort.

„So still?“ fragte Ebba eine Minute später.

„Wer ist still?“

„Frage nicht so dumm!“

„Mein Gott! Ueber das, was am Hafen zu sehen ist, haben wir uns ausgesprochen. Wer dumm ist, bist du!“

„Darf über den, der eben vorbeikam, auch nicht mehr gesprochen werden?“

Die Rose von Runö machte ein Gesicht, als wenn sie sich nur mit Mühe erinnerte. „Meinst du Herrn Treu? Oder Herrn Spliet? Oder Herrn Skuje? Oder wen meinst du?“

„Den in der Droschke.“

„Das hättest du gleich sagen können. War der in der Droschke nicht Kapitän Duß? Er ist also schon zurückgekommen!“

„Bist du darüber aufgebracht, daß er so oberflächlich grüßte?“

„Grüßte er oberflächlich? Und darüber soll ich aufgebracht sein?“

„Weil du, nachdem er vorbeigekommen ist, nicht ein Wort gesprochen hast!“

„Mein Gott! Ich spreche nicht, weil noch alles nach Rauch riecht und weil ich den Hals schonen will. Den Rauch überläßt man der Nase. Deshalb mach' ich den Mund so wenig wie möglich auf!“

„Wirklich?“

„Das wirklich scheint bei dir zu einer Gewohnheit geworden zu sein!“

„So?“

„Das so auch.“

Die Pause, die jetzt folgte, dauerte etwas länger.

Dagmar räusperte sich. „Was Kapitän Duß betrifft, so mag er unterwegs gehört haben, daß in Riga Feuer ist. Er schien ja eben von der Bahn zu kommen. Natürlich will er nicht zu spät kommen, um sich das

Vergnügen auch anzusehen und hat Eile. Deshalb nahm er nicht Notiz von uns, als er vorbeifuhr".

„Notiz nahm er. Aber der Blick von der Seite, mit dem er nach dir sah, hat dir nicht gefallen," sagte die Lilie gelassen.

„Er hatte Eile. Er sah ja beinahe verstört aus. Ich wundere mich, daß du das nicht gesehen hast, obgleich du sonst alles zu sehen pflegst. Er hätte gestern abend kommen sollen, als die großen Schiffe brannten, die an der Brücke lagen, in dem Augenblick, als die Artillerie auf sie schoß, um sie zum Sinken zu bringen. Es sah wie eine nächtliche Seeschlacht aus. Erinnerst du dich an das, was Frau Dalander sagte, als wir uns alles von ihren Fenstern aus besahen? Sie sagte, hier sitzen wir im Parkett, aber der Platz hier am Fenster ist soviel wert wie ein Logenplatz, der fünf Rubel kostet!"

„Ich sagte zwanzig."

„Gut, sagte Frau Dalander, Ebba und Dagmar brauchen weder zwanzig Rubel zu bezahlen noch fünf, noch ein Kopek. Sie bekommen die Plätze umsonst. Erinnerst du dich? Spreche ich dir jetzt auch noch immer zu wenig?"

„Im Gegenteil. Du scheinst dich in einen Papagei verwandelt zu haben."

„Danke. Da kommt Herr Tiemer. Der sieht auch so aus, als wenn er nicht bei Laune ist. Heute scheinen alle Männer nicht bei Laune zu sein. Du willst ihn ansprechen?"

„Vielleicht vergeht dann die Laune. Guten Tag, Herr Tiemer. Was bringen Sie? So verdrießlich?“

„Was soll ich bringen? Von dem Feuer wissen die Damen?“

„Wie sollen wir nicht davon wissen? Die ganze Welt riecht nach Rauch, obgleich es nicht mehr brennt.“

„Bei mir brennt es noch. Der ganze Kopf!“

„Holen Sie Spritzen.“

„Sind keine da. Würden in meinem Fall auch nichts helfen. Bin noch nicht dazu gekommen, Mittag zu essen!“

„Dann essen Sie nachher desto mehr.“

„Solche Massen Flachs! Die Damen können sich denken!“

„Ja, es soll viel verbrannt sein. Ich habe mir sofort gedacht, jetzt wird Herr Tiemer Kopfschmerzen bekommen!“

„Viel? Was verstehen Sie unter viel? Viel, was Sie darunter verstehen, ist etwas. Eine Kleinigkeit. Viel ist noch lange nicht alles. In diesem Fall aber ist alles verbrannt!“

„Armer Herr Tiemer!“

„Mit recht „arm“!“

„So viel wird aber wohl übrig geblieben sein, daß Sie Mittag essen können. Gehen Sie Mittag essen, Herr Tiemer?“

„Sie lachen. Ich weine!“

„Wissen Sie schon, Herr Tiemer, daß Kapitän Duß zurückgekommen ist?“ verkündete die Rose von Runö.

„Als ich mich gestern nach ihm erkundigte, war noch nichts von ihm zu hören. Also er ist zurück? Ist das sicher?“

„Wir sind ihm eben begegnet,“ bestätigte Ebba.

„Dann haben Sie ihn also gesehen?“

„Mit unseren Augen!“

„Der wird auch nicht mit der Bescherung zufrieden sein, die er hier vorfindet!“

„Mit welcher Bescherung?“ fragte Dagmar lebhaft.

„Bedaure. Nichts für Damenohren. Dann kann ich also sicher sein, daß ich ihn diesmal treffe?“ Er stob von dannen.

„Man kann sich denken, daß alle Geschäftsleute in Aufregung sind,“ tröstete sich Ebba über den schnellen Abschied.

„Dort kommt auch der alte Kiekbusch. Ganz Riga ist unterwegs!“ beobachtete Dagmar.

„Der scheint auch aufgeregt zu sein. Wie geht es, Herr Direktor?“

„Habt ihr gesehen, ihr Damen?“

„Das Feuer? Wer hat es nicht gesehen!“

„Habt ihr gesehen, wie Riga heute aussieht?“

„Wie soll es aussehen?“ fragte Dagmar.

„Ihr seht nichts? Gestern war es noch ganz neumodisch. Heute ist es verräuchert, grau, schwarz, antik, Hansa,“ triumphierte Kiekbusch.

Die beiden Mädchen lachten.

„Wissen Sie, daß Kapitän Duß wieder in Riga ist?“ verkündete die Runöröse zum zweiten Mal.

„Wieder hier?“ Kiekbusch zog Briefschaften hervor. „Der Kerl hat Glück!“

Dagmar machte ein Gesicht. Der Ausdruck „Kerl“ gefiel ihr nicht.

„Worin hat er Glück?“ fragte Ebba.

Weil mit ihm zugleich dieser Brief in Riga angekommen ist.“

Er zeigte ihn den beiden Frökens.

Der Brief war von M. Anatole Duroc, Cette, Rue de Perpignan 3, France.

Diesem Brief zufolge war nicht nur die Ville de Cette und Langueda, sondern auch das ganze Frankreich darüber begeistert, daß der Walzer „Souvenir de Frontignan“, der bei einem Fest in Riga, das zur Feier der Einverleibung von Riga und la Livonie in das Empire moscovite von der illustre Compagnie des Tetes Noirs arrangiert wurde, getanzt worden war. Eine Million Dank an Mademoiselle la belle Feuilletonniste, die den Walzer so superbe interpretiert und glossiert hatte, wie es besser nicht in la belle France hätte geschehen können. Eine Prinzessin der Genies. Nie sei ein Künstler besser verstanden worden wie in den Eiswüsten des Nordens. M. Anatole Duroc. Gehorsamer Diener auch von Monsieur le Capitaine de Duß. Voila ein Deutscher, der Wort gehalten hat. Wie gentil. M. le Capitaine möge bald wieder mit seinem Navire nach Cette kommen. Dreimal in jedem Jahr könnte er ihn befrachten nach dem Fleuve de la Plata und wenigstens einmal im Jahr nach der belle

Capitale von Livonie. Vive M. Duß! Vive Mademoiselle la belle Feuilletonniste! Vive la Russie!

„Was sagst du dazu?“ fragte Ebba lachend.

„Wo hat Monsieur all' diesen Unsinn her?“ fragte Dagmar kühl.

„Ist es das erste Mal, daß ein Französchen im Namen von ganz Frankreich spricht?“

„Rose von Runö, Sie sind das erste Mädchen, das Galanterie für Unsinn hält,“ beobachtete Kiekbusch.

„Ich wundere mich, daß Sie es nicht auch für Unsinn halten. Monsieur hat kaum Zeit gehabt, auf Ihren Brief zu antworten, und trotzdem weiß er schon, daß die ganze „belle France“ über das Feuilleton aufgeregt ist? Unsinn!“

„Das mit der guten Fracht hierher und mit den drei guten Frachten dorthin ist kein Unsinn,“ berichtigte Ebba.

„Deshalb sagte ich, der Kerl hat Glück. Also er ist schon wieder in Riga?“

„Wir haben ihn eben gesehen.“

„Warum sagen Sie immer Kerl, Herr Direktor?“ fragte Dagmar.

„Ist er kein Kerl?“

„Wenn der Herr Direktor zu jemand Kerl sagt, will das heißen, daß er den betreffenden in das Herz geschlossen hat,“ beruhigte Ebba.

„Lilie von Helsingfors, mit Ihnen könnt' ich zu einer ungewöhnlichen Stunde ins Wirtshaus gehen!“

„Oder es kann auch heißen, daß der Herr Direktor gute Absichten mit dem betreffenden hat. Nicht wahr, Herr Direktor?"

„Schlecht sind sie nicht. Aber ich kann nicht alles allein machen!"

Er streifte Dagmar mit einem Blick und stob dann ebenso schnell von dannen, wie kurz vorher Tiemer.

8.

Der Südbahnhof von Riga liegt in dem Moskauer Viertel; zwischen Bahnhof und Düna liegt also die halbe Stadt.

Duß hatte dem Droschkenkutscher gesagt, er solle in schnellster Gangart nach der Stelle am Kai fahren, an der die Floßbrücke über die Düna führt. Der Weg ging durch die breite Sünderstraße, die mit einer Krümmung anfängt, nachher gerade wird und ungefähr dort mündet, wo Duß hinwollte. Aus dem geraden Teil der Straße hat man Aussicht auf Brücke und Hafen.

Als die Droschke in diesen geraden Teil der Sünderstraße einfuhr, wiegte Duß resigniert den Kopf. Da lag die Bescherung vor ihm. So hatte er sie sich gedacht.

Die Brücke war zu zwei Dritteln verschwunden. Das dritte, noch schwimmende Drittel war an das gegenüberliegende Bollwerk getrieben. Zwischen dem obern und untern Fluß gab es keine Scheidewand mehr. Stromaufwärts, zwischen Hafenholm und dem diesseitigen Kai, wo vor seiner Abreise dicht nebeneinander

wie eine Heringsbank Hunderte von Flachskähnen gelegen hatten, war es jetzt leer. Nicht absolut leer. Denn hier und dort ragten noch Reste von Bugs oder Hecks aus dem Wasser. Zwischen ihnen trieben auch noch größere und kleinere Haufen Flachs, die brannten. Löschmannschaften in Booten waren damit beschäftigt, sie mit langen Stangen unter Wasser zu drücken. An dem Kai war in langer Reihe Artillerie aufgefahren. Die abgeprotzten Geschütze hatten, während die Feuersbrunst kulminierte, die brennenden Schiffe und Kähne mit ungefüllten Granaten in den Grund geschossen.

Der aus Südost kommende Wind war ganz schwach. Der Rauch, je nach dem Material, aus dem er sich nährte, war weiß, gelb oder schwarz und zog in Wolken, die einzeln oder zusammenhängend waren, langsam die Düna hinab oder über Riga hin.

Das Besondere, das Duß nach einem Blick auf das Ganze gesucht hatte, war die Stelle diesseits der Floßbrücke, an der bei seiner Abreise der Franzose und der Amerikaner gelegen hatten. Von der Brücke war, wie gesagt, wenig übrig geblieben. Noch weniger aber von den beiden Schiffen. Nicht weit von dem Kai hier hob sich etwas aus dem Wasser, das der Klüverbaum und das Asselshoft des Bugspriets eines großen Schiffes war; das schien zu dem gesunkenen Amerikaner zu gehören.

Von seinem eigenen Schiff sah er nichts.

Es war natürlich, daß er nichts davon sah. Denn „Rigel“ hatte längsseit von dem Amerikaner gelegen

Sein letzter Befehl an den Steuermann war gewesen, mit dem Schiff dorthin zu holen. Pohlmann seinerseits hatte ihm in dem letzten Brief nach Memel geschrieben, daß „Rigel" im Begriff war, leer zu werden, und daß er nachher sofort die paar hundert Schritte stromaufwärts holen und neben dem Amerikaner festmachen würde.

Außer Pohlmann hatte er nur einen Koch und einen Kajütenwächter an Bord, die er hier in Riga angenommen hatte. Wo war Pohlmann in diesem Augenblick? Verbrannt würde dieser und die beiden anderen nicht sein. Es war anzunehmen, daß sie sich von den Strapazen irgendwo ausruhten, weil sie ja auf dem Schauplatz nichts mehr verloren hatten. War ja auch ganz richtig. Die Einzelheiten konnte er sich denken; nachdem er das Ganze gesehen, war ihm nichts daran gelegen, die Einzelheiten zu erfahren.

Aber zwischen einer Voraussetzung und der nackten Wirklichkeit gibt es eine große Entfernung, auch wenn man die erste für die zweite hält. Wie groß die Entfernung ist, erfährt man erst, wenn man die Wirklichkeit leibhaftig vor sich hat. Das Eigentümliche in diesem Fall besteht darin, daß man angesichts der Wirklichkeit an ihr zweifelt und sie für Voraussetzung hält.

Angesichts der Schiffstrümmer, der brennenden Flachshaufen und der Wasserfläche, auf der sein Schiff gelegen hatte, jetzt aber nicht mehr lag, drückte Duß den Hut ins Gesicht, nahm ihn wieder ab, trocknete die

Stirn ab, wie heute vormittag in Dünaburg, setzte den Hut wieder auf und drückte ihn noch tiefer in das Gesicht.

Half nichts. Er biß die Zähne zusammen.

Und die „sechzehn“ oder „mehr wie zweihundert Barks“, die auch verbrannt waren? Die mußten, um Platz zu haben, stromabwärts und nach rechts zu gelegen haben.

Wie sah es in jener Gegend aus?

Er drehte den Kopf nach rechts.

Hier an seinem Kai, einige hundert Schritte abwärts lag an derselben Stelle, an der früher sein eigenes Schiff gelegen hatte, eine einzelne Bark. Wahrscheinlich die einzige, die von den sechzehn oder zweihundert übrig geblieben war. Gleichzeitig umfaßte sein Blick die Umgebung. Dort war merkwürdigerweise nicht viel zu sehen; es sah noch alles so aus, wie es früher ausgesehen hatte.

Er sah noch einmal nach der Bark. Die war beneidenswert.

Die Verfassung, in der er sich befand, hatte ihn verhindert, mit dem ersten Blick, mit dem er die Entdeckung machte, scharf hinzusehen. Auch jetzt war sie noch nicht normal. Auch zogen die Rauchwolken so dicht, daß manchmal die Bramstengen der Bark hinter ihnen unsichtbar waren. Diese Bark freute sich des Lebens, weil sie allein verschont geblieben war. Denn sie hatte am Besanstop vier Signalflaggen geheißt und an der Gaffel die Nationalflagge.

Die Nationalflagge war schwarzweißrot, die deutsche.

Jetzt kam der dritte Blick.

Er wollte seinen Augen nicht trauen.

Die vier Signalflaggen bedeuteten „Rigel". Diese Bark war sein totgeglaubtes Schiff. —

„Ich wollte nicht an die Bahn kommen, um Sie zu empfangen, weil das Feuer noch nicht ganz gelöscht ist," sagte Pohlmann.

„Ganz vernünftig. Sie haben also noch Zeit gehabt, das Schiff von dem Amerikaner wegholen zu lassen bis zu der Stelle, an der es früher lag?"

„War garnicht nötig. Wir sind noch garnicht längsseit von dem Amerikaner gewesen. Sonst wären wir auch verbrannt. Es war nicht möglich, von hier so bald wegzuholen, wie Sie bei Ihrer Abreise annahmen und wie ich Ihnen nach Memel schrieb. Wir sind noch gar nicht mit dem Löschen fertig. Es liegen wenigstens noch achthundert Fässer im Raum. Der Moskauer Empfänger soll Schuld haben. Man weiß nicht, was man von dieser Saumseligkeit denken soll!"

„Diesmal kann man sich denken, daß wir ihretwegen nicht verbrannt sind."

Sie hatten sich auf dem Kai begrüßt. Duß schickte sich an, die Leiter hinaufzusteigen.

„Sie wollen sich nicht schmutzig machen," mahnte Pohlmann. „Das Schiff ist während der achtundvierzig Stunden, welche die Geschichte gedauert hat, über und über mit Ruß beflogen. Ich selber komm' mir wie ein geräucherter Schinken vor. Die Masten? Jawohl,

die sehen aus, als wenn wir ein Vierteljahr in einem englischen Kohlenhafen gelegen haben."

„Besser, daß sie schwarz sind, als daß sie über Bord gegangen sind. Und die Flaggen, wollen Sie, daß die auch wie geräucherte Schinken aussehen?"

„Ja, die können wohl jetzt an Deck geholt werden. Ich hab' sie heißen lassen, weil Sie wieder da sind!"

„Dank schön. In der Zeitung stand, daß „sechzehn Barks" verbrannt sind. Einer, der unterwegs einstieg, sagte sogar, daß mehr wie zweihundert verbrannt sind. Sie können sich denken, wie mir zu Mut war. Ich dachte, wenn zweihundert verbrannt sind, wird wohl auch „Rigel" darunter sein. Nachher fiel mir allerdings ein, wo die sechzehn oder zweihundert Barks auf einmal herkommen sollen."

Pohlmann lachte. „Hab' ich auch gelesen. Tintenkleckser, die nichts davon verstehen. Damit haben sie die Flachskähne gemeint. „Barks" und „Barken" ist für die Kerls einerlei."

9.

Duß saß wieder in der Kajüte in der Sofaecke. Seine Gedanken waren derartig, daß er sich nicht im Spiegel zu sehen brauchte, um zu erfahren, wie er aussah.

Er hatte eben mit Pohlmann zu Mittag gegessen und gegen seine Gewohnheit kein Wort gesprochen. Pohlmann hatte einige Male anfangen wollen, aber

immer wieder abbrechen müssen, weil sein Kapitän einsilbig blieb.

Pohlmann stand auf. „Gesegnete Mahlzeit, Kapitän Duß."

„Mahlzeit. Sie sind Steuermann, Pohlmann?"

Der sah ihn groß an. Das wußte Duß ja.

„Und wollen Kapitän werden?"

Pohlmann antwortete nicht. Auch das wußte Duß ja.

„Wollen Sie ein Schiff haben?"

Pohlmann lachte gezwungen. „Wollen Sie mir eins besorgen?"

„Das ist leichter, wie Sie glauben!"

Duß drehte den Kopf nach beiden Briefen, die drüben auf dem Spind lagen.

„Gut, ich will Sie nicht aufhalten."

Der Steuermann ging wieder an Deck.

Duß verfiel in eine zweite Reihe von Gedanken, welche die Fortsetzung von den früheren war, die er gehabt hatte, als Pohlmann zum Essen gekommen war.

Die beiden Briefe auf dem Spind waren aus Memel.

In dem ersten hatte ihm der Reeder geschrieben, daß die Rechnungen, die Duß ihm übergeben, ihm zu hoch vorgekommen waren, weil überflüssige Ausgaben gemacht seien. „Sie haben mir gesagt, daß ein Schiff das Farbenkleid erhalten muß, nicht, um schön auszusehen, sondern damit das Holz vor dem Verfaulen geschützt werden soll. Wenn das Oel die Hauptsache

ist, warum finde ich in Ihren Rechnungen dann die vielen Posten über Anschaffungen von Bleiweiß? Und daß die schwarzen Planken außenbords wie blankgewichste Stiefel aussehen müssen, wäre auch nicht nötig gewesen. Was Sie mir damals später noch sagten, daß man allerdings auch Rücksicht auf die Leute nehmen muß, die an den Hafen kommen, um sich die Schiffe anzusehen, ist doch nur Nebensache. Wer geht hier in Memel an den Hafen, um Schiffe zu besehen? Wenn ein Kaufmann ein Schiff befrachten will, fragt er nach der Klasse, die es hat, aber nicht, wie es aussieht."

Wenn der Kerl in Memel sparen wollte, hätte er hierher nach Riga kommen und einen Letten als Kapitän heuern sollen. Von den kleinen Fahrzeugen, auf denen lettische Kapitäne waren, lag eine ganze Auswahl in Bolderaa und Dünamünde. Diese Logger und Galeassen hatten überhaupt kein Farbenkleid; nicht einmal ein Kleid. Die Letten strichen sie gar nicht an; nicht einmal mit Warnish oder farblosem Oel. Sie verlotterten ihre Schiffe derartig, daß ganz neue Schiffe von vornherein wie Schweineställe aussahen.

Das Obige hatte in dem ersten Brief gestanden, der gestern in Riga angekommen war.

Gleich nach seiner Rückkehr hatte Duß nach Memel telegraphiert:

„Freudenreich, Memel. Riga Hafen Großfeuer. „Rigel" unversehrt. Lagernde Flachsvorräte total zerstört. Amerikafracht unmöglich. Duß."

Als Antwort auf diese Depesche war heute morgen der zweite Brief gekommen. Der Kerl hatte seinen Prokuristen schreiben lassen.

„Herrn Kapitän A. Duß, deutsche Bark „Rigel“,
Riga.“

„Geehrter Kapitän Duß!

Im Besitz Ihrer w. Depesche vom 31. Juli d. J. antworten Ihnen heute im Namen von Herrn Freudenreich, der nicht bei Stimmung. Bedauern, Ihnen aussprechen zu müssen, daß durch Ihre Schuld die Ihnen bei Ankunft von „Rigel“ dort angebotene Flachsfracht von Ihnen nicht angenommen wurde und deshalb für uns verloren gegangen ist. Wenn Sie sofort die Fracht angenommen hätten, würden wir trotz Verbrennens der am Platz lagernden Flachsvorräte Entschädigung beantragt haben, was jetzt unmöglich ist. Da andere Ladungen am dortigen Platz nicht zu haben, werden uns genötigt sehen, „Rigel“ wieder nach Finnland oder Norderbotten versegeln zu lassen, in Erwartung, daß ab dortiger Häfen noch Holzfrachten vorhanden. Glauben aber, daß, wenn solche überhaupt noch zu haben, Frachtsätze niedrig sein müssen, da Bestes schon im Frühjahr weggenommen sein wird.

Herr Freudenreich geht mit dem Gedanken um, „Rigel“ zu verkaufen.

Achtungsvoll
P. P. Fr. Freudenreich
Karl Grompel.

Was sollte Duß darauf antworten?

Was überhaupt tun?

Mit den 250 Franken, die ihm der Franzose in Cette als Gratifikation überreicht hatte, wollte er die vier Hektoliter Wein bezahlen, welche die frühere Crew ausgetrunken hatte. Der Reeder hatte ihm allerdings gesagt, daß er sie auslegen und auf das Konto des Kapitäns setzen wollte. Also bezahlen mußte er. Ob er heute oder morgen bezahlte, war schließlich gleichgültig.

Das bißchen Geld ging verloren.

Jetzt stellte man ihm in Aussicht, daß er auch seine Stelle verlieren sollte. Denn daß der Schiffsführer seine Stelle verliert, wenn der Reeder das Schiff verkauft, ist beinahe selbstverständlich.

Was er tun sollte?

Auf den ersten Blick hin war das einfach.

Dem Gurgelabschneider in Memel die ganze Geschichte vor die Füße werfen. Ihm sofort schreiben, hier haben Sie Ihr Schiff, suchen Sie sich einen anderen, der Ihnen besser gefällt wie ich. Ich werde mir auch einen anderen suchen.

Deshalb hatte er seinen Steuermann nach dem Essen gefragt, ob er ein Schiff haben wollte. Das war *sein* Schiff, der „Rigel".

Ich werde mir auch einen andern suchen?

Das geht aber nicht immer. Wer sucht, will finden. Das Finden ist aber nicht so leicht.

In dieser Stimmung hatte ihn heute vormittag Tiemer gefunden.

Der hatte sein Vertrauen und Duß das Tiemers.

Nachdem der Makler einige Male vergebens nach den Gründen gefragt hatte, aus denen Duß dieses Gesicht machte, eröffnete dieser sich ihm.

Duß zeigte ihm die beiden Briefe.

„Kaufen Sie sich hier eine Knute, fahren Sie noch einmal nach Memel und schlagen Sie den Kerl tot!“

„Was hilft mir das?“

„Ist „Rigel“ gegen Feuersgefahr versichert?“

„Ja.“

„Dann wird er Ihnen wohl auch zum Vorwurf machen, daß das Schiff nicht verbrannt ist?“

„Wahrscheinlich.“

Tiemer hatte ihm den Rat gegeben, mit Annahme der Flachsfracht noch zu warten. Er trug die Verantwortung dafür, daß der Memeler Gniefke dem Kapitän Vorwürfe machen konnte. Davon abgesehen, wollte er dem Lübecker beistehen, weil er ihn gern hatte.

Er wurde ernst. Aber nachdem sie eine Stunde hin und her gesprochen, war ihnen nichts eingefallen.

„Kommen Sie mit in den Bürgergardenkeller.“

„Nein.“

„Dort hört man immer etwas, das einen aufheitert.“

„Nein.“

Tiemer dachte nach. „Hören Sie mal, Duß. Sind Sie damit einverstanden, daß ich Ihre Angelegenheit noch mit einem Dritten bespreche?“

„Ich möchte nicht, daß es in Riga herumkommt.“

„Der, mit dem ich sie besprechen will, hält den Mund. Er kennt Sie. Vielleicht kommt dabei etwas Gutes heraus.“

„Gut, ich überlasse es Ihnen.“

10.

Der alte Kiekbusch kam aus der Rathausbibliothek. Die Erste, der er unten begegnete, war Ebba Rustad.

„Allein?“ fragte er.

„Ist es hier nicht sicher, so daß ein Mädchen am Mittag nicht allein ausgehen kann?“

„Allein heißt, wo ist die Runöhälfte? Oder ist es mit der Freundschaft zwischen euch beiden zu Ende?“

„Etwas anderes ist zu Ende,“ sagte Ebba trocken.

„Heißt das deutlich sprechen?“

„Dagmar will nach Runö zurückfahren. Sie packt ihre Sachen. Gestern packte sie auch. Auch vorgestern. Deshalb fehlt heute an mir die schönere Hälfte.“

„Der Sommer ist noch nicht zu Ende. Warum will sie abfahren?“

„Haben Sie nicht eben von mir gehört, daß etwas anderes zu Ende ist?“

„Und Sie nicht eben von mir, daß Sie sich deutlich ausdrücken sollen?“

Ebba zuckte die Achseln.

„Soll das deutlich sein?“

„Herr Direktor, noch deutlicher soll ich werden?“

„Hm. Ebba, wir haben eigentlich auf zwei Verlobungen gerechnet —“

Ebba hob wieder die Schultern. „Wer hat nicht!“

„Also Riga hat für die andere auf einmal nichts Anziehendes mehr?“

„Wo gehen Sie jetzt hin, Herr Direktor?“

„Wollen Sie mich los sein? Ich gehe in den Bürgergardenkeller. Aber erst will ich wissen, warum es für die Runöröse auf einmal hier nichts Anziehendes gibt! Gibt es das nicht?“

„Scheint so.“

„Hm. Sagen Sie mal. Hat sie dem Lübecker einen Korb gegeben?“

„Wenn sie ihn gegeben hätte, würde sie doch nicht das Weite suchen!“

„Also er hat Schuld?“

„Er ist schon seit acht Tagen zurück. Das weiß ganz Riga. Sie weiß es auch. Aber er läßt sich nicht blicken. Sein Schiff ist das einzige, das nicht verbrannt ist. Aber, anstatt das zu feiern, verkriecht er sich. Nachdem er in Memel gewesen ist, scheint er umgewandelt zu sein!“

„Und Sie glauben —?“

„Was soll ich glauben?“

„Daß er schon früher eine Braut in Memel gehabt hat, halten Sie für möglich?“

„Das glaubt sie. Aber aus dem Verhalten Ulrichs geht hervor, daß es etwas anderes sein muß. Ulrich will nicht mit der Sprache heraus.“

„Und Sie als Braut können ihm nicht das Reden beibringen? Eine nette Braut!“

„Sagen Sie lieber ein netter Bräutigam! Das „nett“ werd' ich ihm bestellen, als wenn Sie es von ihm gesagt haben. Als ich ihn vor fünf Minuten fragte und wieder von ihm wissen wollte, ob es sich nicht wirklich um eine schöne Unbekannte in Memel handelt, machte er ein dummes, überlegenes Gesicht, als wenn er sich darüber wunderte, daß ich solche Kleinigkeiten voraussetzte. Gut, sagte ich, für dieses Gesicht bekommst du heute keinen Kuß. Das Gesicht war das einzige Positive, mit dem er geantwortet hat. Wahrscheinlich ist es bei dem Lübecker etwas Geschäftliches. Dann bekommt auch eine Braut nichts zu wissen. Jetzt sitzt er im Bürgergardenkeller. Sie gehen auch hin? Gut, fragen S i e ihn.“

„Sie glauben, daß ich mehr kann wie eine Braut?“

„Sie können ihm auch noch einmal von mir sagen, daß er heute keinen Kuß bekommt. Und wenn er Ihnen sagt, was er mir nicht hat sagen wollen, können Sie ihm auch bestellen, daß er und ich geschiedene Leute sind!“

„Werde bestellen. Wird die andere heute mit dem Packen fertig?“

„Weiß ich nicht. Wenn wir aber nicht bald wissen, woran wir mit dem Herrn aus Lübeck sind, werde ich ihr dabei helfen. Dann wird sie fertig werden. Außerdem verzehrt sie sich in Reue!“

Kiekbusch zog die Brauen nach oben. „Hat die

auch was zu bereuen?"

„Weil sie bei ihm an Bord gewesen ist, als er in Memel war!"

„Sagen Sie ihr, sie sei übergeschnappt!"

„Dadurch würde die Heilung nicht gefördert."

„Sagen Sie ihr, sie soll die Schuld auf mich schieben!"

„Wird sie nicht. Wenn sie selber nicht gewollt hätte, wäre es nicht dazu gekommen".

„Ein ausgezeichnetes Mädchen!"

„Deshalb packt sie ihre Sachen!" —

Nachdem Ebba gegangen war, blieb Kiekbusch eine halbe Minute tiefsinnig auf der Stelle stehen. Endlich setzte er sich langsam nach der Stadtgegend hin in Bewegung, in der der Bürgergardenkeller lag. Nach einigen Schritten blieb er wieder stehen und sah nach der Uhr. Es war erst zwölf vorbei. Die Hauptstunde oder Halbstunde in dem Stammlokal war erst gegen ein Uhr.

Er machte stramm kehrt und ging in entgegengesetzter Richtung. Dieses war die Schaalstraße, die an den Hafen hinabführt.

Hier lag die Memeler Bark.

Er sah über die Reling. Es war der Augenblick, an dem Pohlmann vom Essen aus der Kajüte gekommen war.

„Ist Ihr Kapitän zurück?"

„Jawohl, zurück ist er."

„Ist er an Bord?"

„Jawohl, an Bord ist er."

„Hat er Besuch?"

„Besuch hat er keinen."

„Ist er zu sprechen?"

„Er ist hinten in der Kajüte. Sie wollen wissen, ob er zu sprechen ist?"

„Ich bin ein guter Freund von ihm."

„Das sagten Sie mir ja schon Sonntag vor vierzehn Tagen, als Sie mit den übrigen Herrschaften hier an Bord waren."

„Er ist also nicht zu sprechen? Wenn er zu tun hat, lassen Sie ihn in Ruh!"

„Wir können ja fragen, ob er zu tun hat." Pohlman ging in die Kajüte.

Eine Minute später kam Duß an Deck und versuchte ein Gesicht zu machen, das sich zum Empfang eignete.

Es eignete sich aber nicht.

Er führte den alten Direktor in die Kajüte. Kickbusch sah bald, daß heute eine Unterhaltung nicht in Gang kommen und ihm nicht gelingen würde, den Lübecker zu bewegen, die Karten aufzudecken.

„Kommen Sie in den Bürgergardenkeller und trinken mit uns ein Glas Bier!"

„Danke sehr, Herr Direktor. Heute geht es nicht."

„Außer mir sind noch andere Bekannte von Ihnen dort!"

„Geht nicht. Ich habe heute schon einem Bekannten dasselbe sagen müssen, der mich auch mitnehmen wollte."

11.

Die Runöröse saß am Fenster, hatte das Kinn in die Hand gestützt und schien, wenn man nach der Haltung des etwas gehobenen Kopfes urteilte, nach dem Dach des gegenüberliegenden Hauses zu sehen.

Neben ihr auf dem Fußboden lag ein aufgeschlagenes Buch. Weil dasselbe in gewisser Entfernung und mit der aufgeschlagenen Seite nach unten lag, so daß einige Blätter sich rollten und zerknitterten, ging daraus hervor, daß es in gewaltsamer Weise an jene Stelle befördert war, die sich zur Aufbewahrung von Büchern nicht eignete.

Auf dem Dach, nach welchem sie zu sehen schien, war nichts besonderes zu bemerken. Wenn man sich mit ihrem Gesichtsausdruck und Blick beschäftigte, so ging aus beiden hervor, daß Dach, Haus, die Straße und die Menschen unten in der Tat sie auch gar nichts angingen. Der Blick richtete sich in das Leere. Also nach innen.

Der alte Kiekbusch hatte ihr das Feuilleton über den Walzer im allgemeinen und den Frontignanwalzer im besonderen nicht zurückgegeben, obgleich sie darauf bestanden hatte. Es war gedruckt worden. Der alte Kiekbusch hatte das gedruckte Feuilleton auch unmittelbar nach der Rückkehr von Albrecht Duß auf dessen Schiff geschickt, obgleich sie sich das ausdrücklich — das erste Mal mündlich, das zweite Mal schriftlich — verbeten hatte. Die Folgen von der Veröffentlichung

ihres Machwerks, wie sie es nannte, waren derart gewesen, wie sie sich dieselben ausgemalt hatte und heute noch einbildete.

Duß hatte für das Feuilleton dadurch quittiert, daß er nichts mehr von sich hören ließ.

Ganz richtig von ihm. Wer hatte sie berufen, Feuilletons zu schreiben? Nach Runö zurück, um in Runö Pfarrerstochter zu sein! —

Ebba kam hinein. Dagmar drehte kaum den Kopf, behielt ihn in die Hand gestützt und dasselbe Gesicht.

„So gefällst du mir," sagte Ebba. „Eine Rose ohne Dornen! Was ist das für ein Buch? Ist das nicht das Buch des Herrn Doktor Karl Fischer? Warum liegt es auf dem Boden? Hast du es gelesen?"

„Fortgeworfen. Da liegt es!"

Ebba lachte. „Ist der Fußboden dein Bücherschrank?"

Jetzt geruhte die Rose etwas den Kopf zu drehen. „Ich hätte es aber nicht fortwerfen sollen. Je länger ich darüber nachdenke, desto verständiger kommt es mir vor. Ja, ich habe darin gelesen. Am besten gefallen mir die Illustrationen!"

„Illustrationen hat das Buch?"

„Ausgezeichnete."

„Zeige sie mir doch. Ich habe es zweimal gelesen, aber keine einzige darin gefunden."

Die Rose musterte die Lilie von oben bis unten. „Du kommst von der Gasse?"

„Das weißt du ja. In Riga kann man kaufen, was es in Helsingfors nicht gibt. Das sagte ich ja, als ich fortging.“ Sie hob das Buch vom Boden auf. „Wo sind die Illustrationen?“

Dagmar rührte sich nicht. „Ich hätte es deshalb nicht fortwerfen sollen, weil alles, was er über Helsingfors schreibt, richtig ist. Er sagt zum Beispiel, daß die Helsingforserinnen sich unter dem Vorwand, daß die Zimmerluft ungesund ist, den ganzen Tag auf der Straße herumtreiben!“

„Sagt er das? Aber jetzt ist von „Illustrationen“ die Rede. Zeige sie mir!“

„Die Illustration bist du!“

Ebba lachte wieder. „Runöröschen, wie schnell sind deine Dornen wieder gewachsen! Also das hat er gesagt?“

„Du bist die Beilage zu dem Buch. Ein gut ausgeführter Holzstich. Die Beweisführung unter Benutzung dieser Beilage ist ihm gelungen!“

„Und über die Betrachtungen in diesem Buch hast du die Dornen verloren, die jetzt, nachdem die Illustration hinzugekommen ist, wieder gewachsen sind?“

„Ich habe weder etwas verloren, noch ist bei mir etwas gewachsen. Daß ich aus Runö bin, weiß er —“

„Herr Doktor Karl Fischer?“

„Duß. Und daß ich zu viele Jahre in Helsingfors gewesen bin, wird er auch wissen. Natürlich wird er denken, sie sind tanzlustig und sie treiben sich den ganzen Tag auf der Straße herum. Besseres kann

sich ein Mann, der heiraten will, gar nicht wünschen. Und wenn er dir begegnet und dich sieht — weißt du, Ebba, ich kann mir jeden Augenblick lebhafter vorstellen, warum er nichts von sich hören läßt. Wenn du dich entschließen könntest, dich nicht so viel herumzutreiben, würde das Publikum sein Urteil mäßigen. Denn es muß dir dein Verstand sagen, daß es nicht günstig lauten kann. Ich möchte nicht an deiner Stelle sein!"

„Ich wünsche mir keine bessere!"

„Jetzt lacht sie wieder! Wirst du nachmittag zuhause bleiben?"

„Kann ich? Ich habe noch viele Sachen zu kaufen. Ich kam nicht mit dem Geld aus, deshalb bin ich so früh zurückgekommen. Runöröse, ich habe dich eigentlich für vernünftiger gehalten."

„Nachdem ich das erste Feuilleton geschrieben habe, halte ich selber mich nicht mehr dafür! Nach dem zweiten erst recht nicht!"

„Nicht nur für vernünftiger hab' ich dich gehalten, sondern auch für tiefer angelegt."

„Glaubst du, ich habe das Gedächtnis verloren? Als ich mit ihm tanzte, sah ich, daß alle nach uns beiden sahen. Sie schienen zu merken, daß ich gern tanze. Viel zu gern. Zwei Tage später kam das Feuilleton mit der Bestätigung. Du gehörtest auch zu denen, die nach uns sahen. Du am meisten!"

„Ja. Ich sagte zu Tiemer, sehen Sie doch diese Unverschämtheit. Die tanzen dreimal herum, obgleich es verboten ist!"

„Was du in jenem Augenblick gesagt hast, ist das einzige Vernünftige, das ich seit langer Zeit von dir zu hören bekommen habe. Jawohl, du hast ganz recht, es war eine Unverschämtheit!“

„Eine fürchterliche!“

„Auch darin hast du recht. Lach' nicht immer!“

„Wer von euch beiden hatte den Einfall, dreimal herumzutanzen?“

„Ich hätte „nein“ sagen sollen!“

„Gut, wenn er den Einfall gehabt hat, dann geht doch daraus hervor, daß er tanzlustiger ist wie du!“

„Und das Feuilleton?“

„Ist Theorie!“

„Du willst sagen, daß er die Ausführung gehabt hat?“

„Darauf beruf' dich! Nicht nur diesmal, sondern bei jeder Gelegenheit. Auch später, wenn du seine Frau bist?“

„Dumme Gans!“

„Gänschen!“

12.

Im Bürgergardenkeller saß der Stammkreis Schwarze Häupter und andere, die nicht zu der Kompagnie gehörten, beim Frühschoppen. Der Hafenbrand war gelöscht. Diese hier benutzten ihn als Vorwand, um sich gründlich den Brandgeschmack aus der Kehle zu spülen. Sie schwatzten und tranken.

Es war von Ulrich Tiemer die Rede, der sich gestern mit Ebba Rustad verlobt hatte.

„Wundere mich, daß er den Mut dazu hat," sagte Nebendal. „Wollte er nicht mit dem Flachsüberschuß großartige Geschäfte machen? Jetzt kann doch nichts daraus werden."

Moje zuckte die Achseln. „Das Heiraten hängt doch nicht vom Flachsgeschäft ab. Er hat früher was gehabt und jetzt wird er dasselbe haben."

„Ich glaubte eigentlich, es würde zu zwei Verlobungen kommen," fing nach einer Pause ein dritter an.

„Das haben nicht nur Sie allein geglaubt," bestätigte Moje.

„Wen meint ihr?" fragte Seeboom.

„Den Lübecker."

„Nach dem, was während des Balls zu sehen war, konnte etwas anderes gar nicht vorausgesetzt werden," bemerkte ein vierter.

„Ist er denn schon zurückgekommen?" fragte Seeboom.

„Seit Tagen," antwortete Nebendal.

„Warum läßt er sich denn nicht sehen?"

„Wundert mich auch. Da sein Schiff nicht verbrannt ist, müßte er Tag über in der Kneipe sitzen."

Wieder eine Pause.

„Vielleicht hat er von seinem Reeder nicht Erlaubnis bekommen, zu heiraten," sagte einer. „Deshalb bleibt er an Bord."

„Reden Sie doch nicht," protestierte ein zweiter.

„Er hätte dem Reeder die Photographie von der Malmgreen zeigen sollen," verstärkte Moje.

„Sie wissen ja gar nicht, ob sie ihm die schon gegeben hat," bezweifelte Nebendal.

„Als ich sagte, wer weiß, ob der Reeder ihm Erlaubnis gibt, meinte ich etwas anderes," fing der von früher wieder an. „Kann ja sein, daß der Reeder zu denen gehört, die glauben, daß ein verheirateter Kapitän nicht von der Stelle loszubekommen ist, an der die Frau wohnt. Der Reeder hat recht und die Frau auch. Welche Frau sieht es gern, wenn ihr Mann ununterbrochen sechs oder sieben Jahre in Ostasien herumschwalkt?"

„Geht ein Memeler Schiff dorthin?" fragte einer.

„Und noch dazu auf sechs oder sieben Jahre?" ein zweiter.

„Geht das überhaupt den Reeder was an, ob sein Kapitän heiraten will oder nicht?" bemerkte Moje. „Und sieht der Lübecker so aus, als wenn er viel danach fragt?"

„In gewissem Sinn geht es den Reeder was an," sagte Seeboom.

Sie sahen nach ihm. Seeboom war selber Reeder und sachverständig.

„Aber in anderem Sinn, wie Sie meinen."

Seeboom hatte eine Hand in die Hosentasche gesteckt. Nachdem er einen Schluck getrunken, steckte er auch die andere Hand in die Tasche.

„Meine Herren! Einer von Ihnen hat eben gefragt, ob der Memeler Reeder auch dem Kapitän Duß zum Heiraten Erlaubnis geben würde. Dann kam Herr Moje und sagte, daß es den Reeder überhaupt nichts anzugehen hat, ob der Kapitän heiraten will oder nicht. Herr Moje hat ganz recht. Es fällt keinem Reeder ein, den Konsens zu verweigern, wie es auch keinem Kapitän einfällt, bei dem Reeder darum einzukommen. Wenn das letztere trotzdem einmal geschehen sollte, würde der Reeder antworten, bleiben Sie mir mit solchen Sachen vom Leibe, das Heiraten ist Ihre Sache. Aber wenn der Reeder sich die Sache später beschlafen hat, wird er denken, im Grunde ist es ganz gut, daß der Mann heiratet. Allerdings wird es von jetzt ab schwieriger sein, ihn von dem Hafen loszubekommen, in dem die Frau wohnt. Aber von jetzt ab muß er sparen und nimmt sich davor in acht, im Ausland das Geld wegzuwerfen, als wenn es nicht verdient werden muß. Von jetzt ab muß er solide leben. Und wenn er trotzdem fortfährt, Geld wegzuwerfen, so kann der Reeder sagen, wenn es nicht besser mit Ihnen wird, jage ich Sie fort. Dann hat der Kapitän nicht allein darunter zu leiden, sondern auch seine Frau und Kinder. Meine Herren, ich für mein Teil sage nicht nur Ja und Amen, wenn einer von meinen Kapitänen heiraten will, ich lege auch noch hundert Rubel drauf, denn von jetzt ab kann ich mir gratulieren, weil ich den Mann in der Hand hab'. So denk' ich und so werden auch andere Reeder denken!"

Er belohnte sich für die Rede durch einen kräftigen Schluck.

„Da kommt der glückliche Bräutigam," sagte Moje.

Er meinte den eben hereinkommenden Tiemer.

„Sieht aber gar nicht so glücklich aus," beobachtete Nebendal.

Tiemer setzte sich, bestellte Bier, sah nachdenklich aus, sprach nicht, und als das Bier kam, trank er nicht.

Sie sagten ihm, daß Moje ihn eben den „glücklichen Bräutigam" genannt, Nebendal aber gesagt hatte, daß das Beiwort nicht stimmte.

Tiemer zuckte die Achseln, sagte aber auch jetzt nichts.

„Also nicht glücklich?" fragte einer.

„Redet keine Dummheiten. Wovon ist die Rede?"

„Von dem Lübecker."

„In Riga soll er ja schon wieder sein," klapperte einer nach.

„Bin eben bei ihm an Bord gewesen", sagte Tiemer kurz.

Sie sahen ihn gespannt an.

„Geschäftlich," fertigte Tiemer sie ab.

„Ihre Braut weiß auch nichts?" fragte Nebendal.

„Was soll sie wissen?"

„Weil sie mit der Malmgreen doch so intim ist!"

„Und was soll aus der Intimität hervorgehen?"

„Daß sie wissen muß, warum sich der Lübecker nicht mit der Malmgreen verlobt hat!"

„Bevor einer sich verlobt, fragt er sich, ob er es kann," sagte Tiemer barsch.

Sie machten verwunderte Gesichter.

Sie kamen nicht dazu, abermals zu fragen. Denn jetzt kam der alte Kiekbusch, wunderte sich über die Gesichter und das Schweigen, fragte, erhielt dieselbe Antwort, wie sie eben Tiemer zuerst erhalten und gleich darauf gegeben hatte, fragte noch einmal und bekam es noch gründlicher zu hören, ohne daß Tiemer sich anders geäußert hätte.

Nach einer halben Stunde stand Kiekbusch auf. Tiemer ebenfalls.

„Herr Direktor, darf ich mitkommen?"

„Wohin Sie wollen."

„Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen."

„Ich mit Ihnen viele. Paßt mir also."

„Wenn man ein paar Worte mit vielen zusammenaddiert, gibt es sehr viele."

Daß es sehr viele gewesen sein mußten, ging daraus hervor, daß beide zu spät zum Mittagstisch kamen.

13.

Die Liebe von Gottlieb Kiekbusch zu der alten Hansa war nicht nur das natürliche, historische Steckenpferd, das sich aus den Aemtern ergab, die er in Riga inne hatte. Er hielt Riga auch für die legitime Majoratserbin der Hansa und deren früheren Hauptstadt Lübeck. Er war davon überzeugt, daß

Riga modifiziert und im Rahmen der neuen Zeit es zu denselben Ehren bringen könnte, wie einst Alt-Lübeck.

Zu dieser Ueberzeugung war er nicht erst heute gekommen, sondern schon damals, als er nach Deutschland gegangen war, um in Göttingen zu studieren. Von dort aus hatte er sich mit seiner Phantasie nach Riga zurückgewandt. Denn in Göttingen hatte er sich nicht nur darüber ärgern müssen, daß sie dort das „st" wie ſ—t aussprachen. Er hatte noch einen anderen, viel größeren Aerger gehabt.

An der Königlich Hannoverschen „Georgia Augusta" studierten alle, die aus den beiden Hansestädten stammten. Also die Hamburger und Bremer. Das Patentcorps in Göttingen, das trotziger und selbstbewußter auftrat wie die übrigen akademischen Verbindungen, führte den Namen „Bremensia" und bestand aus geborenen Hanseaten. Demnach mußte, außer in den beiden großen Hansestädten, hier in Göttingen der natürliche, fruchtbare Boden sein für die Nährung und Fortpflanzung der hanseatischen Ueberlieferungen und Hoffnungen. Göttingen war ja nicht nur die Königlich Hannoversche Georgia Augusta, sondern auch die Lokaluniversität für die beiden Hansestädte.

Desto mehr war ihm aufgefallen, daß er in dem Lektionsplan der Georgia Augusta nicht ein einziges Kolleg angekündigt fand, das die alte Hansa behandelte. Kein Dozent las darüber. Kein ordentlicher, kein außerordentlicher Professor, kein Privatdozent. Sie lasen

über den Investiturstreit unter den fränkischen Kaisern und über die Römerzüge der Hohenstaufen. Deutsche Professoren berücksichtigten alle Nebenumstände. Wenn sie von Sonne, Mond und den Fixsternen sprechen, berücksichtigen sie auch die Asteroiden. Aber wenn sie Geschichte dozierten, fiel ihnen der Hansabund nicht ein. Auch unter der halben Million Bände in der weltberühmten Universitätsbibliothek war über die große Hansa beinahe nichts zu finden.

Diese Enttäuschung schien aber nur die einmalige Sache jenes Semesters zu sein, in dem er nach Göttingen gekommen war. Denn schon in dem nächstfolgenden Semester kündigte jemand eine zweistündige Vorlesung über die Hansa an dem schwarzen Brett an. War allerdings viel zu wenig. Ueber die Hansa mußte man wenigstens viermal in der Woche lesen. Aber trotzdem ging aus der Ankündigung hervor, daß sie hier das Gedächtnis an die verschwundene Herrlichkeit nicht verloren hatten. Besser etwas, wie gar nichts.

Unmittelbar darauf, nachdem die Vorlesungen angefangen hatten, kam die zweite Enttäuschung. Erstens: es hatten sich nur fünf Studenten eingefunden, und unter denen war nur ein einziger Hanseate, ein Hamburger. Zweitens: Der Herr, der las, schien, obgleich es nur zweimal in der Woche geschah, weder qualitativ noch quantitativ den Stoff zu beherrschen. Denn, wie manche von den wenigen Hörern zwei oder dreimal hintereinander schwänzten, weil die Geschichte der Hansa ihnen zu langweilig sein mochte, so schwänzte

seinerseits auch der Dozent nicht wenige Male. Es war zu erkennen, daß ihm das Material fehlte. Sage und schreibe: über jene mächtige politische Kombination, die während dreier Jahrhunderte den ganzen europäischen Norden in ihren Kreis gezogen hatte und über den dreihundert Jahre währenden Seekrieg zwischen der deutschen Küste und den skandinavischen Reichen vermochte ein deutscher Universitätslehrer nicht so viel Material aufzubringen, um zweimal in der Woche darüber vortragen zu können.

Gottlieb Kiekbusch war Student und erst achtzehn Jahre alt. Trotzdem nahm er sich heraus, die Geringschätzigkeit, mit der das große Hansathema behandelt wurde, als eine Schande für die Georgia Augusta zu bezeichnen.

Es hatte sich aber aus diesen negativen Umständen gleichzeitig für ihn ein Trost, eine Beruhigung und eine Hoffnung ergeben. Vom objektiven Standpunkt war Trost und Hoffnung ganz klein. Weil er aber aus Riga stammte, erschien ihm von seinem Lokalstandpunkt aus beides ziemlich groß.

Denn der Dozent — es war ein Privatdozent — der mit so wenig Eifer und Erfolg die alte, mächtige Saite in Göttingen angeschlagen hatte, stammte ebenfalls aus Riga. Es war einer, der in Dorpat kein Glück gehabt hatte und der, um es mehr zu haben, nach Göttingen gewandert war, obgleich er es hier ebensowenig hatte.

Es war ein schüchterner, hölzerner Mensch. Als Deutschrusse wollte er vor Nationaldeutschen dozieren, die er, wenn er auch das Wort ergriff, um sie zu belehren, von vornherein wegen ihrer Vorbildung für überlegene Wesen hielt. Nicht nur das erste, sondern auch alle übrigen Male hielt er es für zu kühn, das Katheder ganz zu besteigen oder sich sogar auf den mit Leder bezogenen Sessel zu setzen. Er blieb auf der untersten Stufe der vier, die nach oben führten, stehen. Von dort legte er den Ellbogen leicht auf die Katheder-platte und in dieser unvollendeten, wankenden Stellung begann er mit unsicherer Stimme den Vortrag. Bei der Erwähnung der Ausgangspunkte für das Thema handelte er echt deutsch. Denn er, der über die Hansa sprechen wollte, sprach zuerst über die phönizischen Kolonien in Spanien und über die griechischen am Pontus Euxinus.

Aber er war, wie gesagt, aus Riga. Das war für Gottlieb Kiekbusch aus lokalpatriotischen Gründen ein Trost und eine Hoffnung. Die zweite ergab sich aus dem ersten.

Die Nordseehansaten hatten sich heute mit ihren Blicken und Zielen nach Ostindien und Südamerika gewandt. Lübeck hatte, wie ein geborener Lübecker sich neulich richtig ausgedrückt hatte, heute nur noch den sentimentalen Wert des versunkenen Vineta.

Es blieb Riga. Warum sollte das volkreiche und geldreiche Riga nicht für die Ostsee und für Skan-

dinavien dasselbe werden, was Lübeck schon einmal für jene gewesen war?

Jetzt kam noch ein persönliches Interesse hinzu.

Der Lübecker hatte ihm von vornherein gefallen, obgleich er es nicht wahr haben wollte. Noch mehr hatte er ihm gefallen, nach dem, was er über ihn gehört hatte. Dann kam die schneidige Rede im Schwarzhaupthaus. Lübeck war versunken. Aber Lübecker Geist und Blut und Weitsicht schienen vereinzelt noch da zu sein.

Nachdem er gestern die Besprechung mit Tiemer gehabt, hatte er sich entschlossen, heute abermals in den Bürgergardenkeller zu gehen.

14.

Kaufmännisches Geschäftsprinzip ist, daß kein Kaufmann eingesteht, daß sein Geschäft geht, auch wenn es glänzend geht. Als sie jetzt im Bürgergardenkeller saßen und klagten und stöhnten, wußte auch der Unerfahrene, daß sie, soweit sie Flachs kauften oder verkauften, diesmal ausnahmsweise die Wahrheit sagten. Denn der Flachs war nicht nur verbrannt, sondern auch vor Augenzeugen verbrannt.

Kiekbusch hatte zugehört, ohne zu sprechen.

Dies Klagen und Stöhnen flaute ab und war im Begriff, in Klatsch überzugehen.

„Wieviel kostet ein Sechshundertlastvollschiff?“ unterbrach Kiekbusch barsch.

Sie sahen ihn an.

„Hört ihr nicht?“ fragte er noch barscher.

Jetzt sahen sie Seeboom an. Der hatte Schiffe und konnte es wissen.

Seeboom zog Notizbuch und Bleistift, addierte, subtrahierte, multiplizierte und dividierte.

Sie sahen ihm zu und warteten.

Dazu gehören zirka 90 000 Rubel,“ erklärte er.

„Wollen Sie eins bauen?“ fragte Nebendal den Direktor.

„Grünschnabel! Und solch einen Dreck könnt ihr nicht aufbringen?“

Einer von ihnen half den übrigen aus der Verlegenheit. „Einen Grünschnabel sollen wir nicht aufbringen können, Herr Direktor?“

Sie lachten.

„Da es mit Ihnen schon zwei sind, weiß ich, daß ihr es könnt!“

Sie lachten lauter.

„Aber lumpige 90 000 Rubel nicht?“

Wieder versuchte ihnen einer zu helfen. „Wo sollen die herkommen?“

„Schämt ihr euch nicht?“ Das war dasselbe Wort und er donnerte es in derselben Weise, wie er es in dem Schwarzhaupthaus gedonnert hatte, als der Lübecker die Rede gehalten und ihnen vorgeworfen hatte, daß das große Riga nur kleine Schiffe hätte.

Sie schämten sich. Denn sie schlugen die Augen nieder.

„Manche unter euch können es nicht. Aber mancher kann mehr wie das!“ donnerte Kiekbusch lauter.

Einer von den letzteren war Seeboom. Sie sahen nach ihm.

Seeboom fühlte sich getroffen. Er schlug die Augen tiefer nieder wie die anderen. Gleich darauf wurde er sich dessen bewußt und schlug sie wieder auf.

„Erlauben Sie, verehrter Freund. Was Sie im Sinn haben, verlangt Vorbereitung, Initiative, Organisation und Menschen. So was schüttelt sich nicht aus dem Aermel.“

„Habt ihr nicht ein paar hundert Jahre zur Verfügung gehabt, um euch vorzubereiten? Und braucht ihr noch mehr Initiative, nachdem euch der Lübecker auf eurem Ball gesagt hat, was ihr zu tun habt? Soll er noch einmal kommen und es euch noch einmal unter die Nase reiben?“

„Die Rede des Lübeckers war gut. Aber —“

„So gut, daß ihr noch heute schamrot im Gesicht sein müßtet! Aber? Wollen Sie mir weiß machen, daß kein Geld da ist?“

„Das wird vielleicht zusammengebracht werden können“.

„Vielleicht? Haben Sie mich nicht eben mit „verehrter Freund“ angeredet? Von einem Mann, der „vielleicht“ sagt, will ich kein „Freund“ sein!“

„Mit Ihnen ist schwer reden, Herr Direktor.“

„Warum schwer? Ich bin gegenwärtig. Hier sitz' ich!“

„Eines von sechshundert? Wo sollen wir einen geeigneten Mann herbekommen? Unter meinen ist keiner, dem ich mehr wie zweihundert Last anvertraue."

„Ist schon da!"

„Zeigen Sie ihn uns."

„Wer Initiative hat? Der, der sie schon gehabt hat. Wer hat euch mit der Schnauze darauf gestoßen? Bindet dem Lübecker ein Tau ums Bein und macht ihn am Bollwerk fest!"

Sie schwiegen wieder eine halbe Minute.

Seeboom räusperte sich. „Reiten Sie nicht wieder Ihr Steckenpferd, Herr Direktor? Wenn der Kapitän nicht aus Lübeck wäre, wäre er für Sie vielleicht ebenso bedingt da wie für uns."

„Obgleich er ein Mann ist, dem sogar in Feindesland die Frachten nachgeworfen werden? Nicht da? Der ist für jeden da! Und immer da!"

„Frachten?" fragte einer nach einer Pause.

„Das versteh' ich nicht recht," sagte ein anderer.

Kiekbusch riß den Rock auf und holte den Brief des Monsieur Duroc hervor, den er schon der Runöröse und der Helsingforslilie gezeigt hatte. Er las das Entsprechende vor. „Drei Frachten jährlich nach dem Rio de la Plata und eine nach Riga. „Weil S i e es sind, Monsieur le Capitaine." — Wollt ihr mehr? Riecht ihr den Braten?"

„Er riecht gut," sagte Seeboom trocken.

„Was hat der Lübecker zu euch gesagt? Vorn am Gallion der heilige Moritz mit einem goldenen Reifen

im Wollkopf und unten eine rote Tunika, damit nicht zu viel Schwarzes an ihm ist. Am Heck Name und Riga. Zwei von den Frachten, die der französische Kerl verspricht, werden von dem Sechshundertlastschiff aufgefressen. Reizt euch das nicht?"

„Aber darin irrt sich der Herr Direktor," bemerkte einer. „Der Kapitän ist nicht zu kaufen."

„Stimmt, sitzt in Memel fest," ein zweiter.

Ein dritter sagte: „Er läßt sich ja auch nicht mehr sehen. Wir haben schon darüber gesprochen. Wenn ihm was an uns gelegen wäre, würde er doch herkommen."

„Sitzt sehr fest," stimmte einer bei.

Kiekbusch war eben weniger rot gewesen. Jetzt wurde er es wieder sehr.

Als zweite Aeußerlichkeit für seine Stimmung fügte er den beliebten Faustschlag auf den Tisch hinzu.

„Sperrt euer Maul erst auf, nachdem ihr euch durch dasselbe Maul über die Antezedentien unterrichtet habt! Ob der Lübecker für Geld zu haben ist? Umsonst ist er zu haben!"

Seeboom zuckte die Achseln. „Was umsonst zu haben ist, will ich nicht haben."

Es krachte ein zweiter Faustschlag.

Seeboom kam dem Zornesausbruch zuvor. Er hatte das rechte Bein über das linke gelegt. Jetzt legte er das linke über das rechte.

„Bitte, meine Herren. Herr Direktor, Sie wollten noch etwas sagen."

„Viel!“

„Wir warten.“

Aber alles durfte Kiekbusch nicht sagen. Er beschränkte sich darauf, einen Zug zu erzählen, den Tiemer von Duß erfahren hatte.

Duß hatte damals für Freudenreich in Memel angefangen zu fahren, als die Vereinigten Staaten noch ihren Bürgerkrieg führten. Als er von seiner ersten Amerikareise zurückgekommen war, hatte Freudenreich ihn über den Krieg befragt. Natürlich war auch von der Ursache des Sezessionskrieges die Rede gewesen, also von der Sklavenfrage. — Wie viel Geld steckt in einem ausgewachsenen Neger? — Kommt darauf an, welches Alter er hat, ob er gesund und kräftig ist und wozu er sich eignet. — Da hatte Freudenreich prüfend an Duß von oben nach unten gesehen. Sagen wir einen von dem Alter und der Statur wie Sie. — Ich mag 2000 Dollars wert sein. — Freudenreich hatte nichts gesagt. Aber es war ihm anzusehen gewesen, daß er es für gute, alte Zeiten hielt, in denen ein ausgewachsener Mann unter Brüdern 2000 Dollars wert war und daß er selber sich nicht einen Augenblick bedacht hätte, den Kapitän für diese Summe loszuschlagen.

Die Stammgäste lachten.

„Gibt es von denen auch in Memel?“ fragte einer.

„Hier haben wir sie ja auch,“ antwortete ein anderer.

„Ist richtig, sind wenigstens ein halbes Dutzend davon gegenwärtig,“ polterte Kiekbusch. „Zu denen

sprech' ich nicht. Ich spreche zu den übrigen. Glaubt ihr jetzt noch, daß der Lübecker in Memel festsitzt?"

„Ich bin auch einer von dem halben Dutzend," sagte einer.

„Weiß ich."

„Warten Sie doch ab, Herr Direktor. Also, wenn wir 2000 Dollars auf den Tisch legen, können wir ihn kriegen?"

„Umsonst!"

„Der Bratengeruch ist gut," wiederholte Seeboom, diesmal aber nachdenklich.

„Besorgen Sie sich Messer und Gabel!"

„Nächstes Mal bring' ich sie mit."

„Wann ist nächstes Mal?"

„Wann Sie wollen."

„Wir bringen sie auch mit," erklärten einige.

„Gut. Ich „will" Sonnabend drei Uhr nachmittag. Gehört?"

„Wieder hier?" fragte einer.

„Sie scheinen sich auch jetzt noch einzubilden, daß es sich um Kleinigkeiten handelt. Hier? Ich als Ehrenpräsident der Kompagnie vom Schwarzen Haupt beruf' euch zu einer Generalversammlung im großen Saal. Morgen bekommt ihr die Zettel. Tagesordnung: Gründung einer Reederei auf lange Fahrt. Zieht euch anständig an. Daß mir keiner fehlt!"

15.

Am Sonnabend begegnete Kiekbusch zum dritten Mal der Helsingforslilie.

Als sie ihn wahrnahm, machte sie aus ihrem Körper einen rechten Winkel und prustete den Boden an. Dann machte sie sich um so gerader, wurde um so ernster, dankte höflich für seinen Gruß und wollte vorbeigehen.

Er faßte das spanische Rohr mit der Elfenbeinkrücke am unteren Ende und streckte es nach ihr aus, als wenn er nach ihr angelte.

„Halt!"

Sie blieb stehen. „Was gibt es, Herr Direktor?"

„Was ist an mir zu sehen, daß alle, die mir begegnen, sich totlachen?"

„Also andere haben es auch getan?" Sie besah ihn von oben bis unten und prustete noch einmal aus.

Der Gelehrte trug einen altmodischen, schwarzen Gehrock und einen ebenso altmodischen Zylinder.

„Herr Direktor, darf ich Ihnen den Hut geradesetzen?"

Er nahm den Hut ab und besah ihn von allen Seiten.

Sie prustete zum dritten Mal. „An dem liegt es nicht. Nur daran, wie Sie ihn aufgesetzt haben!"

Er stülpte ihn wieder über.

Ebbas Lachen wurde zum Paroxismus. „Jetzt sitzt er noch schiefer!"

Der Herr Direktor rührte noch einmal an den Hut.

„Jetzt geht es," lobte Ebba. „Eben sahen Sie aus, als wenn Sie aus dem Bürgergardenkeller kommen. Jetzt, als wenn Sie in ihn gehen."

„Was soll die Bosheit?"

„Ihre Bewunderung erregen!"

„Wo ist die andere?"

„Der Wortlaut der Frage ist derselbe wie das letzte Mal."

„Und die Antwort?"

„Aus der „andern" ist eine dritte geworden!"

„Deutsch sprechen!"

„Soll ich als Schwedin es noch besser sprechen?"

„Wie ist aus Nummer Zwei auf einmal Nummer Drei geworden?"

Sie trat etwas an ihn heran. „Weil sie gestern von ihm einen Gruß bekommen hat. Wir begegneten ihm. Er hat sich nach ihr umgesehen."

„Davon kann sie sich nur dadurch unterrichtet haben, daß sie sich auch nach ihm umsah!"

„Ihr Eifer reißt Sie fort. Nicht sie sah sich um, sondern ich. Ich sah, daß er den Kopf drehte und bestellte es ihr. Jetzt kommt die Reihe, zu fragen, an mich. Warum ist der Herr aus Lübeck erst jetzt wieder an der Oberfläche erschienen?"

„Hat Ihr Bräutigam Ihnen nichts gesagt?"

„Selbst dann nicht, als ich ihm in Aussicht stellte, noch einen zweiten Tag ohne Kuß von mir herumzulaufen!"

„Famoser Kerl. Hören Sie zu. Eben hatte der Lübecker keine Zukunft.“

„Aber doch eine Gegenwart!“

„Kaum.“

Sie sah ihn an und senkte die Stimme. „Und jetzt glaubt er beides wiederzuhaben?“

„Glaubt? Hat sie,“ donnerte Kiekbusch so laut, daß die Leute stehen blieben.

„Dieser Stimmaufwand genügt nicht. Herr Direktor, sind Sie als Deutscher nicht noch mehr verpflichtet, deutsch zu sprechen, wie ich?“

„Ich bin Russe!“

„Ich beglückwünsche Sie dazu.“ Sie lachte wieder. „Könnt' ich einen Ukas erlassen, wenn ich nicht Russe wär'?“

„Hängt der Ukas mit diesem Kostüm zusammen? Wo gehen Sie hin, Herr Direktor?“

„Also die andere ist wieder vernünftig geworden?“

„Als Antwort auf meine Frage lobe ich mir die ihrige. Ist die andere schon einmal „unvernünftig“ gewesen?“

„Hat sie nicht Gewissensbisse gehabt, weil sie bei dem Lübecker an Bord gewesen ist?“

„Soll ich alles zweimal erzählen?“

„Als zweifache Antwort erzähle ich Ihnen, daß bald die Zeit kommt, in der die andere nicht nur wieder bei ihm an Bord geht, sondern auch dort bleibt!“

Ebba machte wieder ein anderes Gesicht und sah ihn erwartungsvoll an. „Herr Direktor, fehlt nicht

noch verschiedenes, damit es so weit kommt?“ fragte sie langsam.

„Gar nichts! Wohin ich gehe?“

„Meine Erkundigung danach war der Ursprung dieser Szene.“

Er blies sich auf. „Wo bin ich Präsident?“

„Richtig, bei denen vom Schwarzen Haupt. Richtig, richtig, Ulrich ist mir vorher auch in diesem Aufzuge begegnet!“

„Mußte. Infolge meines Ukas!“

„Ich beuge mich zur Erde. Richtig, ich habe viele in diesem Kostüm gesehen! Es gibt also etwas Feierliches? Eine Versammlung?“

„Eine außerordentliche!“

„Ich möchte dabei sein. Und von der Versammlung hängt es ab, daß Dagmar nicht nur wieder bei dem Lübecker an Bord geht, sondern auch —“

Kiekbusch stampfte mit dem Fuß auf. „Bleibt! Kleine Ebba, fragen Sie heute abend den heiratslustigen Kerl, den Tiemer! Sie erhalten Bescheid, und er seinen Kuß!“

„Das zweite kann man nicht wissen!“ —

Ebba Rustad war von ihrem Verlobten am Spätnachmittag zu einem Spaziergang abgeholt worden. Jetzt eben hatte er sich an der Haustür verabschiedet. Sie betrat das Zimmer, in welchem Dagmar saß und las.

Langsam hob die Runörose das Gesicht von dem Buch auf.

„Du strahlst ja so!“

„Lilien strahlen immer. Habe ich dir nicht gesagt, daß dein Schicksal sich nicht in Runö erfüllt?“

„Da ich übermorgen nach Runö zurückfahre, wirst du dich geirrt haben.“

„Wer weiß!“

„Ich weiß.“

„Gleich wirst du etwas anderes wissen!“

Ebba erzählte. Im Schwarzhaupthaus hatten sie eine Generalversammlung gehabt. Es war beschlossen worden, eine Reederei zu gründen und sofort ein großes Schiff auf Stapel zu legen.

„Was sagt die Runörose dazu?“ fragte Ebba.

Die Rose versah sich mit Dornen. „Was geht mich das an?“

„Sie wollen den Lübecker zum Kapitän darauf machen!“

„Ist das wahr?“

„So wahr ich hier stehe!“

Die Rose packte ihre Dornen wieder ein. „Der ist doch nicht frei,“ bemerkte sie nach einer Pause.

„Hat keine Frau und kein Schiff! Kann man freier sein?“

„Gestern hatte er noch eines.“

„Er geht mit dem Gedanken um, es in Brand zu stecken. Ulrich und der alte Kiekbusch sind unmittelbar nach der Sitzung bei ihm an Bord gewesen. Im Namen der Schwarzen Häupter. Als Ulrich später noch einmal bei ihm war, hat Duß ihm etwas mitgegeben. Hei-

heißest du Fräulein Dagmar Malmgreen?“

„Heißest du Fräulein Ebba Rustad? Was soll der Unsinn?“

„Gut, wenn du Dagmar Malmgreen bist, wird dieser Brief für dich sein.“

Ebba gab ihr einen Brief. Es war ein großer, blauer Geschäftsumschlag mit aufgedrucktem „Ulrich Tiemer, Makler und Befrachter.“

„Was will er?“ fragte Dagmar.

„Möcht' ich auch gern wissen. Vielleicht will er dich befrachten. Mach' auf!“

Dagmar öffnete. Es fiel ein zweiter in Weiß gekleideter Brief heraus.

Sie las.

„Was will er?“ fragte Ebba ungeduldig.

Dagmar ließ die Frage unbeantwortet und las noch einmal.

„Dagmar!“

„Gut. Wenn ich anstatt morgen übermorgen nach Runö führe, wäre noch Zeit dazu.“

„Wozu Zeit?“

„Er bittet mich um eine Unterredung.“

„Ulrich?“

„Albrecht!“ —

16.

Herr Franz Freudenreich in Memel gab seinem Prokuristen einen Brief.

„Eben angekommen. Lesen Sie!“

Der Prokurist las.

Riga, den 10. August 1871.

Herrn F. Freudenreich, Memel.

„Ich erhielt Ihre w. Briefe vom 31. Juli bezw. 3. August.

In Memel machten Sie mir den Vorschlag, daß Sie die R. 150, die der geschätzte Empfänger für den vermißten Wein verlangt, vorläufig auslegen und auf mein Konto setzen wollen, mit der Voraussetzung, daß ich die ausgelegte Summe allmählich abzahlen würde. Weil ich damals noch nicht bestimmt wußte, ob der Empfänger wirklich die genannte Summe beanspruchen würde, enthielt ich mich einer positiven Antwort auf Ihr geschätztes Anerbieten. Da aber der Empfänger jetzt tatsächlich seine Ansprüche aufrechthalten und dieselben durchführen will, erkläre ich mich bereit, die R. 150 aus meiner Tasche zu bezahlen und sofort. Wiederholt habe ich Ihnen erklärt, daß ich von meiner Gage lebe und grade mit ihr auskomme. Um die üblichen Nachreden darüber zu vermeiden, daß ich meine Kapitänszeit in Ihrem Dienste dazu benutzt hätte, in anfechtbarer Weise Geld zu machen, das ich jetzt dazu gebrauchte, um die R. 150 zu begleichen, erhalten Sie einliegend das beglaubigte Duplikat der Quittung über Frcs. 250, die mir der Befrachter in Cette, Herr Duroc, als Gratifikation überreichte. Damit ist der Ursprung dieses Geldes erklärt.

Ebenso sprachen Sie mir in Memel Ihre w. Ansicht aus, daß meine vorjährige Reise von Finnland

nach Gibraltar bezw. Cette Ihnen keine Vorteile, sondern Nachteile gebracht hat. Ich selber war entgegengesetzter Meinung und bin es auch heute noch, um so mehr, da meine Meinung von sämtlichen zuständigen Geschäftsleuten, deren Urteil ich eingeholt habe, durchaus geteilt wird. — In Ihrem w. Schreiben vom 31. Juli machen Sie mir nun auch Vorwürfe darüber, daß ich zu viel Geld für das Instandhalten meines Schiffes verausgabt habe. Auch in diesem Punkt ist meine Meinung das Gegenteil von der Ihrigen. Es muß für jeden Kapitän Ehrensache sein, dem von ihm geführten Schiff ein anständiges Aussehen zu geben. Mit Ausnahme von Ihnen und einiger anderer wird jeder den Kapitän nach dem Aeußeren beurteilen, das er seinem Schiff verleiht. — Ihre dritten, in dem w. Brief vom 3. August enthaltenen Vorwürfe erheben Sie gegen mich, weil ich die mir bei Ankunft in Riga angebotene Flachsfracht nicht sofort angenommen habe, sondern auf Vorschlag kompetenter, Ihnen namhaft gemachter Herren auf eine noch bessere wartete. Sie machen mich verantwortlich dafür, daß wegen meines Wartens auf die zweite Fracht infolge des Hafenbrandes aus der ersten Fracht nichts geworden ist. Sie schreiben mir, daß wir, wenn auch der Flachs verbrannt ist, nach sofortiger Annahme der ersten Fracht hätten Entschädigung beantragen können. Auf die erste Bemerkung erwidere ich, daß ich durch mein Warten nach bestem Ermessen den Vorteil von Reeder und Schiff wahrgenommen zu haben glaube. Vorgänge,

wie der Hafenbrand, sind auch für den erfahrensten Geschäftsmann nicht vorauszusehen. Was Ihre zweite Bemerkung über die eventl. Entschädigung anbetrifft, die wir beanspruchen könnten, wenn ich die erste Fracht sofort angenommen hätte, so ist es mir nicht möglich, Ihrer Berechnung, die ein unsolides Geschäft voraussetzt, zu folgen. Ich kann diese Berechnung nur mit der von Ihnen mir mündlich gemachten vergleichen, derzufolge ich Sie benachteiligt habe, weil ich „Rigel" nicht von den Franzosen kapern ließ, sondern nach Gibraltar gebracht habe.

Sie glauben, daß Sie, weil am hiesigen Platz nach Zerstörung der Flachsvorräte keine Frachten mehr vorhanden, „Rigel" wieder nach Finnland oder Norderbotten versegeln lassen wollen. Ich stimme Ihnen darin bei, da nach meinen Erkundigungen in den von Ihnen angeführten Gegenden noch verhältnismäßig gute Holzfrachten, und zwar wieder nach Südfrankreich, vorrätig sind. Weil ab Cette *speziell* für „Rigel" je nach Wahl jährlich vier Weinfrachten in Aussicht genommen waren, davon drei nach den La Platahäfen und eine nach Riga, so würde für „Rigel" das Geschäft nicht nur ein gutes, sondern auch für unberechenbare Zeit ein beständiges gewesen sein.

Dieses gute Geschäft läßt sich leider nicht verwirkchen, weil mit den Weinfrachten ab Cette nicht direkt „Rigel", sondern ich persönlich berücksichtigt werden sollte. Da Sie mir in dem letzten Werten vom August mitteilen, daß Sie „Rigel" verkaufen wollen, wird

dieses indirekte Geschäft natürlich annulliert. Ihrem Entschluß, „Rigel“ zu verkaufen, kommt der meinige entgegen, meine Stellung als Kapitän Ihrer Reederei vom heutigen Datum ab aufzugeben.

Meinem Steuermann Pohlmann habe ich das Erforderliche eröffnet. Ich verlasse heute den „Rigel“. Sie wollen künftig Ihre Korrespondenz direkt an Steuermann Pohlmann adressieren.

A. Duß,
Schiffskapitän.“

Grompel gab den Brief zurück.

„Was sagen Sie?“ fragte Freudenreich aufgeregt.

„Der Brief ist gut geschrieben.“

„Mein Gott, daß er Briefe schreiben kann, wissen wir ja. Ich will wissen, was Sie zu seinem heutigen sagen!“

Grompel zuckte die Achseln. „War es wirklich Ihre Absicht, „Rigel“ zu verkaufen?“

„Wo werd' ich! Ihm Feuer unterlegen wollt' ich! Damit er sich mehr Mühe gibt! Tun, was jeder Reeder mit seinem Kapitän tut!“

„Jeder Kapitän läßt sich es nicht gefallen.“

„Das kommt von Ihrem Brief. Ich habe mir gleich gedacht, das ist starker Tobak!“

„Ich schrieb und Sie unterschrieben.“

„Ob er wirklich geht? Wenn er geht, sind wir reingefallen!“

Grompel zuckte abermals die Achseln und antwortete nicht

„Wovon will ich leben?“ eiferte Freudenreich. „Er sagt allerdings, er sei gar nicht mehr an Bord. Ob das aber wahr ist?“

„Ich kenne Memeler Kapitäne, die hier in Memel keine Stelle bekommen konnten, nach Riga gingen und sie dort bekamen.“

„Ob wir ihm Gehaltszulage geben?“

„Wie wollen Sie das motivieren?“

„Irgend wie!“

„Wird nicht leicht sein. Erst schmeißen Sie ihn raus und nachher bieten Sie ihm goldene Berge?“

„Wir können ja sagen, daß wir nicht verkaufen wollen. Oder daß wir ihm Unrecht getan haben. Irgend was!“

„Schreiben können wir ja.“

„Sie glauben aber, daß es nichts hilft?“

„Bei dem ist es mir immer so vorgekommen, als wenn er nichts sagte, wenn nicht wirklich was dahinter steckt.“

„Denken Sie an die guten Frachten nach River Plate. Schreiben Sie sofort. Schreiben Sie ihm auch, daß wir bereit sind, die 150 Rubel zu zahlen. Sagen Sie ihm ausdrücklich, wir haben sie sofort zahlen wollen, wenn wir es auch nicht sagten. Schreiben Sie sofort!“

Sie schrieben sofort.

Aber sie bekamen keine Antwort.

Sie wiederholten das frühere in einem Einschreibebrief.

Aber auf den bekamen sie ebensowenig Antwort. —

17.

Wer heute den großen Saal des Schwarzhauptʼhauses in Riga betritt, findet die Querseite, die dem Eintretenden gegenüberliegt, nicht mehr so vor, wie sie 1871 war. Das Bild des Schwedenkönigs ist noch vorhanden. Aber man hat es höher gehängt, damit unter ihm für andere Bilder Platz würde. Es wird dadurch nicht benachteiligt. Denn der Rahmen ist oben so weit von der Wand entfernt, daß das Bild sich über den Saal neigt. Der „Beste und Treueste, den Schweden hat", sieht in diesen hinab.

Drei Gemälde sind es, denen Gustav Adolf die Stelle eingeräumt hat und die in gleichen Abständen voneinander an der Wand angebracht sind.

Das in der Mitte ist das Porträt eines alten, siebenzigjährigen Mannes in historischer schwarzer Samttracht und weißer Halskrause, mit schwerer, goldener Kette auf der Brust, an der ein großes Medaillon aus demselben Metall hängt. Das gerötete Gesicht ist weder rund noch lang; es scheint aber mehr das letztere zu sein durch den langen, weißen Bart, der bis unter die Halskrause hinabreicht und diese, wie auch den oberen Teil des Wamses, bedeckt. Von den Augenwinkeln kriechen tiefe Krähenfüße nach den Schläfen, breiten sich über dieselben aus und krallen sich ein. Die Augen sind klein und sehr hell, aber nicht unangenehm; der Blick ist fröhlich und zugleich verschmitzt. Es ist ein niederdeutsches Gesicht, das einem

Oberbürgermeister oder Senatspräsidenten von Hamburg oder Bremen hätte gehören können.

Aus dem Gemälde rechts sieht das Brustbild eines schönen Mannes, der in der Blüte des Lebens dargestellt ist. Die Tracht ist dieselbe, wie auf dem anderen Bilde; also die holländische oder niederdeutsche Amts- und Festtracht aus dem sechzehnten Jahrhundert. Aus der Halskrause hebt sich ein Kopf mit blondem Haar, das sich an den Schläfen wölbt und eine Welle bildet. Das Gesicht hat frische Farben und dunkelblaue Augen. Der Schnurrbart ist nicht aufgedreht; unter ihm, nur so breit wie das Kinn bleibend, fällt der blonde Bart über die Halskrause auf das schwarze Samtwams hinab.

Das dritte Bild links von dem Weißbart stellt eine junge, schöne Frau dar. Sie schaut aus dem Rahmen weniger heraus, als daß sie lächelt. Auch sie trägt die alte Tracht. Aber der Samt des Kleides ist nicht schwarz, sondern dunkelrot; aus dem sehr breiten, aus dem roten Samt nach oben kommenden und sich nach allen Seiten öffnenden und aufblühenden Kelch des Spitzenkragens hebt sich das Haupt wie eine zweite Blume aus einer ersten. Sie hat dunkle Augen. Von derselben Farbe sind die Brauen und das volle Haar, das auf dem Scheitel eine kleine Bürgerkrone aus Perlen trägt. Die natürliche Schönheit des Gesichts und der Augen wird vermehrt durch den Ausdruck des Glücks, das der Frau in dem Bilde, wenn man dieses

von der Mitte des Saales aus betrachtet, die Wirkung verleiht, als leuchte dort ein näherkommendes Gestirn.

Menschen in der Tracht einer alten Zeit, wenn es ihre alltägliche gewesen, können heute nicht mehr existieren. Die drei in den goldenen Rahmen leben auch nicht mehr. Zwei von ihnen sind trotzdem erst vor wenigen Jahren gestorben. Die Tracht, in der sie hier gemalt sind, war nicht ihre alltägliche, sondern sollte ein Zeichen der Erinnerung sein der Verbindung zwischen ihren Personen und der Vergangenheit. Der mit dem weißen Bart starb schon vor Jahrzehnten.

Sein Bild und rechts und links von ihm die des blonden Mannes und der schönen Frau mit den Perlen im Haar sind an jener Querwand angebracht, damit der, der in den Saal kommt, sie zuerst und anfangs auch als einziges sieht. Denn an die Namen derjenigen, die auf ihnen gemalt sind, knüpft sich die Neuschaffung der Kompagnie der Schwarzen Häupter. Der alte Kiekbusch, der den Gedanken dazu gehabt; Albrecht Duß, der den Gedanken ausgeführt und die Pfarrerstochter aus Runö, die mit dem alten Kiekbusch dazu beigetragen hatte, daß der Lübecker in Riga blieb. Die Perlenkrone, die sie im Haar trägt, ist das Hochzeitsgeschenk derer vom Schwarzen Haupt.

Der Lübecker hatte sich den Schwarzen von Riga einverleibt und war auf einem Gebiet, das unter ihnen noch brach lag, einer ihrer Ersten und Tüchtigsten geworden. Mit dem neuen großen Vollschiff „Der heilige Moritz", der unter der Schwarzhäupterflagge, eines

Negerkopfes im gelben Felde, fuhr, hatte er für Riga seine erste, gute Reise gemacht. Im folgenden Sommer kam er mit Wein aus Cette zurück, ging abermals nach Cette, brachte Wein nach Buenos Aires und kam zurück, als die Schwarzhäupter eben mit dem Bau eines zweiten großen Schiffes angefangen hatten. Nach der Buenos-Aires-Reise hatte er sich mit Dagmar Malmgreen verheiratet. Jetzt ging sie nicht nur zu ihm an Bord; sie blieb auch dort, wie es der alte Kiekbusch vorausgesagt hatte.

Als sie sahen, daß sie gute Geschäfte machten, bauten sie außer dem zweiten Schiff noch eine ganze Reihe. Jenes zweite bekam den Namen „Gottlieb Kiekbusch", das dritte „Rose von Runö", das vierte „Lilie von Helsingfors". Für das dritte und vierte hatte es Kiekbusch so bestimmt. Da sie aber noch bessere Geschäfte machen wollten und konnten, bauten sie anstatt der Segelschiffe, mit denen es auf der ganzen Welt abwärts ging, Dampfer. Diese gingen mit Flachs über den Atlantik und brachten aus Amerika Ladungen zurück, die in den Ostseehäfen gebraucht wurden. Das ist die mächtige Dampfergesellschaft, die mit dem Namen der Schwarzen von Riga eng verbunden und von ihnen gegründet, noch heute besteht. Hanseaten mit neuem Namen und Zielen, aber von altem Hanseatengeist, wie es der alte Kiekbusch gewünscht.

Nach zehn Jahren machten sie den Lübecker zum Inspektor ihrer sämtlichen Schiffe mit dem Sitz in

Riga und bald darauf zum Direktor ihrer Reederei und gleichzeitig zum Präsidenten des Bundes vom Schwarzen Haupt.

Menschen und Menschenwerk sind vergänglich. Das Riga von heute ist nicht mehr das von 1871. Damals war es noch zu zwei Dritteln deutsch; heute ist es das nur noch zu einem Viertel. Wenn man es heute von der Düna aus sieht, gleicht es einer Kasernenfront, wie das von der See gesehene Helsingfors. Nur die beiden Eckpavillons des Hauses der Reedereifirma Seeberg sind das besondere in der Einseitigkeit der hellen Reihe. Auch die Seemannssprache, die um 1871 in Riga noch ausschließlich deutsch war, ist heute lettisch. Die Schiffe mit ihrer deutschen Ordnung und Sauberkeit haben anderen Platz gemacht.

Aber erhalten sind auch heute noch starke Reste der Erinnerung an die Vergangenheit und innerhalb oder trotz des materiellen Erwerbs- und Spekulationsgeistes die befruchtende Kraft der alten Hansa, auf deren Beispiel man sich in Riga auch jetzt mehr beruft, wie in Deutschland. Und wenn bei Festlichkeiten und Gelagen im großen Saal des Hauses der Schwarzen Häupter der Vorsitzende das erste Glas trinkt, dann steht er auf und trinkt auf das Wohl der Drei, die über ihm aus dem Rahmen schauen, und er tut es mit Wein aus Frontignan, durch den der Lübecker an den Tisch geführt wurde, der dort an der Wand steht. Mit demselben Wein, der wie Tinte aussieht, aber tatsächlich eine Tintensorte war, durch welche die

Hanseaten von Riga nicht dümmer, sondern klüger geworden sind.

Erst, wenn mit dem ersten Glas den Toten eine Erinnerung gewidmet ist, trinken sie das zweite Glas.

Dr 63/69:H

PT
2631
A57S3

Parlow, Hans
Die Schwarzhäupter von Riga

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 12 05 10 013 4